

ZÜRICH

EIN KRITISCHER BLICK

Seminarwoche **HS20**

04	Organisation / Teilnehmende
06	Zürich in Zahlen
08	Information / Tagesprogramm
14	Tag 01 - Seefront
74	Tag 02 - Wohnen
98	Tag 03 - Infrastruktur
116	Tag 04 - Freiraum
138	Tag 05 - Best Of
170	Texte - Aktuelle Themen
222	weiterführende Literatur

ORGANISATION/ TEILNEHMER

Begleitet von

Mike Guyer

Assistenten

Kathrin Sindelar

Ania Tschenett

Moritz Hostenstein

Cornel Stäheli

Stefan Jos (Organisation)

Teilnehmende

Marlene Braun

Timon Brändle

Seraina De Martin

Sara Graf

Sven Joliat

Leonie Leitlein

Yves Péclard

Carina Ragg

Martin Riewer

Angela Roth

Nora Schären

Mauritz von Kardorff

Nicolas Wittig

Kaspar Zilian

Departement Architektur

Professur Annette Gigon / Mike Guyer

Architektur und Konstruktion

ETH Hönggerberg

HIL E 15

Stefano-Franscini-Platz 5

CH 8093 Zürich

+41 44 633 06 14

Wichtige Telefonnummern:

Polizei 117

Feuerwehr 118

Ambulanz 144



ZÜRICH IN ZAHLEN

Gründung der freie Reichsstadt Zürich: 1262
Beitritt bei der Eidgenossenschaft: 1351
Gesamtfläche Stadt Zürich: 91.9 km²
Höhe des Seespiegels: 406 m ü.M.
Anzahl Kreise: 12

Total Wohnbevölkerung: 428'737
Ausländeranteil an der Gesamtbevölkerung: 32%
Bevölkerungswachstum bis 2040: +20%
Anzahl Wohnungen: 225'294
Durchschnittlicher Wohnflächenverbrauch: 41m² p.P.

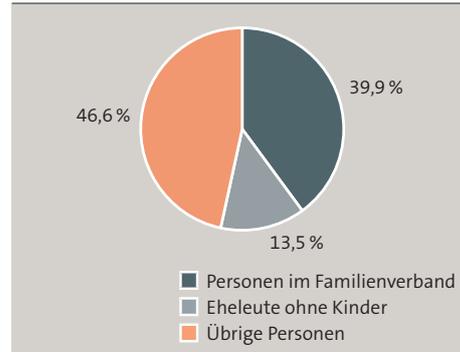
Beschäftigte in der Stadt Zürich: 478'300
Beschäftigungswachstum bis 2040: +15%
Arbeitslosenquote: 2.6%

Trinkbrunnen in der Stadt Zürich: 1'200
Wasser in Zürich:
70% Seewasser
15% Grundwasser
15% Quellwasser
Durchschnittlicher Wasserverbrauch p.P./ Tag: 160 Liter

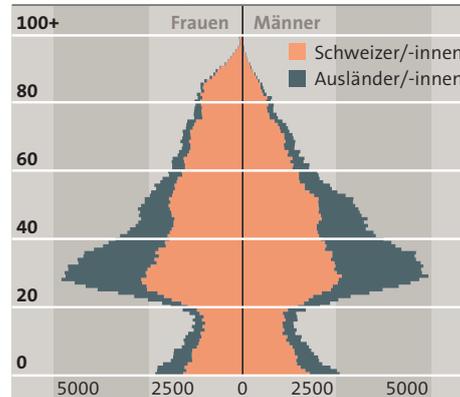


Gebäude und Wohnungen	
Gebäudebestand 2016	54 158
Wohngebäude	35 206
Einfamilienhäuser	27,0%
Mehrfamilienhäuser	49,6%
übrige Wohngebäude	23,4%
Wohnungsbestand 2016	219 950
Baugenossenschaftswohnungen	17,7%
Eigentumswohnungen	9,3%
Neu erstellte Wohnungen 2016	2 995
Wohnungen nach Zimmerzahl, 2016	
6+	2,7%
5	5,9%
4	21,1%
3	36,0%
2	22,3%
1	11,9%
Unterhaltung	
Museen 2015	37
Theater 2015	38
Kinos 2015	19
Verpflegungsbetriebe 2016	2 187
davon Nachtcafés	618

Wohnbevölkerung nach Familienstellung, 2016



Wohnbevölkerung nach Alter, 2016



INFORMATION / TAGESPROGRAMM

Allgemein:

Reisezeit Montag 19.Oktober – Freitag 23.Oktober 2020

Tagesreisen: zu Fuss, mit dem Fahrrad und den öffentlichen Verkehrsmitteln

Tag 01, Montag, 19.10.2020 – SEEFRONT

Programm:

8:30-17:00 - Spaziergang entlang der Seefront
- Besichtigungen von und Führungen in Gebäuden entlang der Seefront

ab 17:00 - Vortrag von Barbara Burren und Detlev Schulz (GFA Architekten)
- Fragen und Diskussionsrunde mit Barbara Burren, Detlev Schulz, Katrin Gügler (Direktorin Amt für Städtebau) und Mike Guyer
- Kochen und Abendessen

Beginn:

8:30 - Treffpunkt: Pavillon Le Corbusier (Höschgasse 8, 8008 Zürich), individuelle Anreise
- Begrüssung, Einführung, Führung Arthur Rüegg

Ende:

ca. 21:00 - Basislager (Mythenquai 67, 8002 Zürich), individuelle Heimreise

Tag 02, Montag, 20.10.2020 – WOHNEN

Programm:

- 8:30-18:30** - Fahrradfahrt durch Zürich
- Besichtigungen von und Führungen in Wohngebäuden
- ab 18:30** - Kochen und Abendessen
- Diskussionsrunde mit Kaschka Knapkiewicz, Axel Fickert, Philipp Esch, Oliver Lütjens und Mike Guyer

Beginn:

- 8:30** - Treffpunkt: Basislagern (Mythenquai 67, 8002 Zürich), individuelle Anreise
- E-Bike Ausgabe

Ende:

- ca. 21:00** - Basislagern (Mythenquai 67, 8002 Zürich), individuelle Heimreise

Tag 03, Mittwoch, 21.10.2020 – INFRASTRUKTUR

Programm:

- 8:30-18:30** - Fahrradfahrt durch Zürich
- Besichtigungen von und Führungen in Infrastrukturgebäuden mit Werner Huber
- ab 18:30** - Kochen und Abendessen
- Vortrag von Andreas Sonderegger (pool Architekten) über die Hardturmentwicklung mit dem Fussballstadion
- Diskussionsrunde mit Werner Huber, Andreas Sonderegger und Mike Guyer

Beginn:

- 8:30** - Treffpunkt: Basislagern (Mythenquai 67, 8002 Zürich), individuelle Anreise

Ende:

- ca. 21:00** - Basislager (Mythenquai 67, 8002 Zürich), individuelle Heimreise
- E-Bike Rückgabe

Tag 04, Donnerstag, 22.10.2020 – FREIRAUM

Programm:

9:00-17:00 - Besuch im Büro Günther Vogt und dessen Wunderkammer
- Besichtigungen von Freiräumen, Plätzen und Parks
- Besuch im Studio Vulkan

ab 17:00 - Kochen und Abendessen
- Vortrag von Lars Ruge (Vogt Landschaftsarchitekten) über die Quaianlagen entlang des Zürichsees
- Diskussionsrunde mit Lars Ruge, Thomas Kissling und Mike Guyer

Beginn:

9:00 - Treffpunkt: Büro Vogt Landschaftsarchitekten AG, Stampfenbachstrasse 57, 8006 Zürich

Ende:

ca. 21:00 - Basislager (Mythenquai 67, 8002 Zürich), individuelle Heimreise

Tag 05, Freitag, 23.10.2020 – BEST OF

Programm:

8:30-13:00 - gemeinsamer Kaffee im «Cafe Campo» (Molkenstrasse 7, 8004 Zürich)
- Besichtigungen - Best off

ab 13:00 - Vorbereitung Präsentationen
- Schlusskolloquium mit Zilla Leutenegger und Mike Guyer
- Kochen und Essen

Beginn:

8:30 - Treffpunkt: «Cafe Campo» (Molkenstrasse 7, 8004 Zürich), individuelle Anreise

Ende:

ca. 21:00 - Basislager (Mythenquai 67, 8002 Zürich), individuelle Heimreise
- Verabschiedung

BASISLAGER

Mythenquai 67, 8002

„Stadtauswärts, am westlichen Ufer des Zürichsees, bildet das im Schweizer Holzbaustil errichtete Bootshaus des Polytechniker Rudervereins den Auftakt der Rudervereine entlang des Mythenquais. 1902 entworfen von Jacques Gros, dem Architekten des Luxushotels Dolder Grand, ist es das älteste Bootshaus der Schweiz und von denkmalpflegerischer Bedeutung. In gut dreimonatiger Umbauzeit haben Joos & Mathys Architekten (Zürich) das Obergeschoss kürzlich umgebaut. Der Verein hatte die Architekten aus vier Büros in einer internen Abstimmung ausgewählt und in Eigenarbeit unterstützt.

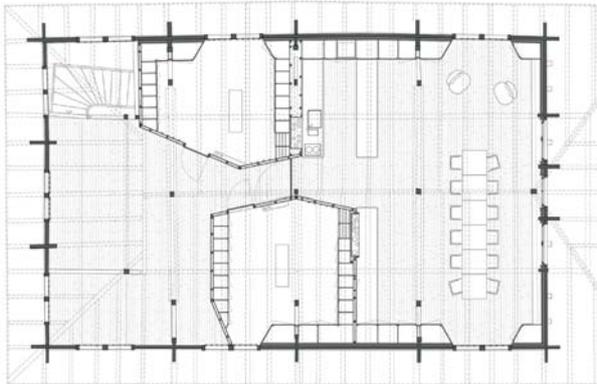
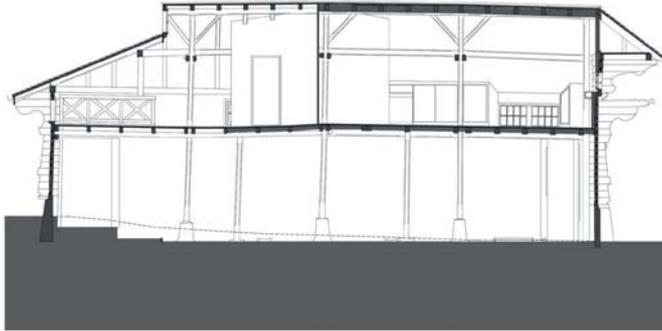
Die über dem ebenerdigen Bootspark gelegenen, ungedämmten Clubräume und das dunkle, in die Jahre gekommene Interieur boten nicht allzu viel Aufenthaltsqualitäten. Ein Ziel des Umbaus war es, mit den neu gestalteten Räumen ganzjährig zu einem aktiven Clubleben einzuladen. Freundliches Fichtenholz prägt nun den Clubraum, die Umkleiden und den Trainingsbereich. Der Boden besteht einheitlich aus naturbelassenen Dielen. Das helle Holz bildet einen effektvollen Kontrast zur historischen, dunklen Dachkonstruktion und bringt diese dadurch neu zur Geltung.

Die beiden Umkleideräume wurden ebenfalls in Fichte ausgestattet; auf dem Boden kam hellgrünes Linoleum zum Einsatz. Ihre freiwinkligen Grundrisse gliedern das Geschoss in einen vorderen Trainingsbereich und den seeseitigen Clubraum. Der Clubraum bietet Ausblick aufs Wasser, Platz für 50 Personen und eine neue Küche. Kniestockschränke an den Seitenwänden und große, zweiflügelige Fächer im oberen Bereich der Stirnwand schaffen Stauraum.

Die Beleuchtung lässt die ehemals dunklen Räume in neuem Licht erstrahlen. Rückwärtig an den Holzbalken angebrachte LED-Leisten sorgen für gleichmäßiges Licht. Ein ringförmiger Leuchter aus unterschiedlichen Glühbirnen schmückt den Clubraum. In abgewandelter Form taucht das Design im Trainingsbereich auf. Vorbild war ein von Jonathan Roeder entworfener Leuchter für das Zürcher Antiquariat Peter Bichsel. Joos & Mathys haben ihn weiterentwickelt und eigenhändig montiert. Die Rudersaison 2018 ist in voller Fahrt.“

Auszug aus Text von Veronika Weisner, Baunetz.de





TAG 01

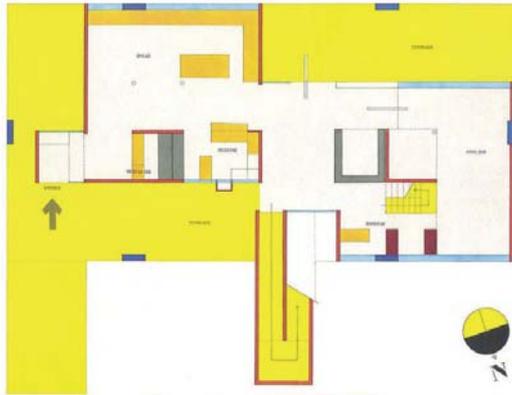
- 01 Pavillon Le Corbusier
 - 02 Ferro Haus
 - 03 Riesbach Pavillon
 - 04 Verwaltungsgebäude Alusuisse
 - 05 Seebad Utoquai
 - 06 Bootsvermietung Lago
 - 07 Sechseläutenplatz
 - 08 Parkhaus Opéra Pavillions
 - 09 Opernhaus
 - 10 Tramwarte Halle und Dienstgebäude
 - 11 Bellevue-Haus
 - 12 Bürkliplatz
 - 13 Villa und Geschäftshaus Rosau
 - 14 Kongresshaus
 - 15 Rotes Schloss
 - 16 Ehemaliger Hauptsitz IBM Schweiz
 - 17 Weisses Schloss
 - 18 Schweizerische Lebensversicherung und Rentenanstalt
 - 19 Seebad Enge
 - 20 Zurich Insurance Group
 - 21 Swiss Re
 - 22 Swiss Re Next
 - 23 Schweizerische Rückversicherungsgesellschaft
 - 24 Clubhaus Swiss Re
-
- X1 Ausstellung im ZAZ Bellerive - Zentrum Architektur Zürich



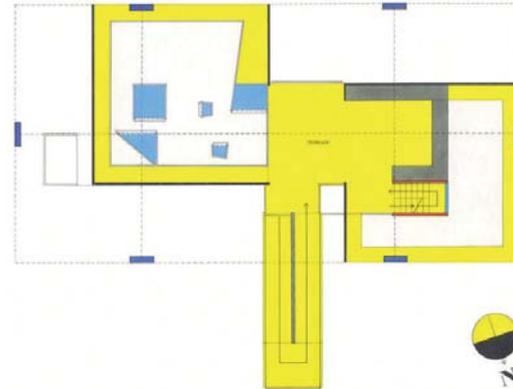
**01 Pavillon Le Corbusier, Le Corbusier, 1967 (Instandsetzung: Rüegg & Schmed, 2019)
Höschgasse 8, 8008**

Le Corbusiers letztes Bauwerk und sein einziges in Zürich ist ein Vermächtnis. Die Anregung und den Auftrag dazu hatte die Innenarchitektin und Galeristin Heidi Weber gegeben. Das Land im Park am Zürichhorn hatte die Stadt für fünfzig Jahre im Bau-recht zur Verfügung gestellt. Danach wurde aus dem privaten ein öffentlicher Ausstellungspavillon. Der hochverehrte und einflussreiche Meister nannte ihn „La Maison d’Homme“, und verstand ihn als Symbol einer zeitgemässen Behausung. Bildhaft überspannt ein auf und ab gefaltetes Dach den zweigeschossigen, in zwei kubische Einheiten gegliederten Baukörper. Eine seitlich angesetzte Rampe aus Sichtbeton führt bis auf die Dachterrasse. Die Gebäudehülle besteht aus Glasscheiben und Stahlblechelementen, die teils rot, gelb oder grün emailliert an Mondrian erinnern. Überall sichtbar ist das modulare, tragende Gerippe aus verschraubten Stahlprofilen - eine einmalige Konstruktion in Le Corbusiers Œuvre. Natürlich folgen sämtliche Masse seinem vom Menschen abgeleiteten Proportions-system „Modulor“. Insgesamt bietet die einzigartige, begehbare Architekturskulptur ein weites Spektrum aus der Ideenwelt des wohl bedeutendsten Schweizer Architekten des 20. Jahrhunderts. MH

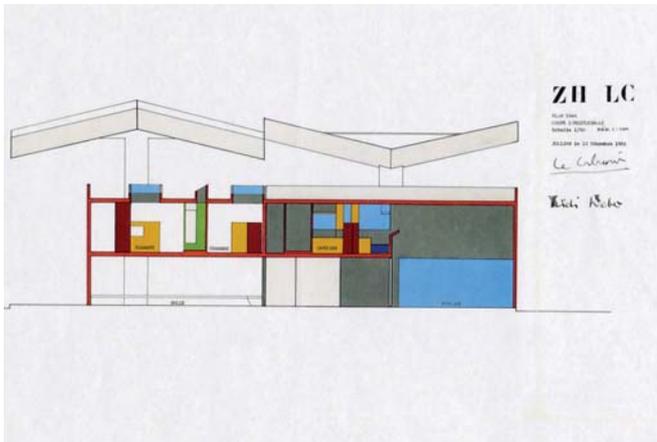




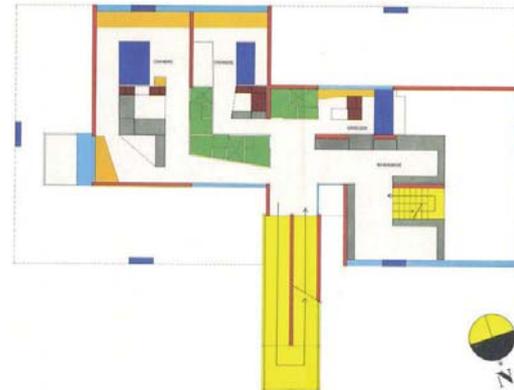
N 1
ZH LC
Plan 1948
Scale 1:500
Architects: Le Corbusier
Date: 11 November 1948
Le Corbusier
Hélène Bréchet



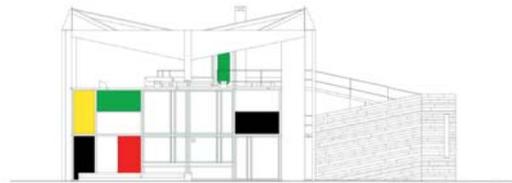
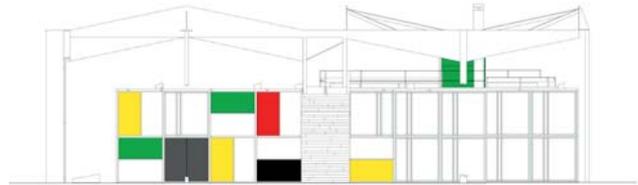
N 3
ZH LC
Plan 1948
Scale 1:500
Architects: Le Corbusier
Date: 11 November 1948
Le Corbusier
Hélène Bréchet

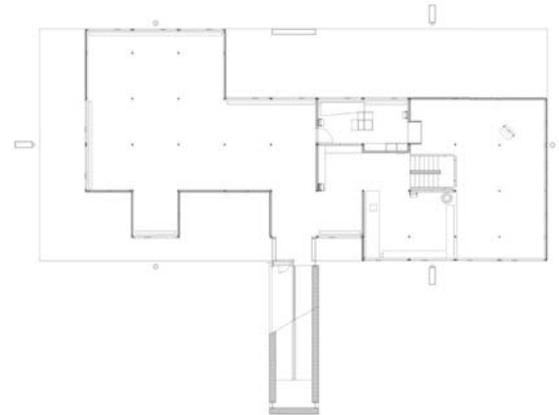
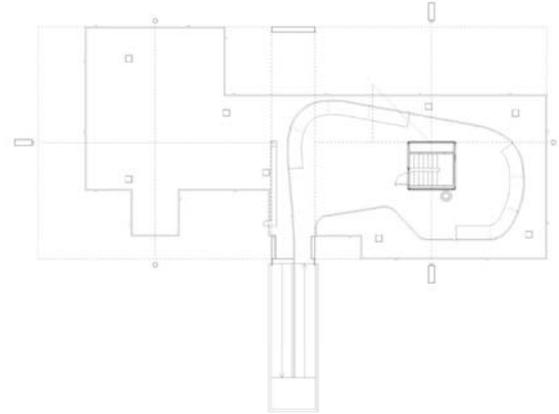
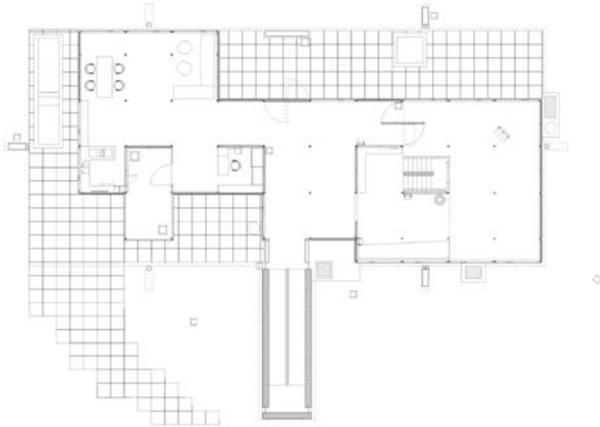


ZH LC
Plan 1948
Scale 1:500
Architects: Le Corbusier
Date: 11 November 1948
Le Corbusier
Hélène Bréchet



N 2
ZH LC
Plan 1948
Scale 1:500
Architects: Le Corbusier
Date: 11 November 1948
Le Corbusier
Hélène Bréchet



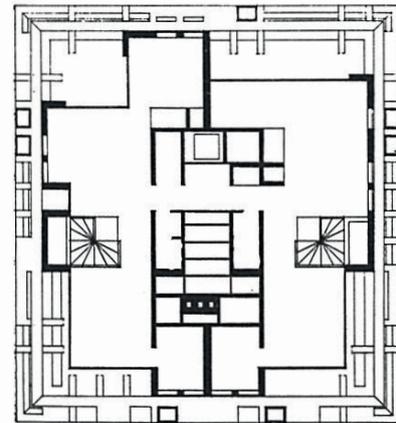
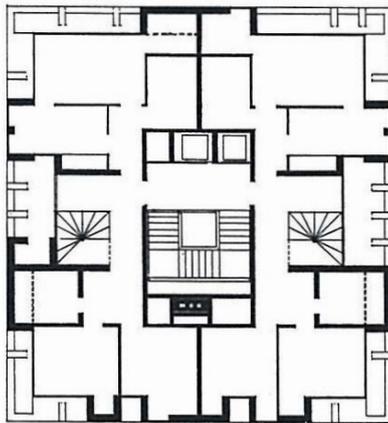
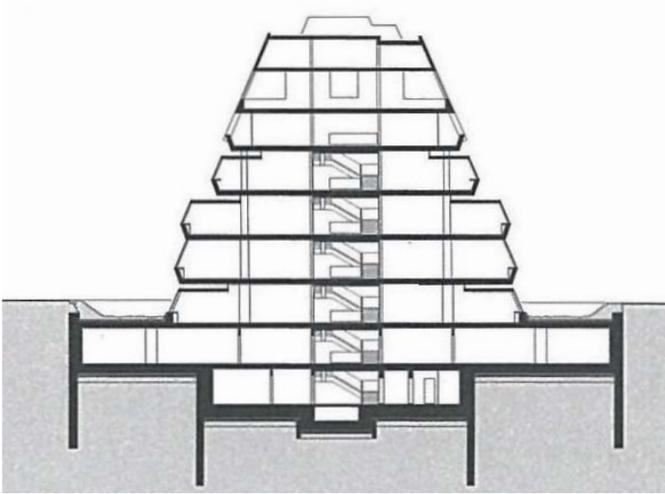


02 Ferro-Haus, Justus Dahinden, 1971

Bellerivestrasse 34, 8034

Sogar dem deutschen Nachrichtenmagazin „Spiegel“ war Justus Dahindens Pyramide einen Artikel wert: „Rosthaufen am See“ würden die „Zürcher“ das Wohn- und Geschäftshaus des schwedischen Metallkonzerns Ferrolegeringar nennen. Damit spielt das Magazin auf die Fassade aus Cortenstahl und bronzefarbenen Fenstern an. Dabei hatte der Rost nicht nur eine ästhetische Funktion. Der zunächst fortschreitende und dann stoppende Rostprozess sollte das Material dauerhaft machen, was jedoch selten gelang – der Stahlbau rostete weiter. Für Aufsehen sorgte das Ferro-Haus vor allem wegen seiner Form. Justus Dahinden reagierte auf die Bauvorschriften, die eine Abtrepung des Gebäudes nach oben verlangten. Also setzte der formstarke Architekt eine Pyramide in die erweiterte Parkanlage am See. Über den Büroflächen der unteren Geschosse gab es ursprünglich zwei Wohngeschosse mit Attikawohnungen. Seit 1993 beherbergt das inzwischen sanierte Haus eine Klinik. WH



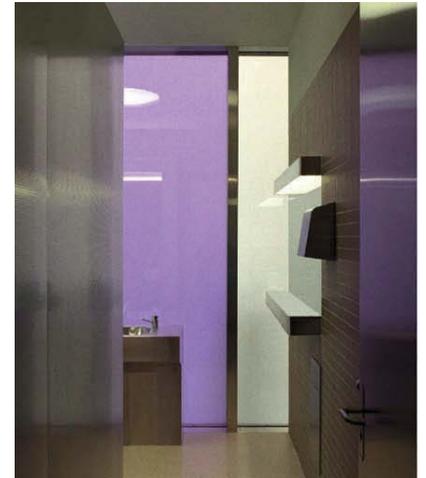
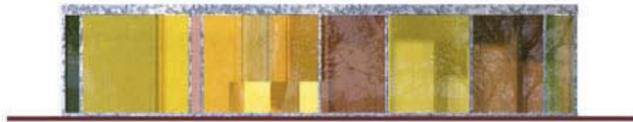
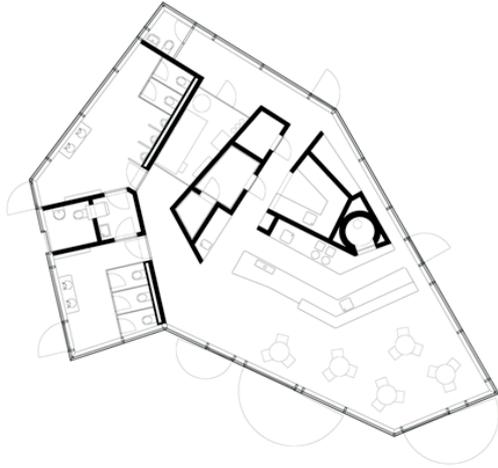


03 Riesbach Pavillon, Andreas Fuhrmann Gabrielle Hächler Architekten, 2003

Seefeldquai 51, 8008

Der neue Kiosk ist als Pavillon im denkmalgeschützten Park am See gedacht, als Objekt zwischen den Bäumen wird er sich als weiteres Glied in die Freizeitlandschaft eingliedern. Grundsätzlich wird eine einheitliche Behandlung der Fassaden angestrebt und die Differenzierung von vorne und hinten weitgehend aufgehoben, zugunsten einem objekthaften, skulpturalen Erscheinungsbild. Der Neubau ist prinzipiell als Stahlbau gefertigt, um Leichtigkeit und Transparenz zu erzeugen. Die einzelnen Gläser sind farbig und mehr oder weniger transparent. Dadurch wird der Kiosk nachts zum leuchtenden Objekt im Park und bildet auch am Abend eine Attraktion für Flanierende. Die Farbigkeit gibt dem Pavillon ein mediterranes Flair und verleiht ihm seine spezifische Identität. Der neue Baukörper formuliert dank seiner polygonalen Grundrissform mit einfachen Mitteln die aussenräumlichen Bezüge. Der Hauptzugang des Kiosks und der Aussenbereich für den Sommerrestaurant-Betrieb wird durch die konkave Abwicklung der Fassade und die Orientierung zum See betont. Der Kiosk besteht aus einem begehbaren Verkaufsraum, der im Sommer grosszügig geöffnet werden kann. Die Zugänge zu den öffentlichen Toiletten sind durch die spezifische Geometrie vom Restaurant- Aussenbetrieb abgewandt und erlauben eine gute soziale Kontrolle. Der polygonale Baukörper will nicht als formales Vokabular verstanden sein, sondern als Arbeitsmittel, das einen weichen, situativen Umgang mit Raum, Programm und Kontext erlaubt.

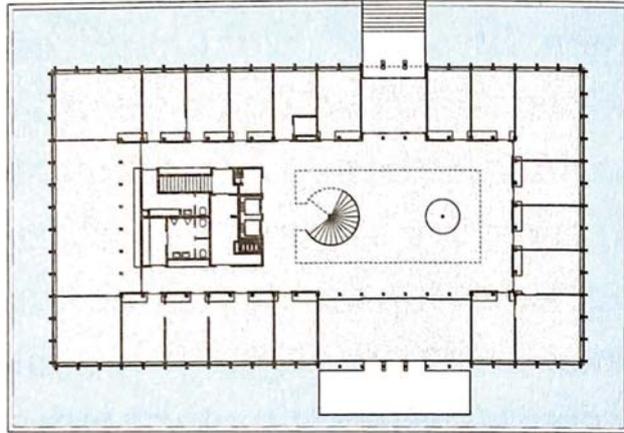
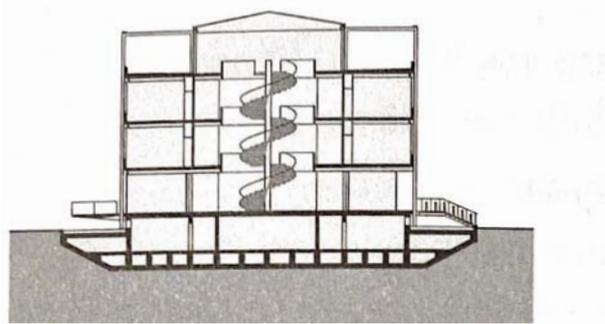




04 Verwaltungsgebäude Alusuisse, Hans Hofmann, 1956 (Sanierung: Meier + Steinauer Architekten, 2006)
Feldeggstrasse 4, 8004

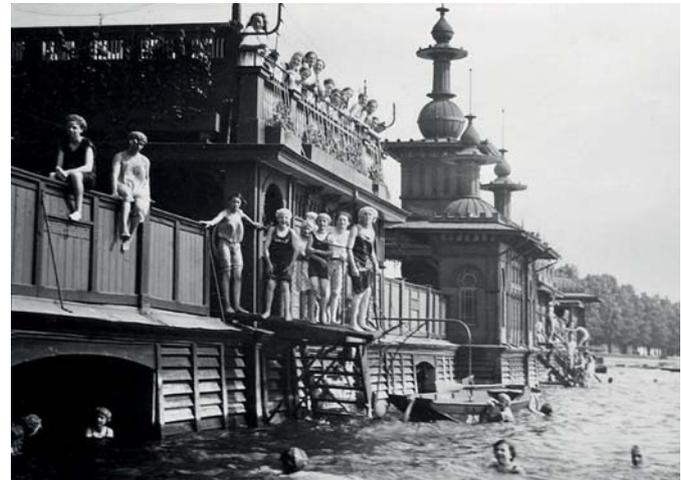
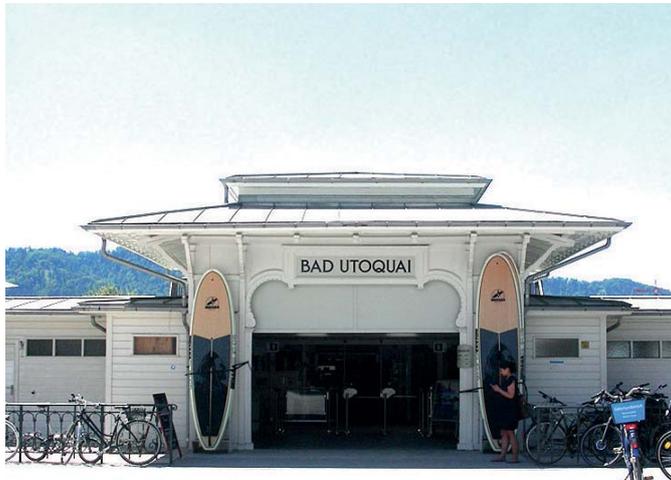
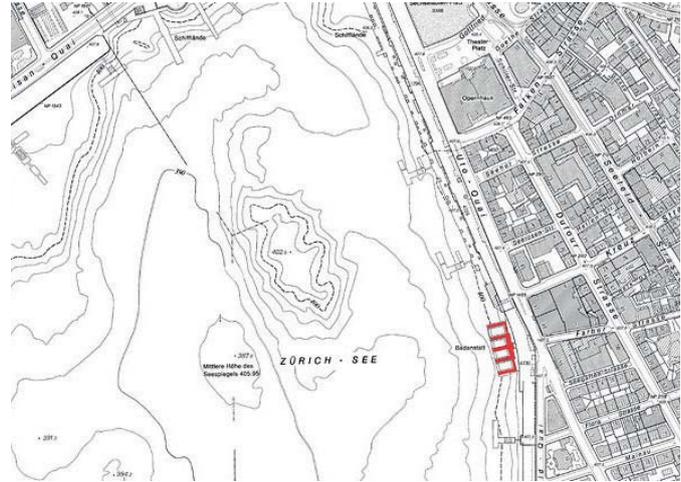
Die schweizerische Aluminium-Industrie eröffnet den Reigen von Bürohäusern, die eine Villa verdrängten – hier Alfred Friedrich Bluntschli Villa Tschannen von 1897. An ihrer Stelle setzte Architekt Hans Hofmann ein Verwaltungsgebäude, das in seiner Modernität der Zeit voraus war. Aus einem strengen Raster entwickelte er das dreigeschossige Volumen, das die schlanken Fassadenprofile um ein viertes Geschoss erhöhen. Das Gebäude ist wie in einem amerikanischen Businesspark in die Landschaft gesetzt. Weder Mauern noch Zäune oder Hecken trennen das Grundstück ab. Für Distanz sorgt einzig das Wasserbecken, in dessen Mitte das Haus steht. Schiebefenster boten ideale Lüftungsverhältnisse, und die exakte im Fensterraster platzierten Pendelleuchten bekräftigten die rigide Struktur auch nachts. Im Inneren verbringt sich eine über alle Geschosse reichende Halle mit einer grosszügigen Spindeltreppe. Sie erschliesst die Galerien, an denen die Büros aufgereiht sind. WH

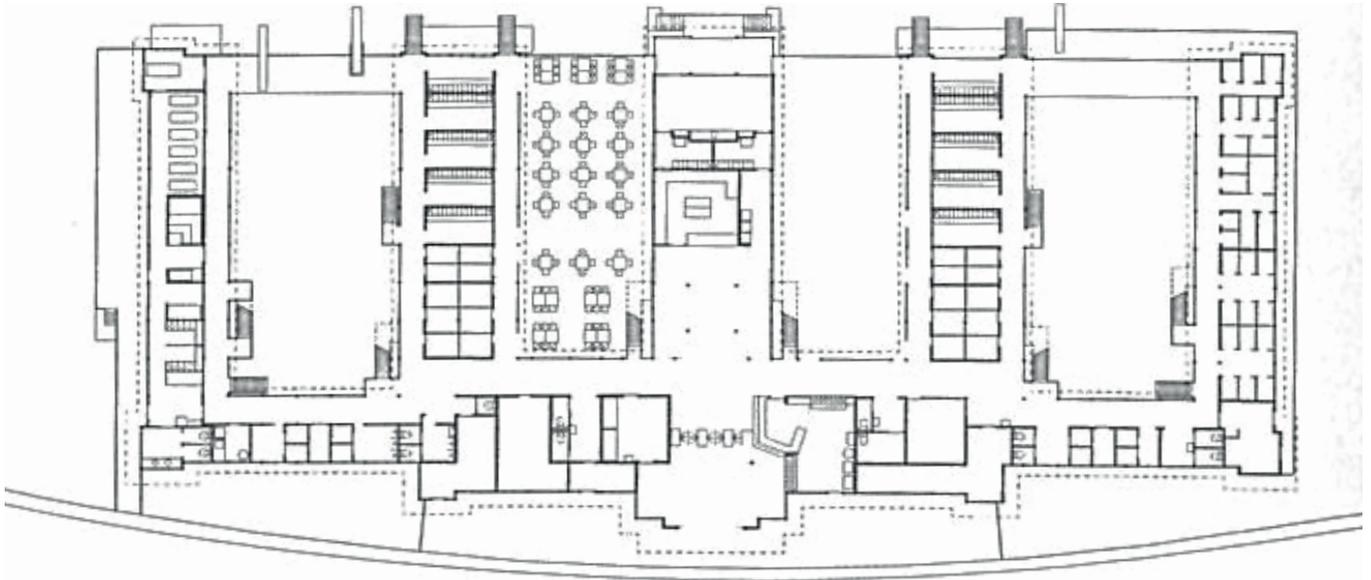




05 Seebad Utoquai, William Henri Martin, 1890 (Neugestaltung Oberdecks: Balz Amrein, 2009)
Utoquai 50, 8008

Wie die Synagoge oder die abgebrochene Fleischhalle („Kalbshaxenmoschee“) wurde auch die Badeanstalt Utoquai im maurischen Stil errichtet – ein beliebter Stil für Badeanstalten, wie etwa die „Badewannenmoschee“ in Winterthur zeigt. Bei dem auf Pfählen im See stehenden Bad am Utoquai hatte nicht nur die Architektur eine exotische Note, sondern auch die Nutzung: Erstmals konnten hier beide Geschlechter das gleiche Bad nutzen, wenn auch fein säuberlich getrennt: Es gab vier gegen den See hin offene Becken für die Mädchen, die Frauen, die Knaben und die Männer. Schon 1908 erhielt das Bad die erste Sonnenterrasse, 1942 mussten die charakteristischen Kuppelbauten weiteren Terrassen weichen. Von 1973 bis 1975 sanierte die Stadt das Bad gründlich und verstärkte dabei auch die Pfahlfundation. Vom einstigen maurischen Stil ist heute kaum mehr etwas übrig geblieben, doch die Grundstruktur des Kastenbads ist noch immer erhalten. WH



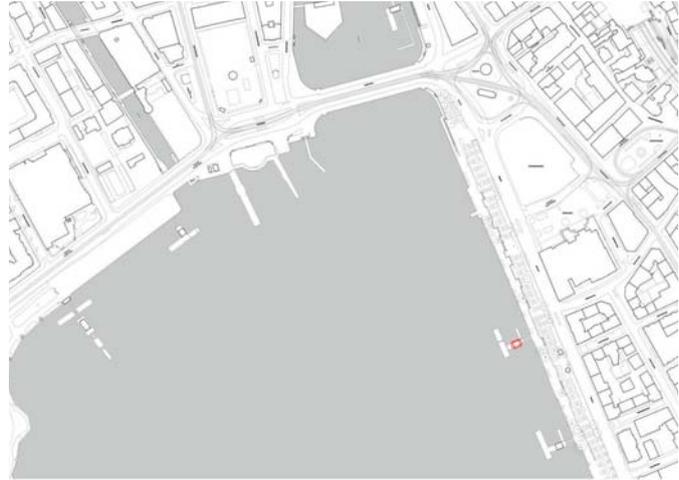


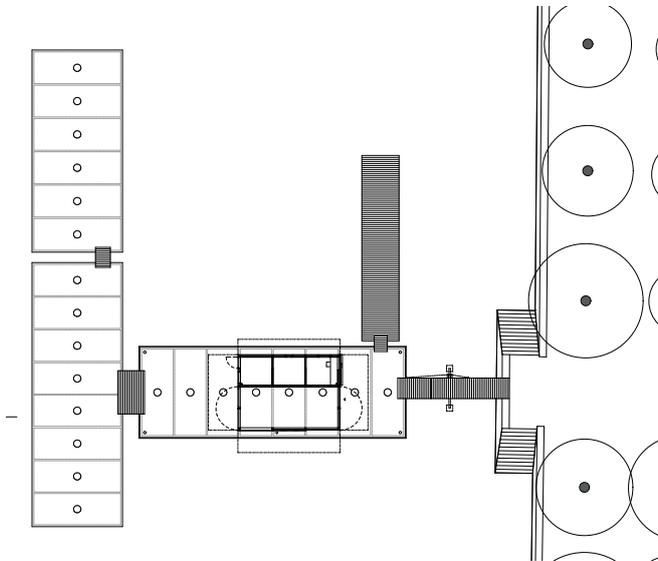
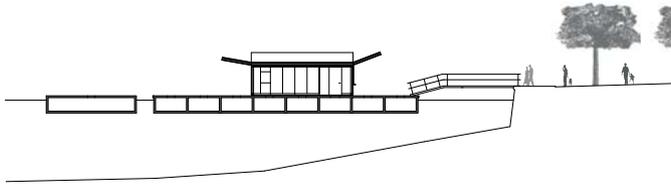
06 Bootsvermietung Lago , Stoos Architekten, 2008 Utoquai 6, 8008

Kleinbauten im öffentlichen Raum sind eine zentrale Komponente der Qualität in einem städtischen Umfeld. Kioske, Toilettenanlagen und Bootsvermietungen sind die baulichen Schnittstellen zu einer städtischen Infrastruktur-Dienstleistung. Die sorgfältige und prägnante Gestaltung von Kleinbauten hat eine lange Tradition in der Stadt Zürich. Der beträchtlichen Anzahl von Kleinbauten wird mit einem den vielfältigen Nutzungen entsprechenden, variablen Corporate Design begegnet.

Die Tragkonstruktion der Pavillons in Leichtbauweise ist spezifisch auf einen Sommerbetrieb ausgelegt. Der Betonponton wirkt zusammen mit dem Seewasser als Wärmespeicher, Speichermasse und Temperatenausgleich. Die Bootsvermietung ist aussen mit Messing und innen mit silberglasierenden OSB Platten verkleidet.

Die rechteckige Allseitigkeit und die Anordnung der Vordächer resultieren aus der Logik der Situation auf dem Wasser. Dennoch gibt es Gerichtetheit: Die prägnanten Dächer winken die von der Stadt her Promenierenden heran und befördern den Blick auf das Wasser hinaus.

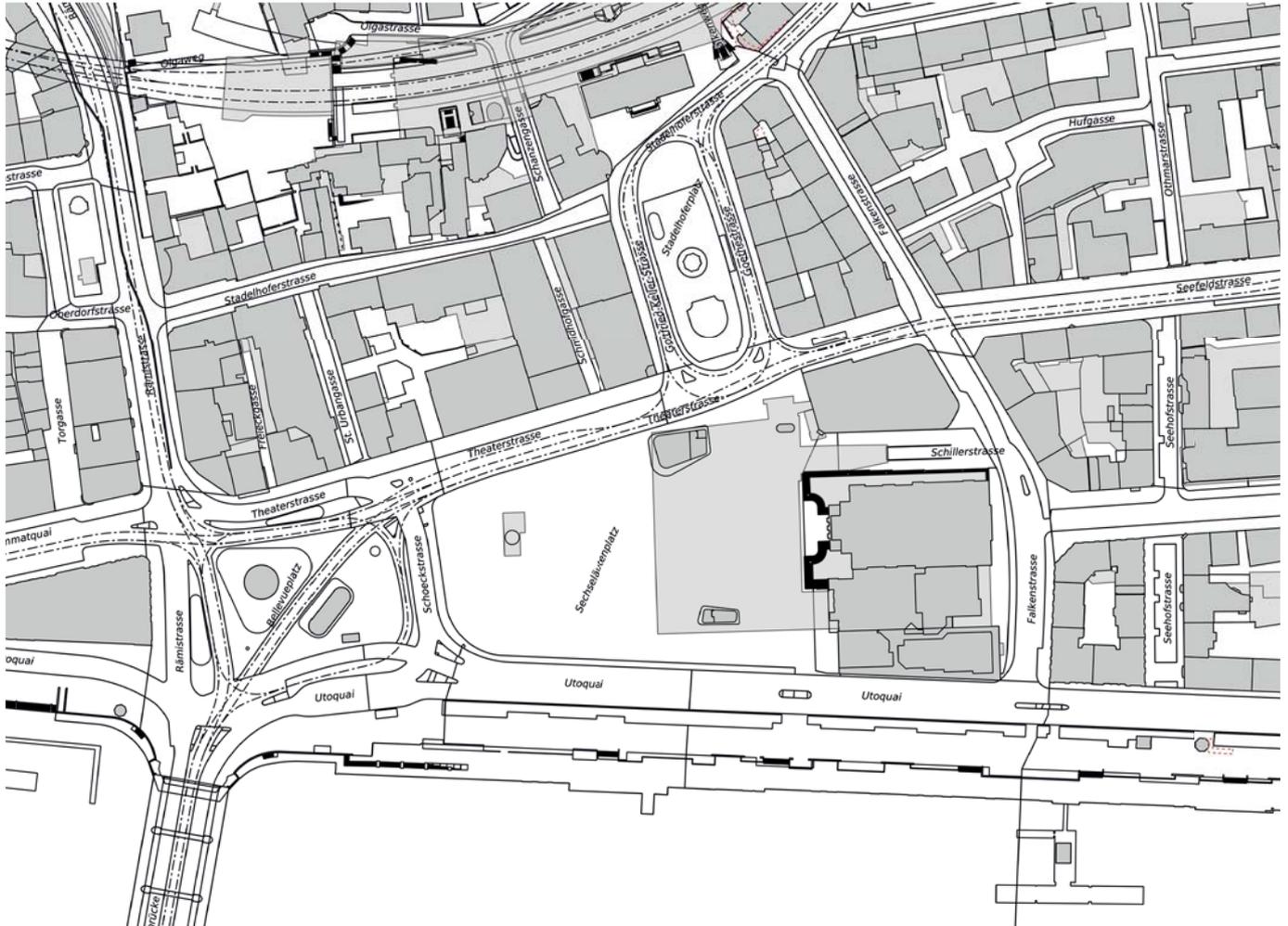




07 Sechseläutenplatz, Zach + Zünd Architekten, Vetschpartner Landschaftsarchitekten, 2014 Sechseläutenplatz, 8001

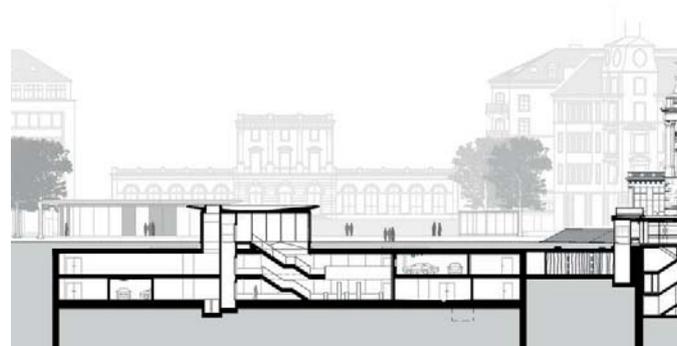
Nach dem Abbruch der alten Tonhalle entstand als Provisorium die Sechseläutenwiese, auf der jedes Jahr das berühmte Zürcher Frühlingsfest stattfand. Mehr als hundert Jahre und viele Projekte und Ideen später war die definitive Nutzung für das Areal gefunden: Ein städtischer Platz. Über 110 000 Steinquader aus Valser Quarzit liegen nun auf der nicht nur für Zürich aussergewöhnlich grossen Platzfläche. Darin eingelassen sind fünf Bauminseln mit insgesamt 56 Bäumen, ein Wasserspiel sowie eine feuerfeste Fläche, auf der nach wie vor jedes Jahr der Winter in Form der Wattlefigur „Böögg“ verbrannt wird. Auf dem Platz stehen zwei Pavillons. Der grössere, mit einem Restaurant, markiert das Gelenk zum Stadelhoferplatz. Die auskragenden Dächer nehmen ein Motiv der Tramwartehalten am nahen Bellevue auf, ohne diese zu imitieren. In den beiden Pavillons führen grosszügige Treppen und Lifte nach unten in das zweigeschossige Parkhaus Opéra, dessen Bau die Neugestaltung des zuvor teilweise als Parkplatz genutzten Platzes überhaupt erst möglich gemacht hatte. Das Parkhaus ist keine dunkle Betonkaverne, sondern ein heller, freundlich gestalteter Raum. Beim kleinen Pavillon gibt es eine Ausstellung zu den archäologischen Funden, die während des Baus zum Vorschein gekommen waren und die Arbeiten um mehrere Monate verzögert hatte. WH

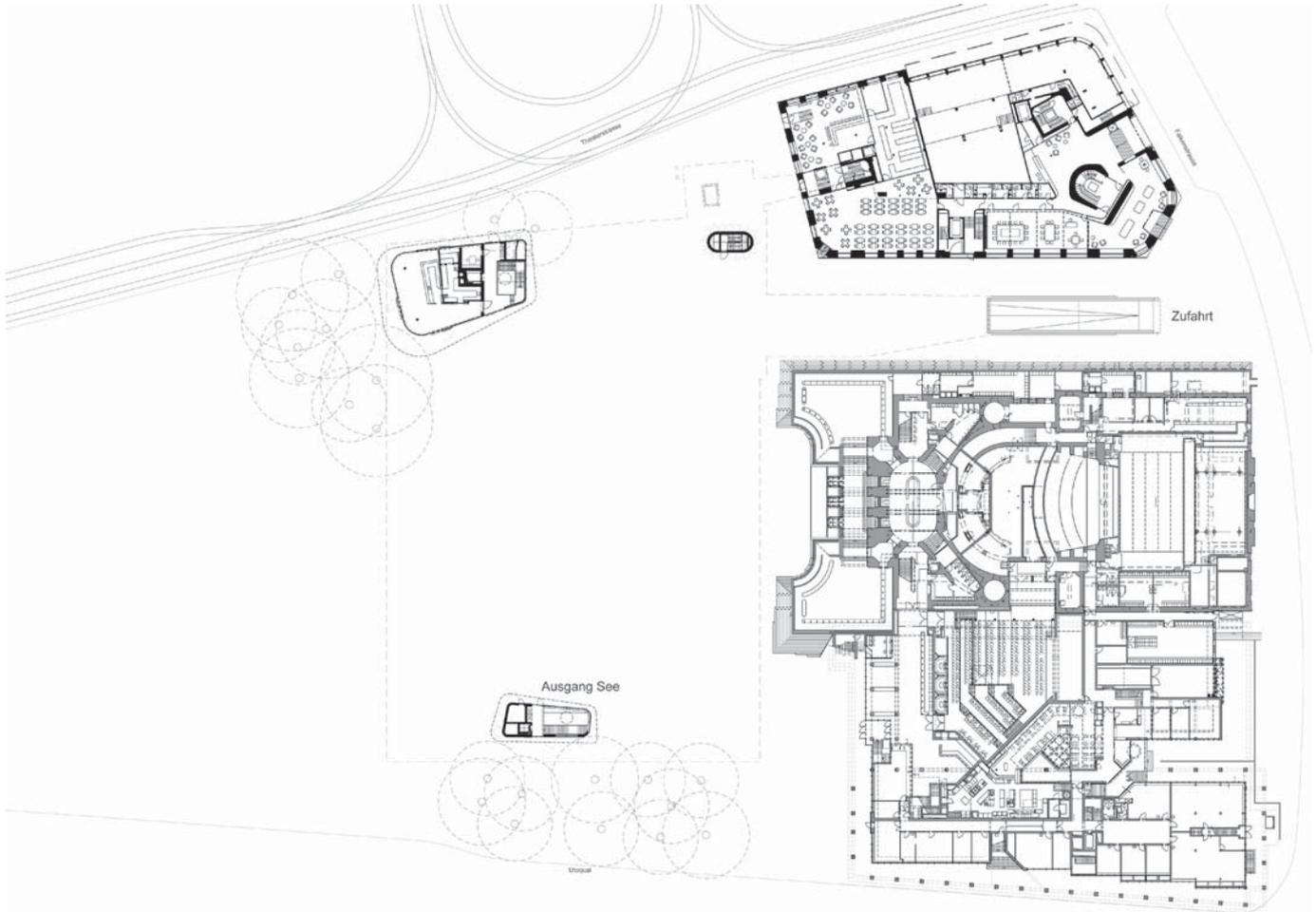




08 Parkhaus Opéra Pavillons, Zach + Zünd Architekten, Vetschpartner Landschaftsarchitekten, 2014
Sechseläutenplatz, 8001

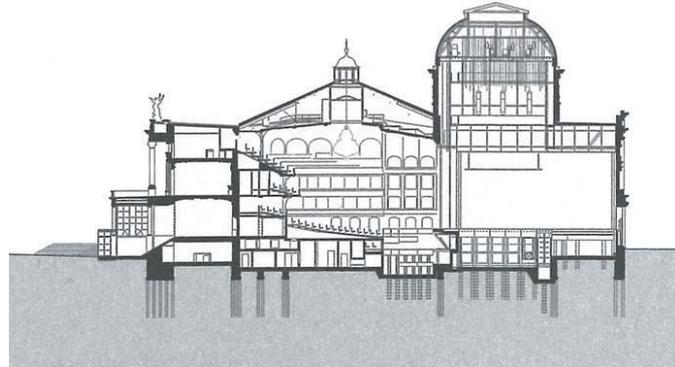
Die zwei Pavillons stehen mit ihren auskragenden Dächern im Zusammenspiel mit den bestehenden Pavillons am Bellevue. Die Metallpanels mit einem filigran gelaserten Ornament, entworfen von der Textildesignerin Janine Graf, umhüllen in differenzierten Abständen die zwei Pavillons. Sie lösen durch ihren hohen Lochanteil die technischen Anforderungen wie die feuerpolizeilich vorgeschriebene Entrauchung im Brandfall, die Absturzsicherung und die Schliessfunktion und lassen die Pavillons trotz unterschiedlichster Nutzungen - Eingang, Café, Züri-WC, Containerraum, Lüftung - als Einheit erscheinen.





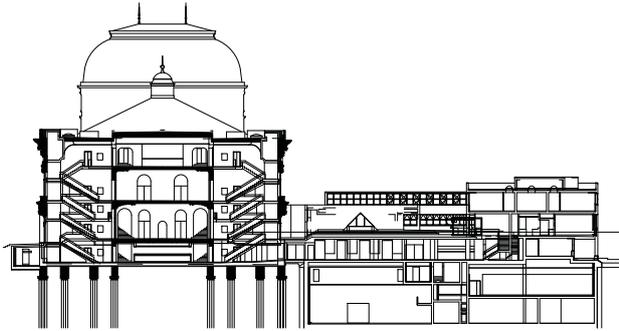
09 Opernhaus, Fellner & Helmer, 1891 (Sanierung: Claude Paillard, 1984) Sechseläutenplatz 1, 8001

Am Neujahrstag 1890 brannte das Aktientheater am Hirschengraben ab. Kurz darauf kontaktierte die Theater AG die Wiener Theaterarchitekten Fellner & Helmer. Diese hatten ein nicht realisiertes Wettbewerbsprojekt für Krakau zur Hand, sodass das neue Haus schon am 30. September 1891 eröffnet werden konnte. 1800 Pfähle tragen das Gebäude, dessen Raumprogramm, Ausstattung und Ausführung durch den engen Budgetrahmen begrenzt waren. So waren die Foyerräume knapp bemessen und die Fassade aus Stuck statt aus Naturstein. In den 1930er-Jahren musste man das Haus erstmals sanieren, unter anderem, weil der Eingangsportikus sich absenkte. An seiner Stelle entstand ein gläsernes, „Aquarium“ genanntes Vestibül. In den 1960er-Jahren gewann William Dunkel den Wettbewerb für einen Neubau. Doch schliesslich beschloss die Stadt, den Altbau zu erhalten. An der Abstimmungsvorlage zum Baukredit im Mai 1980 entzündeten sich die Zürcher Jugendunruhen. Dennoch wurde das Haus bis 1984 umfassend saniert. Dabei vergrösserte man den Bühnenraum bis an die Aussenfassaden und lagerte zahlreiche Räume in einen Neubau aus. Der Portikus wurde rekonstruiert, der Eingang jedoch ein Geschoss tiefer gelegt, sodass hinter der Freitreppe beidseits Garderoben Platz fanden. Die historischen Teile des Gebäudes erhielten ihren alten Glanz zurück. Charakteristisch für die neuen Zutaten ist der Bodenbelag aus feinkörnigem hellem Waschbeton. WH

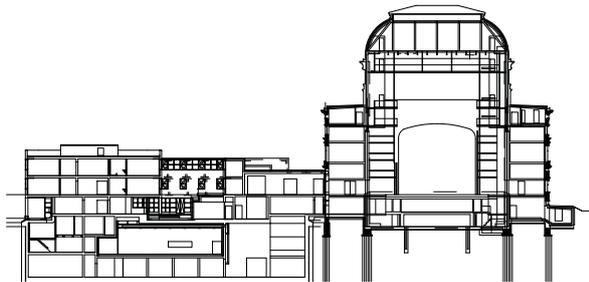


Längsschnitt

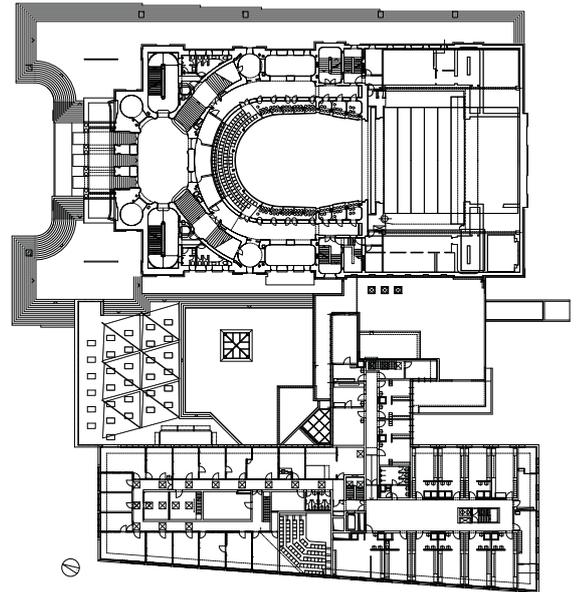




Querschnitt



Längsschnitt



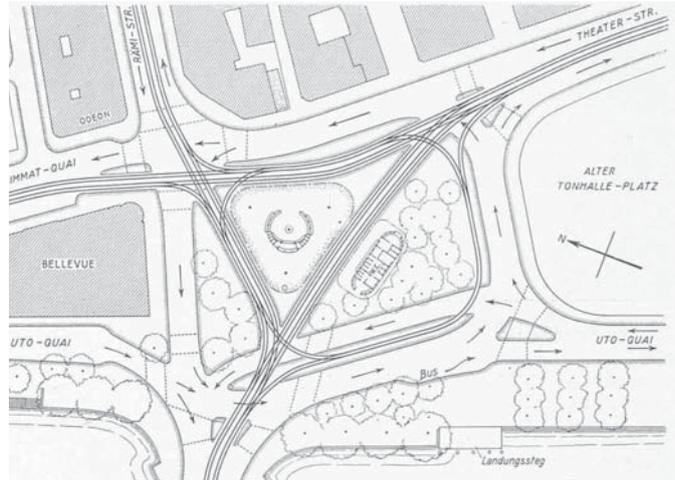
1. Obergeschoss

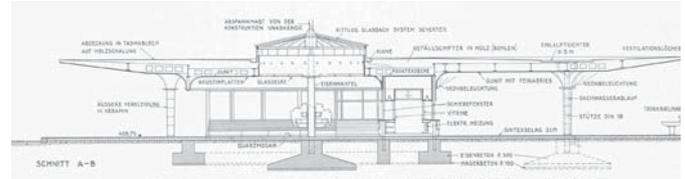
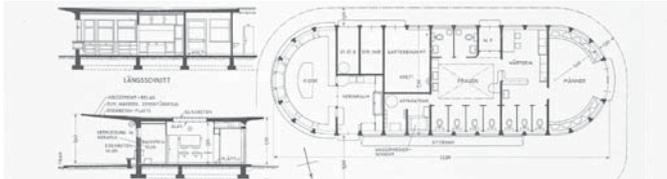
10 Tramwartehalle und Dienstgebäude, Hermann Herter, 1938

(Sanierung Café: Claudia Silberschmidt, 2005 | Sanierung Zusatzdächer: Zach + Zünd, 2015)

Bellevueplatz, 8001

Im Vorfeld der Landesausstellung von 1939 sanierte die Stadt den Tramknoten Bellevue. Die betrieblichen Anforderungen gaben die Masse der Halterkanten und der dreieckigen Dachkonstruktion auf der zentralen Insel vor. Die eindrückliche Dachkonstruktion besteht aus einem Stahlgerüst, auf das von unten ein fünf Zentimeter dicker Betonpanzer aufgespritzt wurde. Für die Toiletten und Diensträume entstand ein etwas kleineres Gebäude. Die offene, als solche kaum mehr genutzte Wartehalle baute man bereits 1985 zu einem Café um. 2005 wurde das Gebäude saniert und das Café mit Respekt vor der denkmalgeschützten Substanz erneuert. Mit der Sanierung der Gleisanlage rückten die Halterkanten von den Dachkanten weg, wodurch der enge Bezug von Gebäude und Tram verloren ging. Gleichzeitig entstanden zwei zusätzliche Schutzdächer an den aussenliegenden Haltestellen. WH



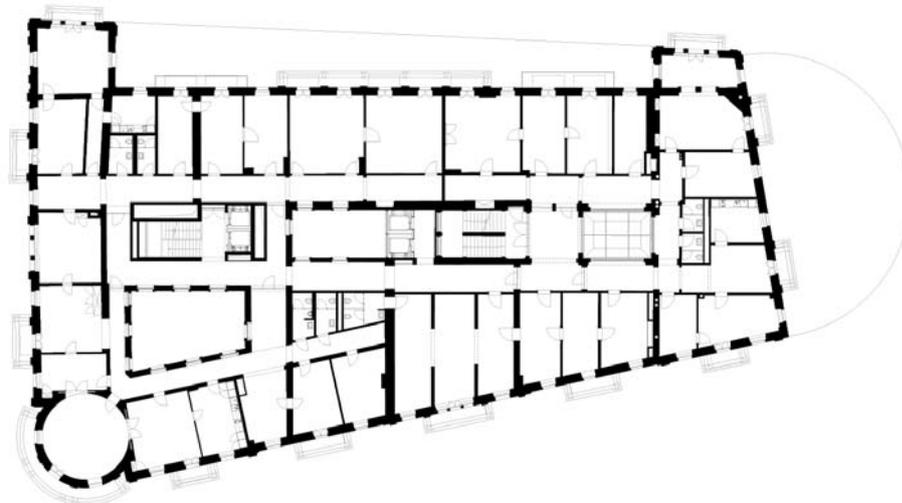
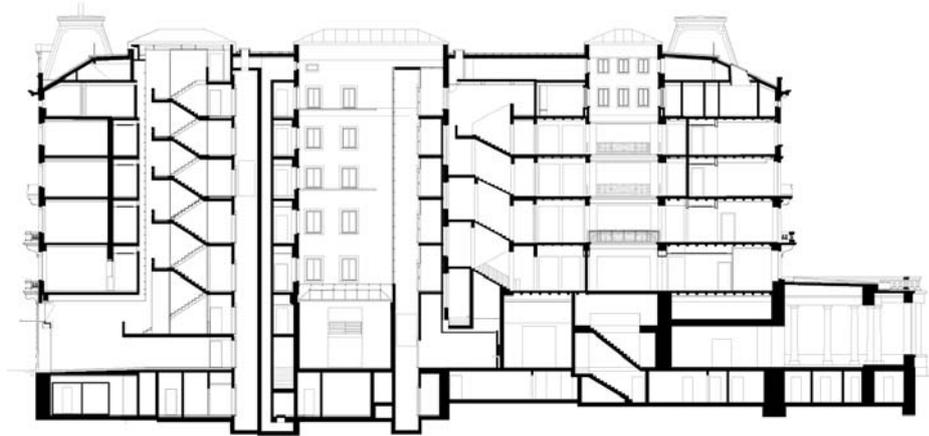


11 Bellevue-Haus, Leonhard Zeugheer, 1858 (Sanierung: Spühler Partner Architekten, 2009)

Bellevueplatz, 8001

Nicht der heutige Verkehrsknoten, sondern der damalige Hafen war der Grund für den Bau des Hotel Bellevue direkt am See. Offenbar florierte das Geschäft, sodass das Haus nach dreissig Jahren erweitert werden sollte. Mit seinem Entwurf habe Hermann Weinschenk „die schwierige Aufgabe vorzüglich gelöst“, hiess es in der Zeitung. Dennoch gab es Mängel, und die Bauherrschaft stellte dem Architekten Adolf Brunner zur Seite. Das Äussere und das Erdgeschoss der von Adolf Brunner vollendeten Erweiterung entspricht weitgehend den Plänen Weinschenks. 1918 setzte der Erste Weltkrieg dem Hotelbetrieb ein Ende. 1920 eröffnete an seiner Stelle ein Kino seine Türen, das für seine Kinderfilme bekannt wurde. Die jüngste umfangreiche Sanierung stellte im Erdgeschoss die Raumstruktur von 1889 in den Grundzügen wieder her und gab dem Bellevue-Haus seinen Glanz und seine Kraft zurück. WH



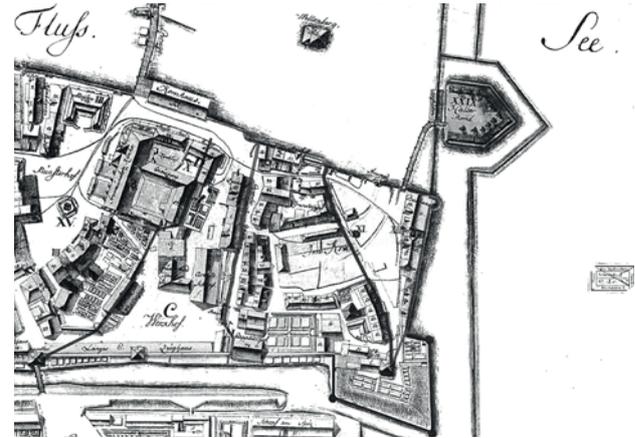


2. Obergeschoss

12 Bürkliplatz, Direktion der Quaibauten, 1887

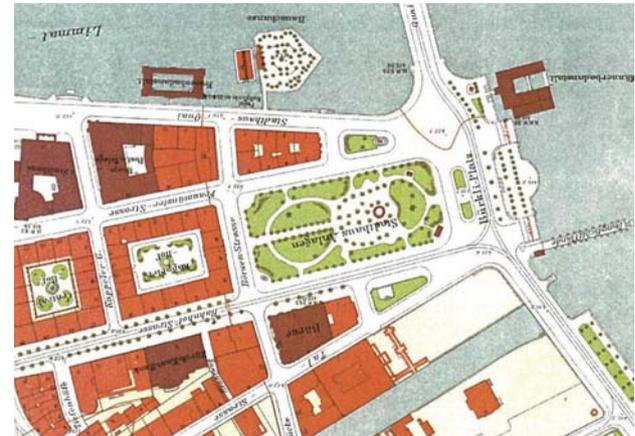
Bürkliplatz, 8001

1.24 Millionen Kubikmeter Schlamm, Geröll und Erde liess der Zürcher Stadttingenieur Arnold Bürkli vor der Uferlinie des Seebeckens deponieren. Darauf entstanden die Quaianlagen, ein Gemeinschaftsprojekt der Gemeinden Zürich, Riesbach und Enge, mit dem sie sich städtebaulich zum See hin ausrichteten. Das Vorhaben war umstritten: Die Gegner witterten „moderne Grossmannssucht“, die Befürworter waren sich hingegen einig, dass sich nur so die „Vorteile der Lage der Stadt [...] zur vollen Geltung“ bringen liessen. Über die Auswahl der Baumarten für die Promenadenabschnitte und die Gestaltung von Schmuckplätzen und Parkanlagen entschied die Quaibaukommission. Ihr standen Botanikprofessor Carl Schröter und die Kunstgärtner Otto Froebel und Evariste Mertens vor. Nach sechsjähriger Bauzeit konnten die Anlagen im Sommer 1887 der Bevölkerung übergeben werden.

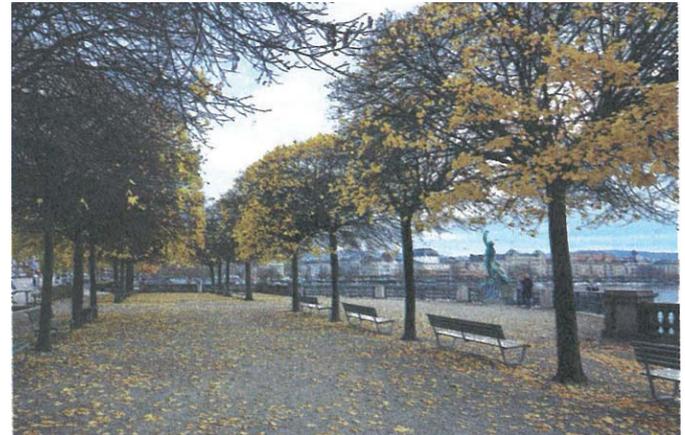
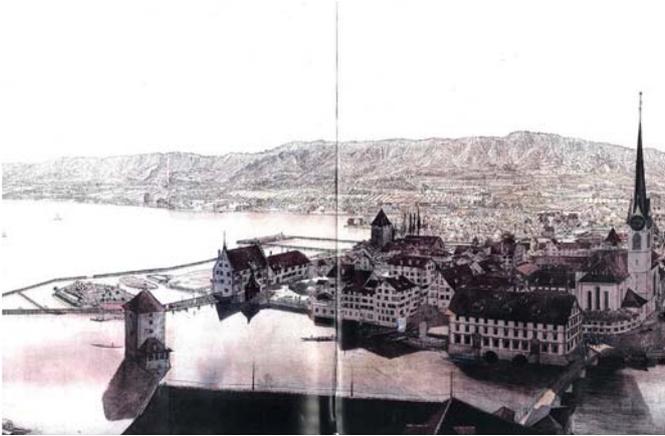


Übersichtsplan des Kratzquartiers, vor der Umgestaltung 1880

Mit dem Bürkliplatz und der Stadthausanlage öffnete sich die Kleinstadt am Fluss im 19. Jahrhundert zum See. 1849 baute Theodor Froebel anstelle des ehemaligen Werkplatzes der Steinmetze die Stadthausanlage. Mit geschwungenen Wegen, Rasenrondellen und Schmuckrabatten nahm er die gängige Gestaltungssprache der Zeit auf. Eine vielfältige Bepflanzung mit rund siebzig unterschiedlichen Gehölzarten bescherte der Bevölkerung eine abwechslungsreiche Promenade. Knapp vierzig Jahre später bauten Zürich und seine Nachbargemeinden Riesbach und Enge die Quaianlagen, zu denen auch die zentrale Bürkliterrasse zählte. Beides ist aus Zürich heute nicht mehr wegzudenken: Unter dem lichten Baumdach der Stadthausanlage trifft man sich auf dem Wochen- oder dem samstäglichen Flohmarkt, und vor der Bürkliterrasse legen die Schiffe zu einer Fahrt über den See ab.



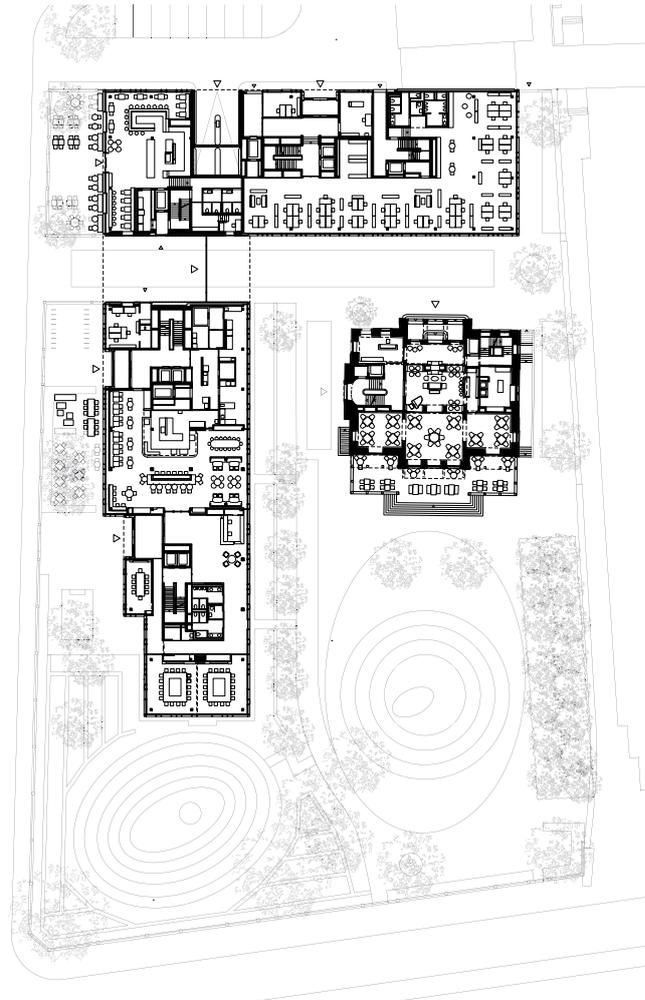
Übersichtsplan der Stadt Zürich 1910



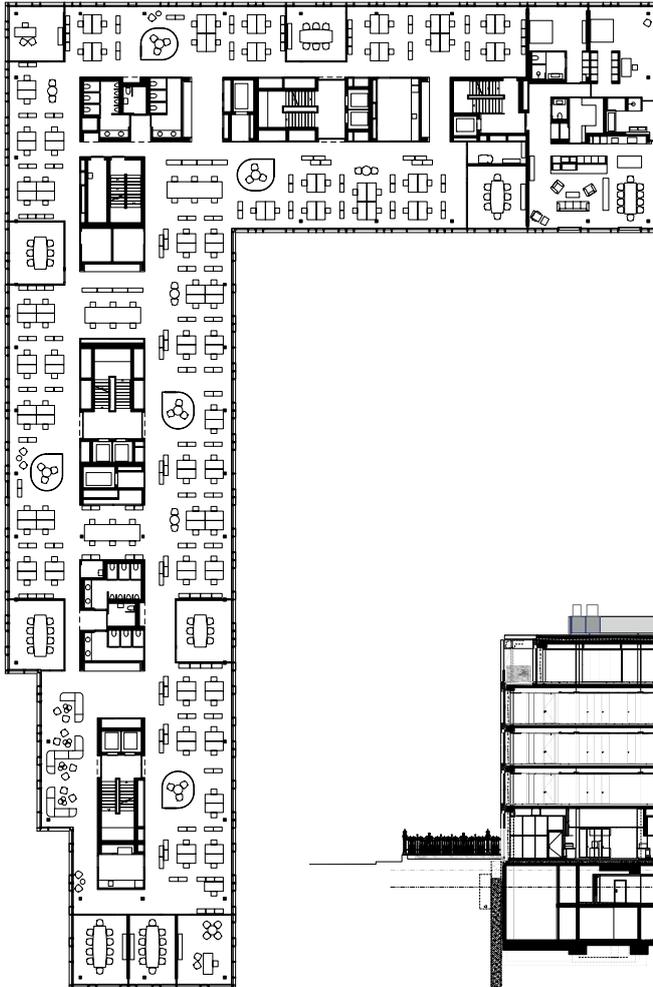
13 Villa und Geschäftshaus Rosau, Ferdinand Stadler, 1845 (Umbau: Gigon/Guyer Architekten, 2020)

Claridenstrasse 4/6/14, 8002 / Glärnischstrasse 6/8/10, 8002

Eigentlich hätte auf dem Areal – früher Tennis-, später Parkplatz des Hotel Baur au Lac – ein Hotel für das nebenan geplante Kongresszentrum entstehen sollen. Doch am 1. Juni 2008 lehnte die Stimmberechtigten den Kauf des Grundstücks rund um die Villa Rosau durch die Stadt ab. Damit waren sowohl das Hotel als auch das Kongresszentrum gescheitert – und das bestehende Kongresshaus gerettet. In den Mantellinien des Hotelprojekts realisierten Annette Gigon und Mike Guyer ein L-förmiges Geschäftshaus als Sitz einer Versicherungsgesellschaft. Mit der vertikal strukturierten Fassade aus Baubronze und Glas nimmt sich der Neubau an dieser exponierten Stelle zurück. Gleichzeitig wurde die Villa Rosau grundlegend erneuert. Da kaum ursprüngliche Substanz übrig war, konzentrierte man sich auf die Restaurierung der Fassade und baute das Innere neu auf. WH



Grundriss Erdgeschoss



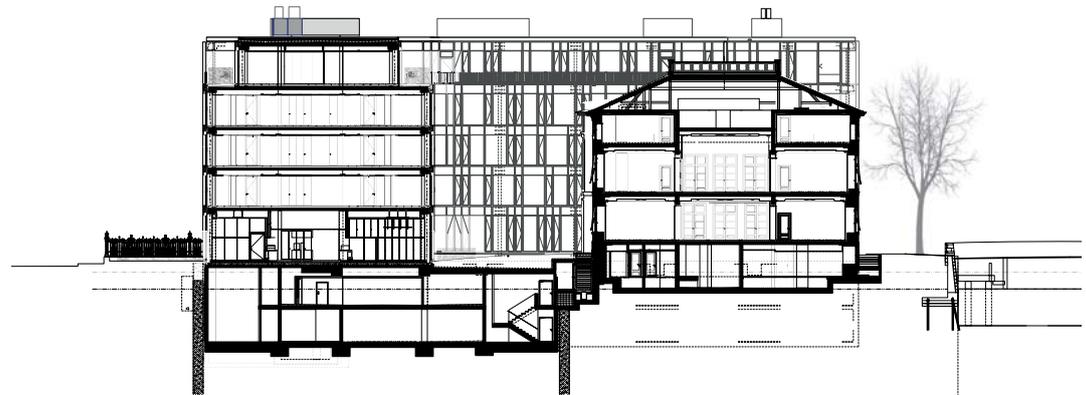
Geschäftshaus Rosau, Grundriss 3. Obergeschoss



© Roman Keller



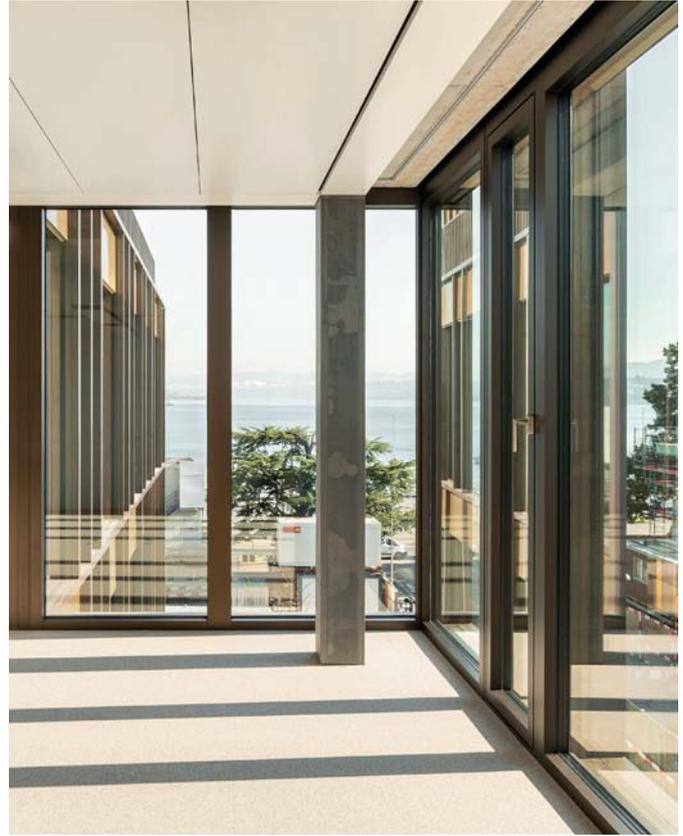
© Roman Keller



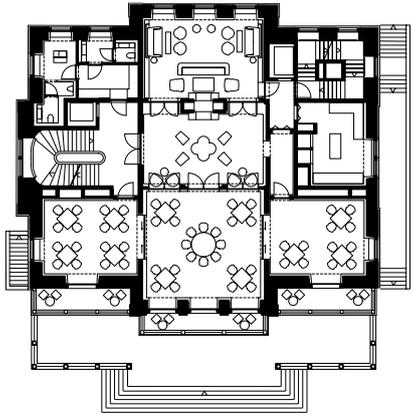
Schnitt Geschäftshaus und Villa Rosau



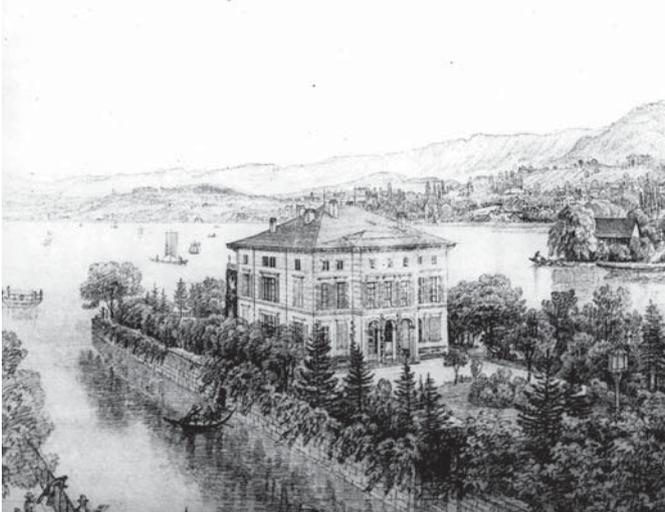
© Roman Keller



© Roman Keller



Villa Rosau, 1. Obergeschoss



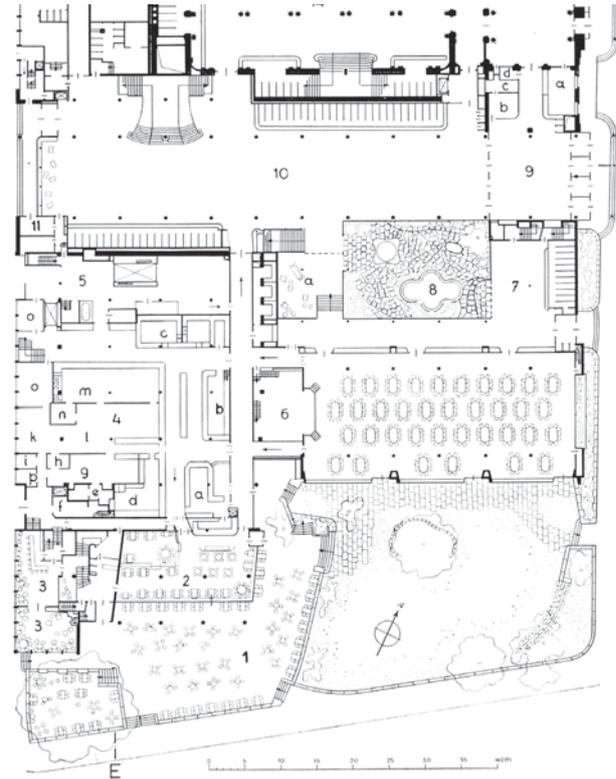
Quellen: - Text: Huber, Werner: Architekturführer Zürich. Gebäude, Freiraum, Infrastruktur, Edition Hochparterre 2020
 - Pläne, Visualisierungen: Gigon Annette/Guyer Mike, dipl. Architekten ETH/BSA/SIA AG
 - Historische Bilder: Kantonale Denkmalpflege

14 Kongresshaus, Max Ernst Haefeli, Werner Max Moser, Rudolf Steiger, 1939

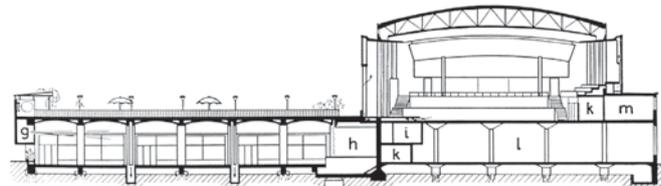
(Instandsetzung: Peter Steiger, Atelier WW, 1985 | Architektengemeinschaft Martin und Elisabeth Boesch, Diener & Diener, 2021)

Claridenstrasse 5, 8002

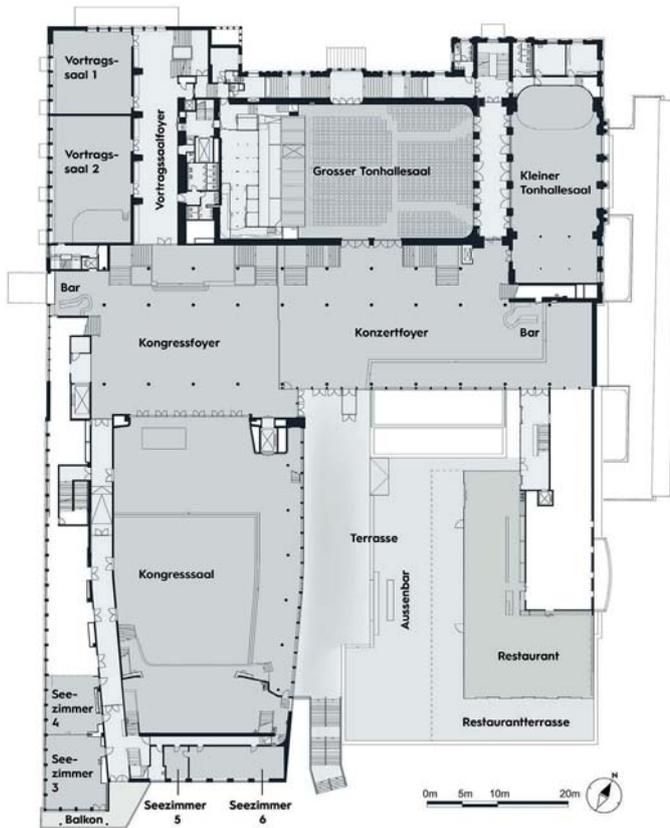
Armin Meili, Direktor der Schweizerischen Landesausstellung 1939, regte den Bau des Kongresshauses an. Ihm fielen die Teile der Tonhalle zum Opfer, doch der Trakt mit den beiden Sälen blieb erhalten. Davor setzten die Architekten das neue Konzert- und das daran anschliessende Kongressfoyer, quer dazu stellten sie den Kongressaal. Im Winkel dazwischen liegt der niedrige Gartensaal. Entstanden ist so ein betrieblich und architektonisch eng ineinander verflochtenes Konglomerat aus Alt und Neu. Das Projekt veranlasste die drei Architekten zur Gründung ihrer Bürogemeinschaft, und mit seiner differenzierten, detailreichen Gestaltung zeigt es bereits die typischen Merkmale vieler anderer Bauten dieses Büros. Der Umbau in den 1980er-Jahren war zunächst sorgfältig geplant. Doch am Ende beeinträchtigte er das Gebäude empfindlich. 2008 scheiterten Pläne für den Ersatz des denkmalgeschützten Gebäudes durch ein deutlich grösseres Kongresszentrum von Rafael Moneo. Darauf entfernten Martin und Elisabeth Boesch und Roger Diener die späteren Zutaten und erweiterten es moderat. WH



Erdgeschoss



Längsschnitt durch Gartensaal



Saalgeschoss



Quellen: - Text: Huber, Werner: Architekturführer Zürich. Gebäude, Freiraum, Infrastruktur, Edition Hochparterre 2020
 - Pläne, Bilder: Meyer, Peter: Tonhalle und Kongresshaus Zürich, in: Das Werk, 1939, Heft 12
 - Pläne, Bilder: Kongresshaus Zürich, unter: <https://www.kongresshaus.ch/de/kongresshaus-zuerich/bauprojekt> | (08/2020)

15 Rotes Schloss, Heinrich Ernst, 1893

General-Guisan-Quai 20/22, 8002

Die Bezeichnung „Schloss“ für seinen herrschaftlichen Miethauskomplex hatte Architekt Heinrich Ernst sogar notariell eintragen lassen. Dass es der Volksmund schnell zum „Roten Schloss“ machte, liegt an seinem weissen Gegenstück. Nur gerade vierzig Wohnungen finden in der mächtigen, in neun unabhängige Häuser gegliederten Überbauung Platz. Dafür sind sie umso komfortabler: Im Durchschnitt sind die Zimmer 25 Quadratmeter gross und 3.4 bis 3.7 Meter hoch. Von der 3- bis zur 8-Zimmer-Wohnung reicht das Spektrum. Das „Schloss“ war mit allem neuzeitlichen Komfort ausgestattet – mit Warmwasserversorgung und Zentralheizung so wieso, aber auch mit einem Kohleaufzug direkt in die Küchen, mit Briefaufzügen, ständig von Wasser durchspülten Kehrriechtschächten und einer neuzeitlichen Fäkalienentsorgung. Im Hofgebäude lag die Technikzentrale sowie eine gemeinsame Wäscherei für alle Mieter. WH



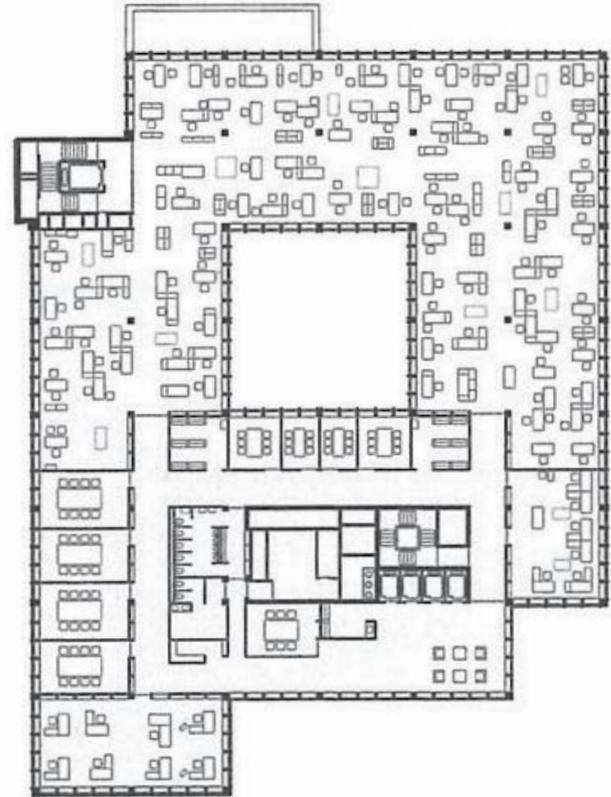


1 Obergeschoss

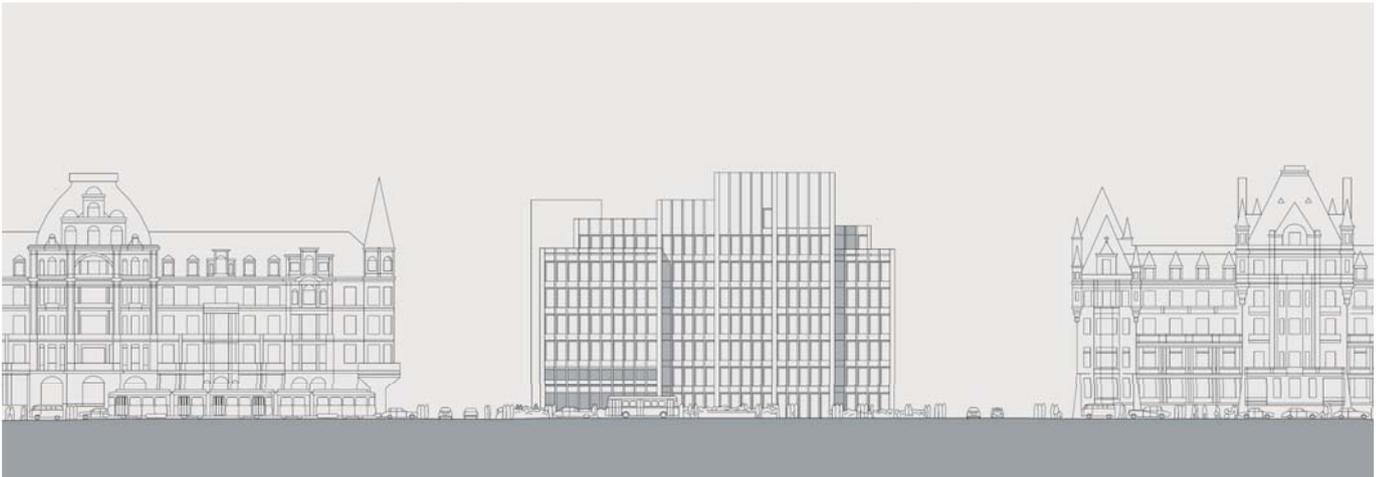
16 Ehemaliger Hauptsitz IBM Schweiz, Jacques Schader, 1973

General-Guisan-Quai 26, Stockerstrasse 5, 8002

An der Front hinter der Seepromenade, am Ort des vormaligen Palais Henneberg zwischen den herrschaftlichen Mietshäusern Rotes und Weisses Schloss, fügt sich das moderne Gebäude erstaunlich gut ein. Den plastisch gegliederten Baukörper ermittelte Jacques Schader in einem Variantenstudium: der umgebenden Blockrandbebauung entsprechend mit Lichthof und sechs Vollgeschossen, zum General-Guisan-Quai hin aber seitlich abgestuft und durch zwei zusätzliche, abgetreppte Geschosse turmartig akzentuiert. Um allen Mitarbeitern und Besuchern den Ausblick auf den See zu ermöglichen, sind die Vorzonen der Lifte an der Südseite angelegt. Die in ausgewogenen Proportionen komponierte und variierte Gebäudehülle ist aus hellbeige-grau eloxierten Aluminiumelementen gefügt, wobei die Fensterpfosten hervortreten. Neben der wiederum gestuften und gestaffelten Zugangspartie steht die Granitskulptur „Einheit aus Kugel und endloser Spirale“ von Max Bill.



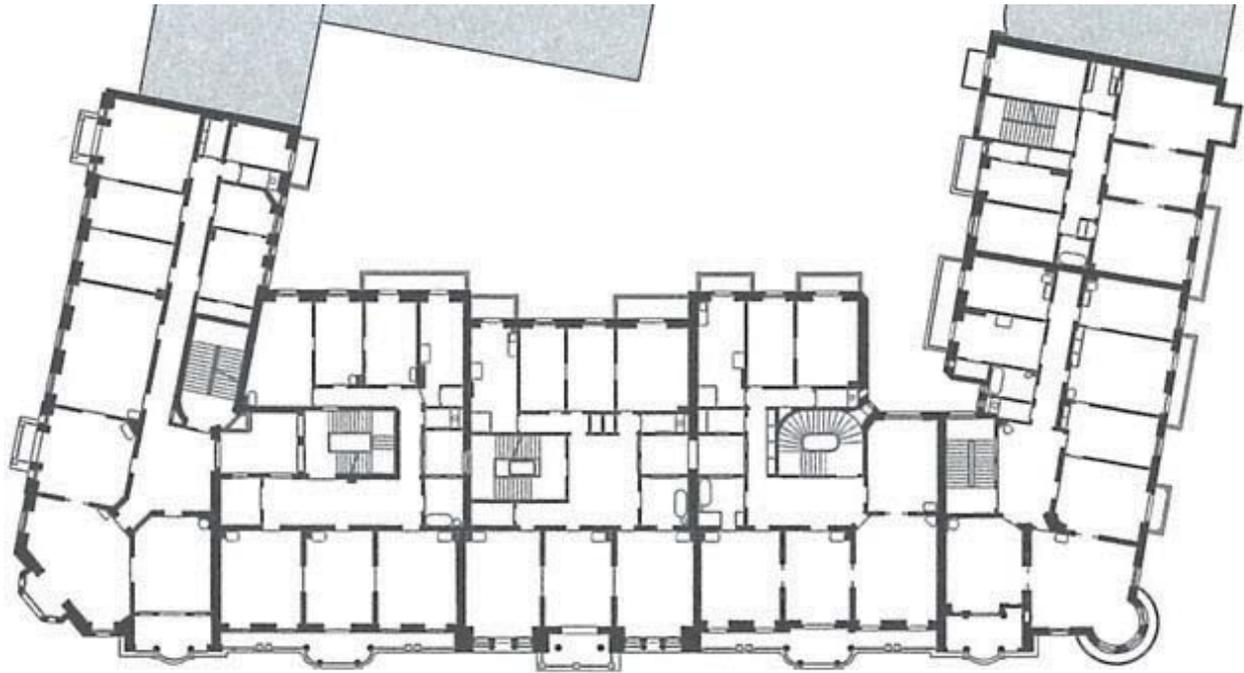
Regelgeschoss



17 Weisses Schloss, Heinrich Honegger-Näf, 1892 General-Guisan-Quai 32, 8002

Architekt Heinrich Honegger hat mit seinen zahlreichen Bauten, die er im Bahnhofsquartier und anderswo in der Stadt realisieren konnte, offenbar gut verdient. Jedenfalls war er bei dem zunächst „Zum Weissen Haus“ genannten Neubau am damaligen Alpenquai nicht nur der Architekt, sondern auch der Bauherr. Das fünfteilige Mietshaus ruht auf 2200 Pfählen an einer der aussichtsreichsten Lage der Stadt. Honegger arbeitete mit den Formen der französischen Renaissance, und aus Frankreich stammte auch der Stein, aus dem die Fassaden gehauen sind: gelblich-weisser Muschelkalk aus Barle-Duc, einer Stadt in Lothringen im Nordosten des Landes. Eine gekappte Kuppel überragt den erhöhten Mittelbau, der die Symmetrieachse der Hauptfassade bildet. Später ging das Weisse Schloss an Honeggers Sohn Otto über, auch er ein erfolgreicher Architekt. Ein Jahr vor seinem Tod verkaufte er es 1933 an die Zürcher Versicherungsgesellschaft. WH



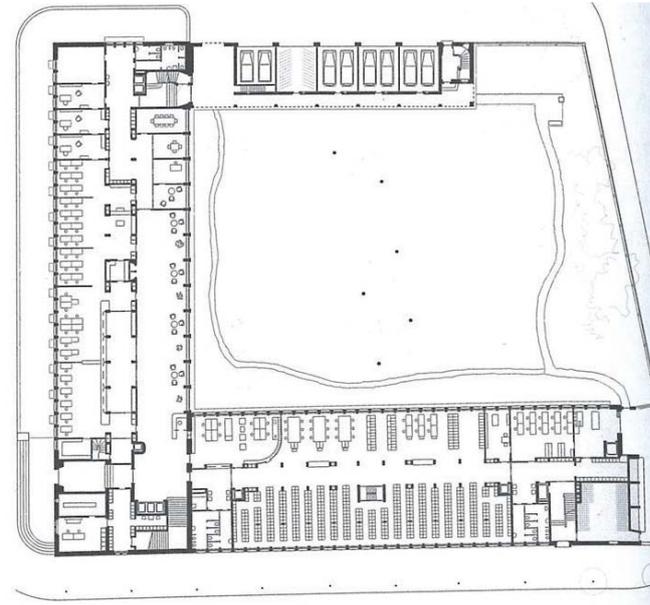


1 Obergeschoss

18 Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt (Swiss Life), Gebrüder Pfister, 1940

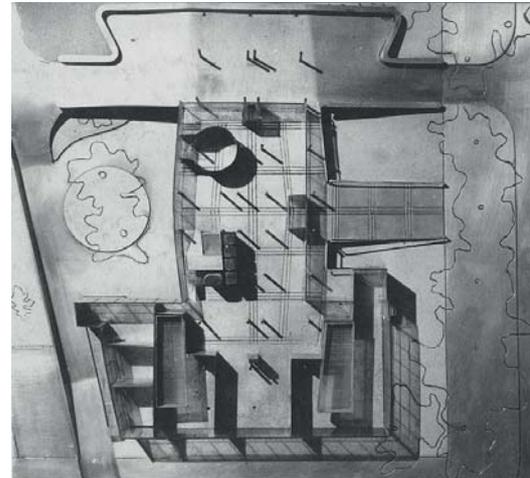
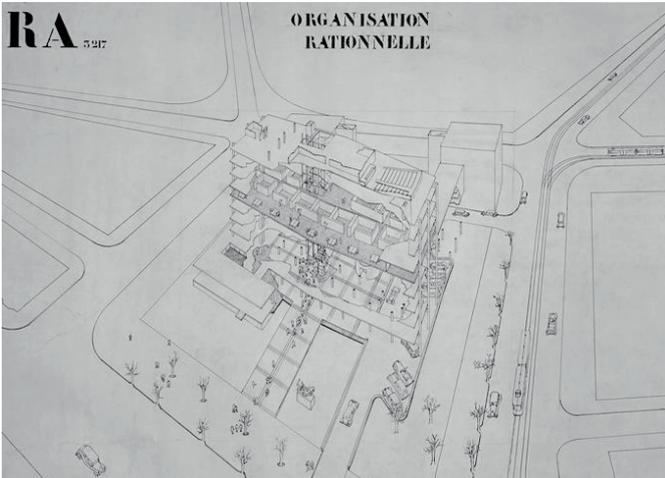
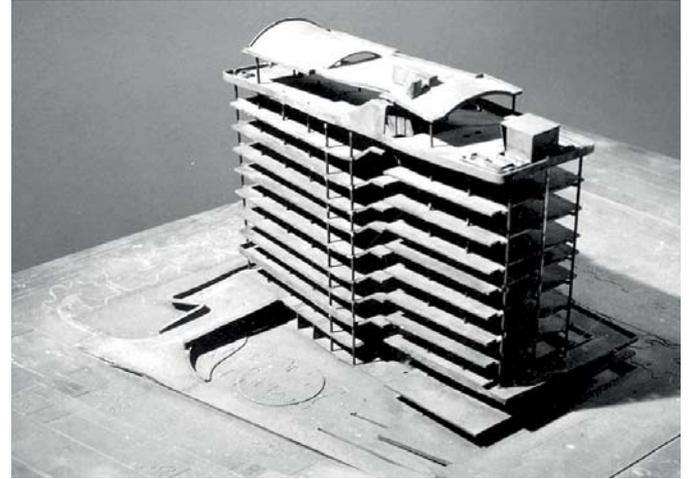
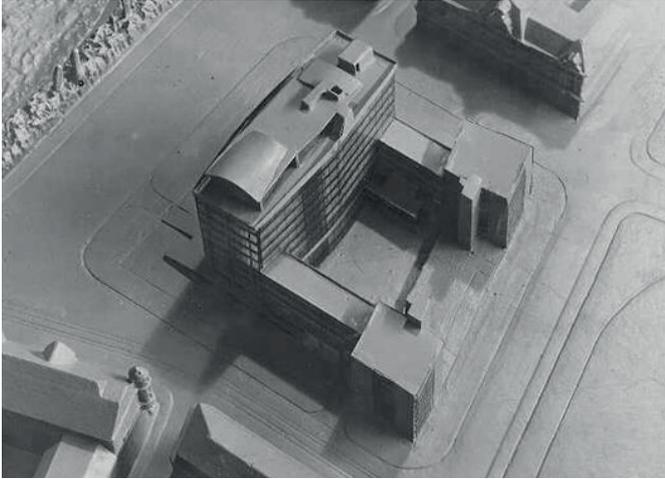
General-Guisan-Quai 40/General-Wille-Strasse 7, 8022

Für den Bau ihres neuen Hauptsitzes kaufte die Rentenanstalt der Stadt den Alfred-Escher-Platz ab. 1933 schrieb die Versicherung einen Wettbewerb aus, der keinen Gewinner brachte. Protegiert von Rentenanstalt-Direktor Hans König erhoffte sich Le Corbusier gute Chancen, doch schied er früh aus. Auch spätere Bemühungen Königs, ihn wieder ins Spiel zu bringen, scheiterten. Nach einer Konkurrenz mit Alfred und Heinrich Oeschger erhielten die Gebrüder Pfister den Auftrag. Sie setzten einen fünfgeschossigen, L-förmigen Baukörper an die Strassenecke und ein niedriges Garagengebäude an die Seitenstrasse. Die säulenbestandene Attika und das leicht auskragende Treppenhaus zeichnen den seeseitigen Teil als Haupttrakt aus. Hier liegt auch der bescheidene, aber mit breiter Freitreppe und einem Balkon akzentuierte Eingang. In der Öffentlichkeit stiess das solide Gebäude auf breite Zustimmung, nur die Vertreter der Moderne murrten. WH



Erdgeschoss

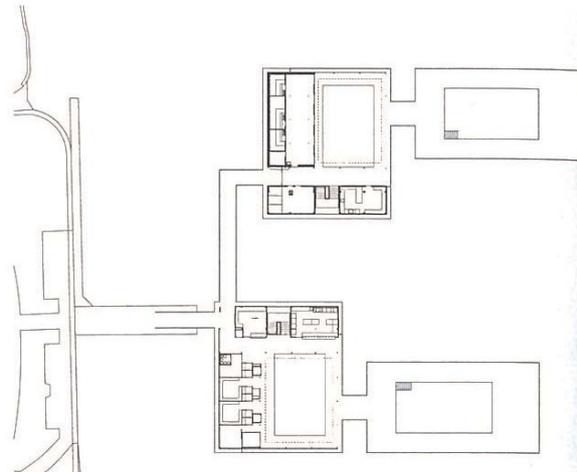


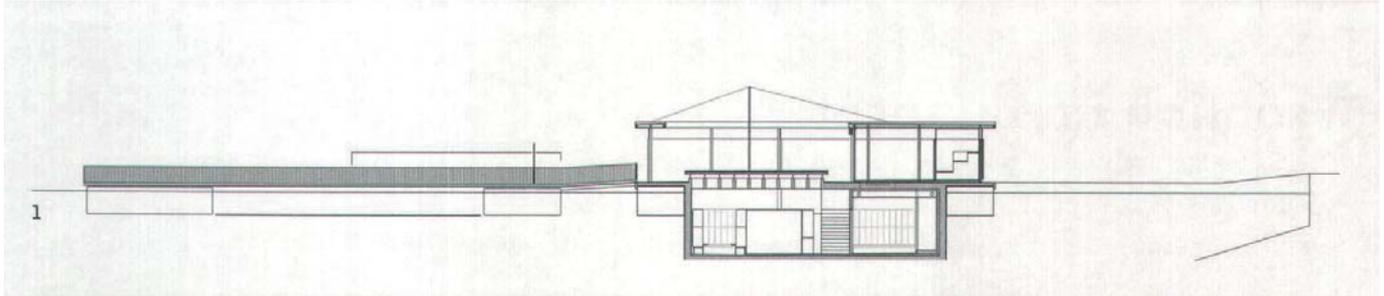


19 Seebad Enge, Robert Landolt, 1959 (Instandsetzung: Meier Hug Architekten, 2004)

Mythenquai 9, 8002

Das Seebad Enge liegt am Ort einer früheren Badeanstalt vor dem Arboretum. Es nahm Ende der 1950er-Jahre in einer zeittypischen Architektur die Tradition der schwimmenden Kastenbäder auf. Zudem war das Bad ein Vorzeigebispiel für das Bauen in Stahl, das damals die Schweizer Architektur bekannt machte. Es besteht aus zwei gleichen, ursprünglich für Frau und Männer getrennten Abteilungen. Ein Hohlkörper, der Garderoben und Toiletten aufnimmt, trägt einen Flachdachaufbau mit Kasse und Kiosk und ein durch das Vordach umrahmtes Liegedeck. Davor ist jeweils ein Nichtschwimmerbecken mit weiteren umgebenden Ruheflächen befestigt. Die vom Bauingenieur Max Walt konzipierte Konstruktion wurde am Ufer zusammengebaut und gewässert. Anschliessend betonierte man Decken und Wände und zog alles mit zwei Schiffen 30 Meter in den See hinaus. 2004 bauten die nun privaten Betreiber eine Sauna ein. MH





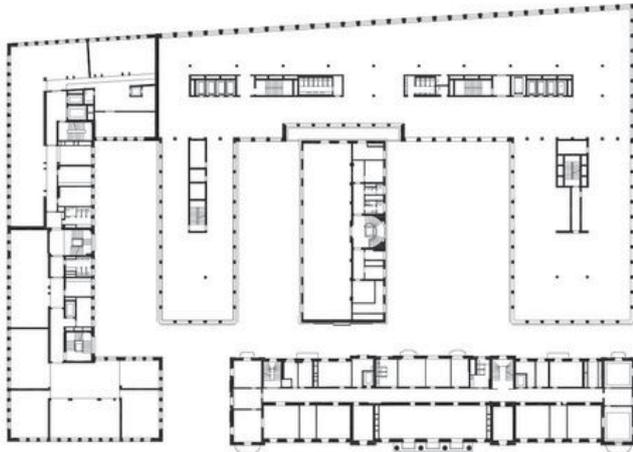
Quellen: - Text, Plan: Huber, Werner: Architekturführer Zürich. Gebäude, Freiraum, Infrastruktur, Edition Hochparterre 2020
- Bilder: Meier Hug Architekten, Seebad Enge Zürich, unter: <https://www.meierhug.ch/projekt/seebad-enge-zurich> | (08/2020)
- Pläne, Bilder: Seger, Cordular: Schwitzen am kühlen See, in: Hochparterre, 2005, Heft 4, S.75

20 Zurich Insurance Group, Adolf Krischanitz, seit 2013

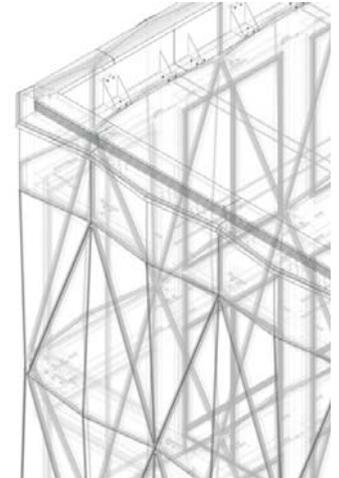
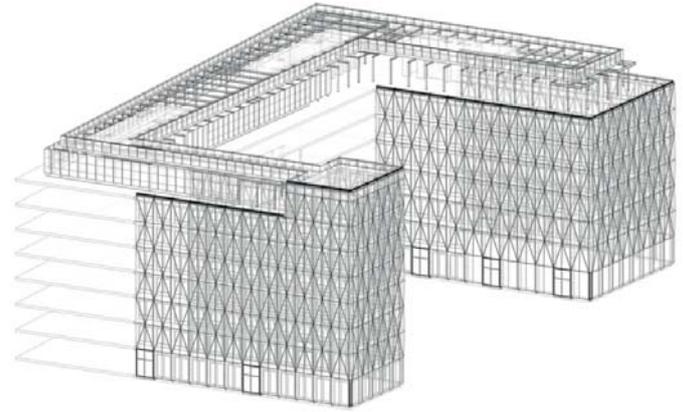
Mythenquai 2, 8002

Der erste Hauptsitz der Zürich Versicherungsgesellschaft von 1901, die Erweiterung aus den 1920er- und den Sitz der früheren Vita Lebensversicherung aus den 1930er-Jahren stehen unter Denkmalschutz. Alle später hinzugekommenen Bauten ersetzte die heutige Zurich Insurance Group durch ein U-förmigen Neubau. Dieser verbindet die beiden Erweiterungsbauten miteinander, stellt jedoch den ältesten Bauteil, den Versicherungspalast, frei. An den beiden Enden des U stehen turmartige Abschlüsse. Sie machen den Neubau aus der zweiten Reihe an der Seefront sichtbar. Zur rückwärtigen Alfred-Escher-Strasse zeigt er sich mit einer steinernen Lochfassade. Gegen Norden und im schmalen Zwischenraum der Altbauten abstrahiert ihn eine vorgesetzte Glasfassade. Als kristallines Relief bricht sie den Massstab und gibt dem verdichteten Hauptquartier eine markante Erscheinung. Die Form der Prismenfassade ist vom Kristallglasschliff der Altbaufenster inspiriert. SI

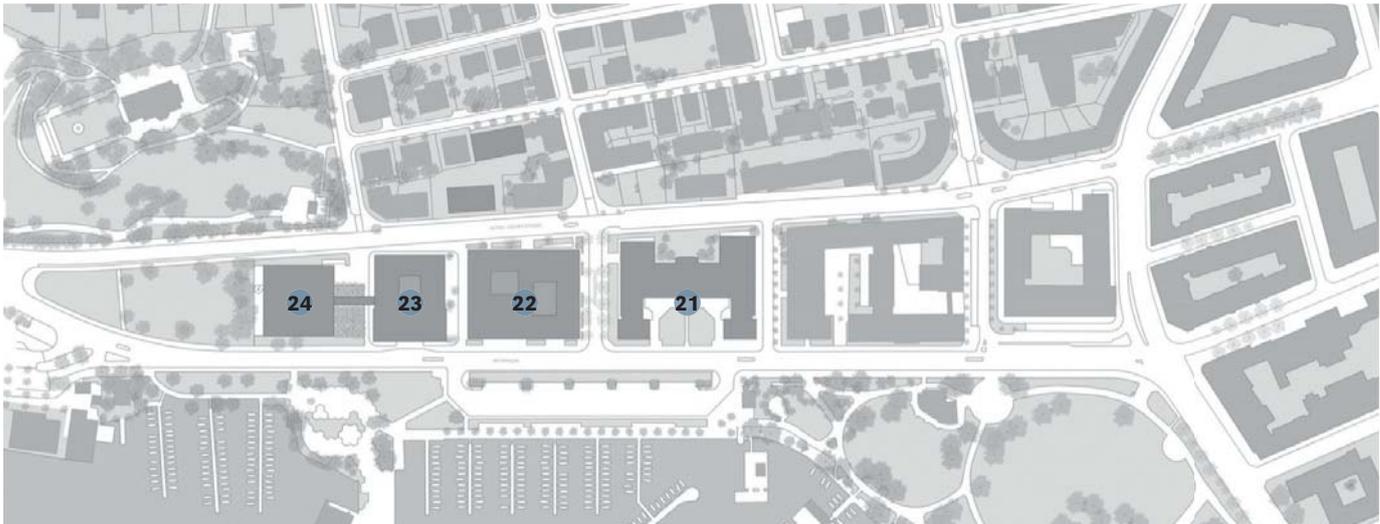


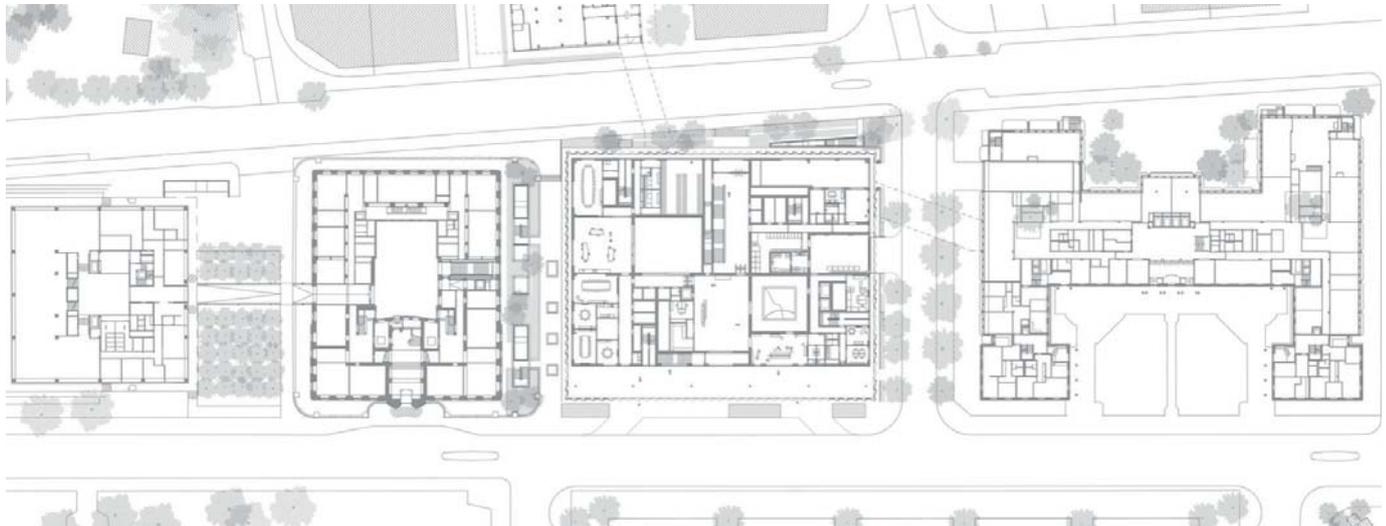
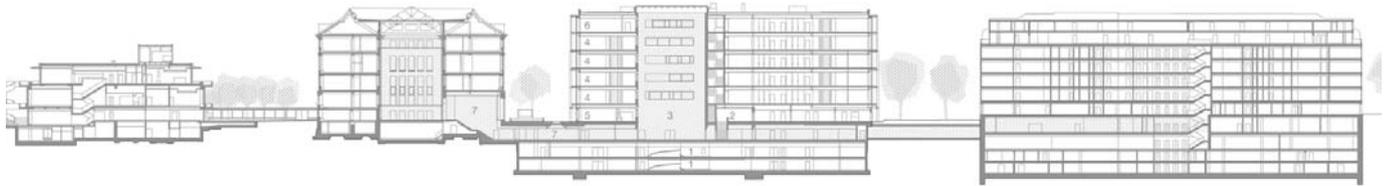


3. Obergeschoss



21-24 «Swiss Re» Konzernzentrale Schweizerische Rückversicherungs-Gesellschaft
Mythenquai 20-60 und Alfred-Escher-Strasse 85, 8002





Erdgeschoss

21 Swiss Re, Meili Peter Architekten, GFA Architekten, seit 2015

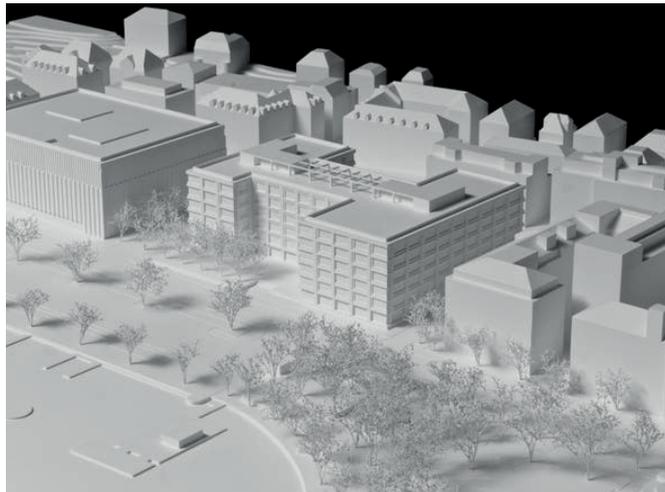
Mythenquai 20-28, 8002

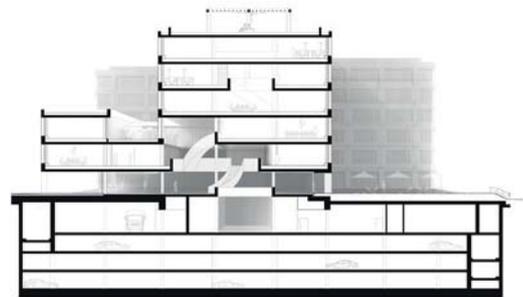
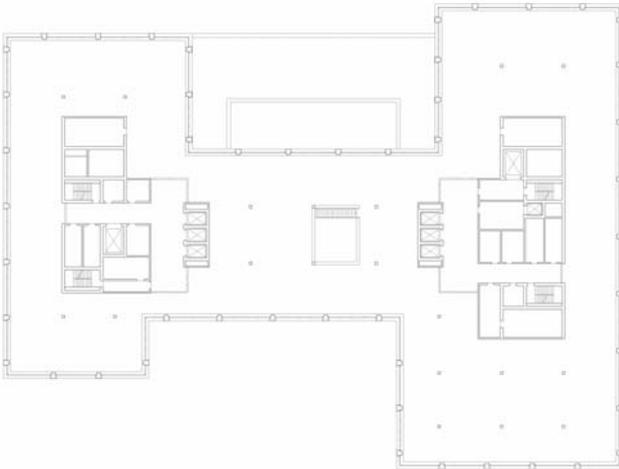
Mit dem Ersatzbau auf dem Areal des heutigen „Mythenschlosses“ will die Swiss Re ihren Hauptsitz am Mythenquai in Zürich zu einem Campus ausbauen, welcher die langfristige Zusammenlegung aller Swiss-Re-Mitarbeitenden in Zürich ermöglicht.

Um dies erreichen zu können, wird der Ersatzbau des originalen „Mythenschlosses“ aus den 80er-Jahren, welcher weitreichende strukturelle Probleme sowie einen grossen Sanierungsbedarf aufweist, mit einem neuen, repräsentativen Bürogebäude ersetzt, welches die für den Campus-Gedanken notwendigen Arbeitsplätze in der geforderten Anzahl und Qualität schafft.

Das Projekt verfolgt vier architektonische Hauptanliegen: Die plastische Einbindung des Gebäudes in die Seefront am Mythenquai, die Freistellung des aktuellen Neubaus Swiss Re Next, das Zusammenbinden der Gebäudereihe der Swiss Re zu einem Campus und die Schaffung von besten Verhältnissen für die eine passgenaue Umsetzung der Anforderungen der Swiss Re an zukunftsorientierte, nachhaltige Arbeitsplätze erwartet werden.

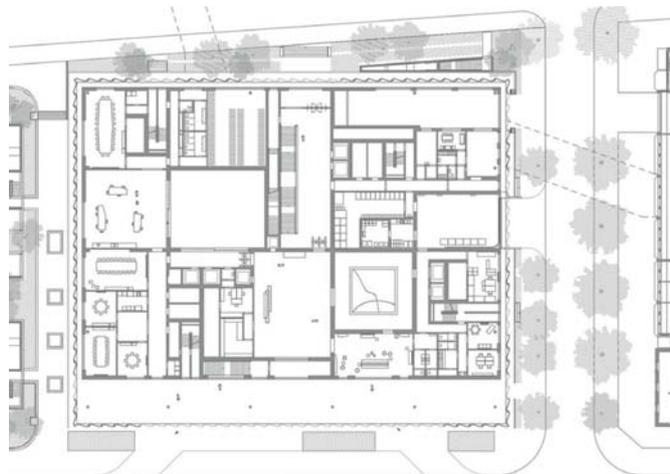
Mit seiner asymmetrischen H-Form folgt das Projekt der typologischen Setzung des jetzigen Mythenschlosses und damit explizit nicht der für diese Parzelle geltenden Pflicht-Bebauungslinie, die parallel zu den Grundstücksgrenzen den gesamten Block entlang der Strassen umschliesst. Über Form und Setzung des projektierten Gebäudekörpers wird der überlieferte Situationswert in neuer Interpretation beibehalten und eine städtebauliche Anbindung an die übrigen Bauten am Mythenquai erreicht.





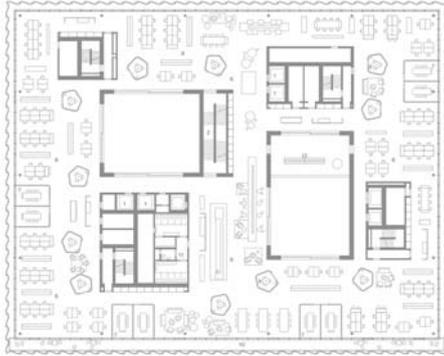
22 Swiss Re Next, Diener&Diener Architekten, 2017 Mythenquai 50/60, 8002

Das Zentrum des Swiss Re Campus Mythenquai ersetzt ein erst vierzig Jahre altes Bürogebäude des Architekten Werner Stücheli. Die äussere Glashülle aus schweren, wellenförmig gebogenen Gläsern bricht die Wucht des Gebäudes und reflektiert das Licht und die Bilder der Umgebung. Im inneren stapeln sich flexibel nutzbare Geschosse für rund 1100 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Eine offene, vierläufige Haupttreppe führt vom Untergeschoss, das die verschiedenen Gebäude der Swiss Re miteinander verbindet, bis zur Bar, der Bibliothek und der Business Lounge ganz zuoberst. Zwei grosse Lichthöfe, vier Kerne und viele Glaskabinen teilen die Büroetagen und definieren lose Teambereiche. Darüber trägt eine makellos weisse Decke das Licht so weit wie möglich in den Raum. Vorhänge von Textilkünstlern brechen die Nüchternheit. Auftragsarbeiten von Künstlern wie Heimo Zobernig, Helmut Federle oder Martin Boyce prägen die öffentlichen Bereiche des Hauses. SI

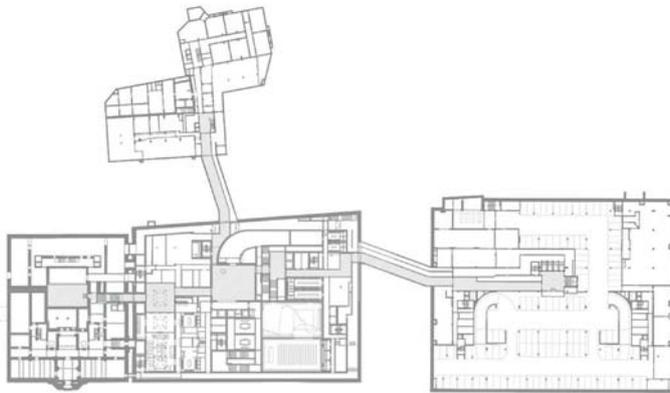


Erdgeschoss

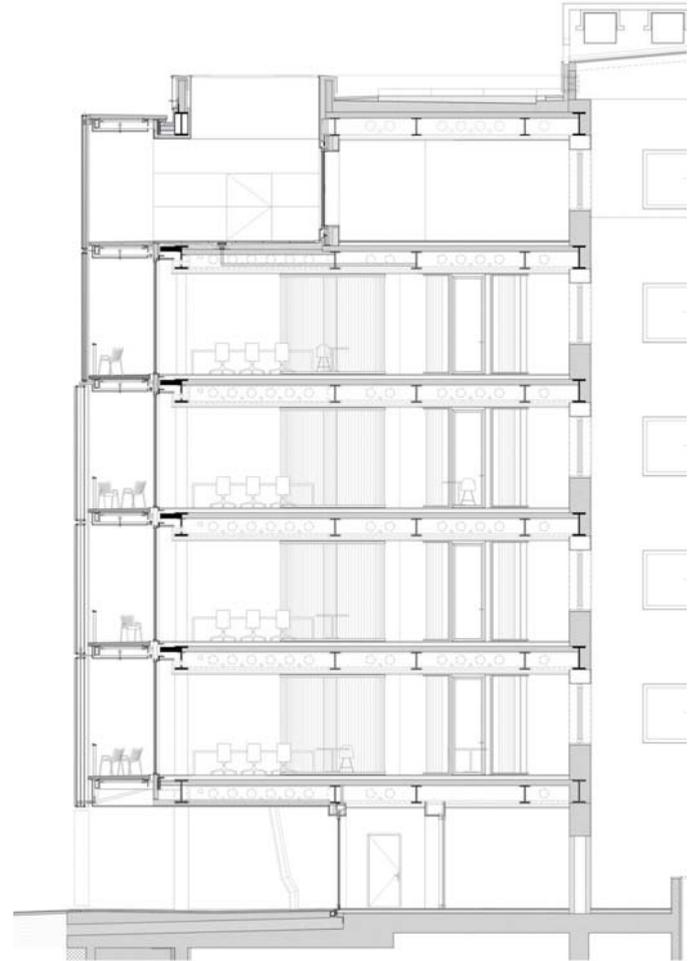




2-4. Obergeschoss



Untergeschoss

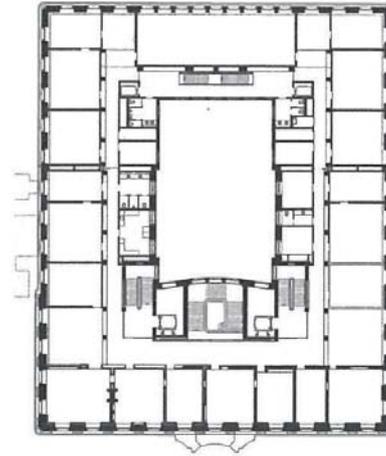


23 Schweizerische Rückversicherungsgesellschaft, Emil Faesch, Alexander von Senger, 1913

(Erweiterung: Gebrüder Pfister, 1931 | Sanierung: Tilla Theus, 2000)

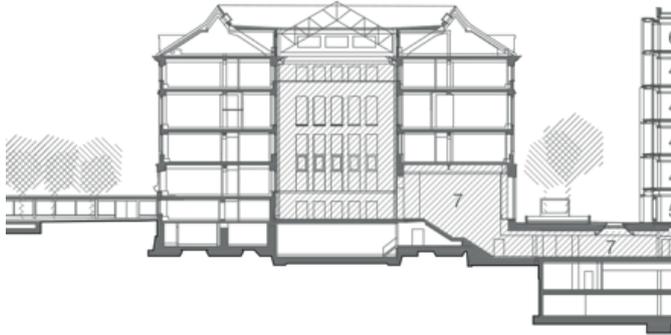
Mythenquai 60, 8002

Zu ihrem fünfzigsten Firmenjubiläum errichtete die Schweizerische Rückversicherungsgesellschaft ihren neuen Hauptsitz in der Form eines neubarocken Stadtpalais. „Die Gesellschaft hat hier am Mythenquai für alle Zeit sich und unserem Jahrhundert ein Denkmal gestellt, insbesondere hinsichtlich Erstellung mustergültiger Arbeits- und Büroräume“, schrieb die „Illustrierte schweizerische Handwerkerzeitung“. Als die „NZZ“ 1915 im Nachruf auf den verstorbenen Architekten Emil Faesch notierte, dass „wesentliche Architekturideen“ seinem Kollegen von Senger zu verdanken seien, wehrte sich dieser: Er sei der ausschliessliche Verfasser der Wettbewerbs- und Ausführungspläne. Faesch sei erst später für die „gesellschaftliche Seite“ bezogen worden. Die Erweiterung der Gebrüder Pfister setzte den Altbau nahtlos fort. Die Architektin Tilla Theus sanierte das Gebäude und stärkte dessen Struktur. WH



1. Obergeschoss

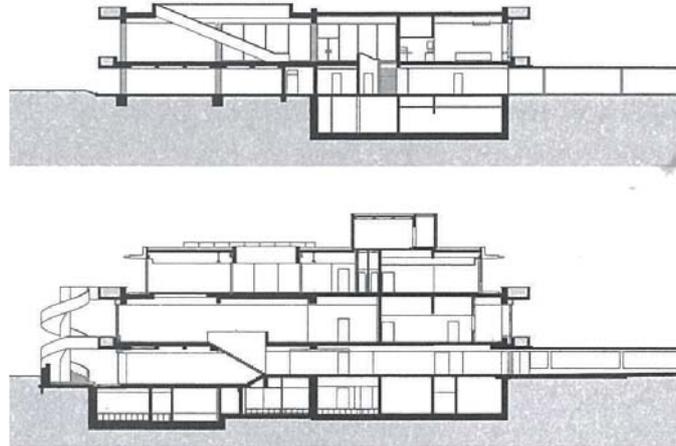




Quellen: - Text, Grundriss: Huber, Werner: Architekturführer Zürich. Gebäude, Freiraum, Infrastruktur, Edition Hoehparterre 2020
 - Schnitt: Quelle: <https://www.floornature.de/swiss-re-next-13578/> | (09/2020)
 - Bilder: <https://www.swissre.com/about-us/our-global-presence/campus-mythenquai/architectural-history-of-the-mythenquai-part-2.html> | (09/2020)

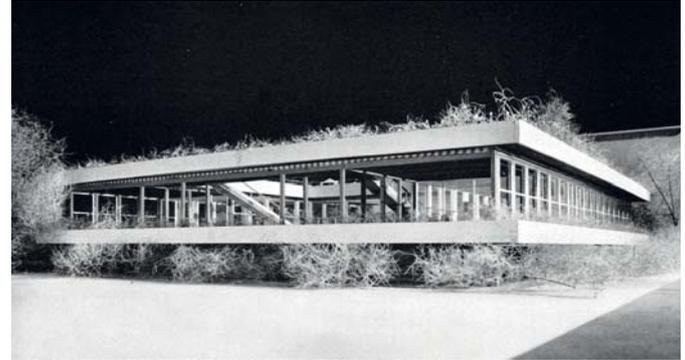
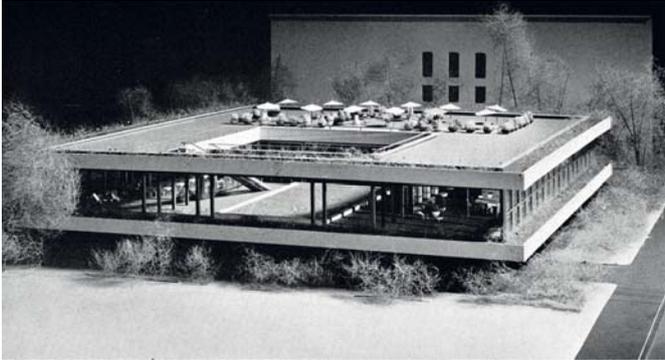
24 Clubhaus Swiss Re, Hans Hofmann, 1958 (Aufstockung: Jacques Schader, 1979, Umbau: SAM Architekten, 2000 / 2019)
Alfred-Escher-Strasse 85, 8002

Das pavillonartige Klubhaus der Swiss Re schliesst die Versicherungsbauten am Mythenquai ab. Es ist über einen Gang mit dem Hauptsitz verbunden und dient vor allem als Personalrestaurant und der Repräsentation. Das elegante Flachdachgebäude über quadratischem Grundriss mit ringsum laufenden, raumhohen Fensterbänder wurde mehrmals umgewandelt. Ursprünglich schien der Kubus mit den Speisesälen und der Küche auf dünnen Stützen über den Parkplätzen zu schweben. In den 1970er-Jahren wurde das zurückversetzte Dachgeschoss aufgestockt, das abgesetzte Erdgeschoss ausgebaut und ein weiteres Untergeschoss angefügt. Neu erschloss eine in den zentralen Innenhof eingefügte offene Treppenanlage die drei Etagen, eine spiralförmige Fluchttreppe wurde angebaut. Seit dem Umbau von 2000 liegt die Cafeteria unten, das Restaurant in der Mitte, der Gästebereich oben. MH

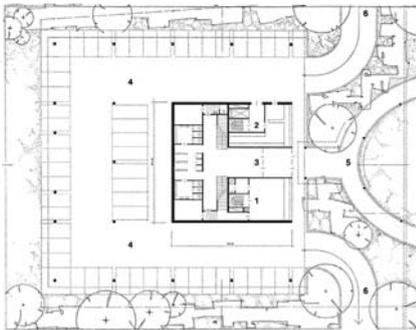


Längsschnitt, 1958, 2020

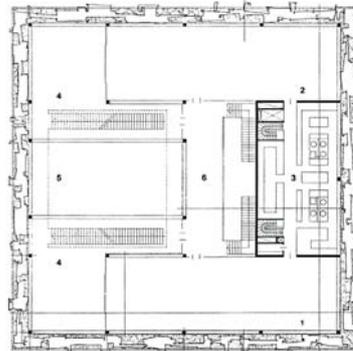




Modell, 1958



- GROUND FLOOR**
1. Staffroom
 2. Delivery entrance
 3. Entrance hall
 4. Parking lot
 5. Covered connection
 6. Garage access



- UPPER FLOOR**
1. Dining area (directors)
 2. Dining area (employees)
 3. Kitchen
 4. Covered terrace
 5. Pool
 6. Hall



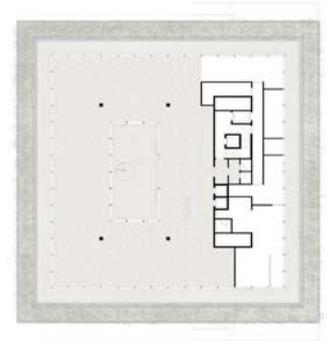
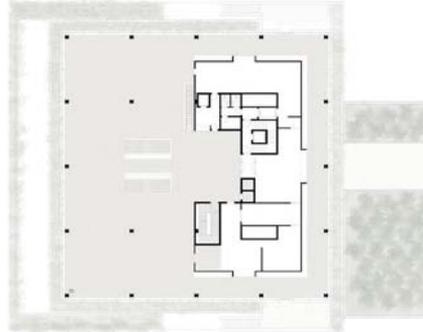
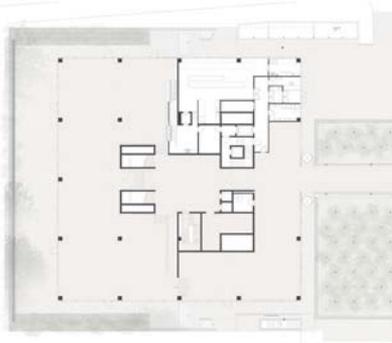
Pläne, 1958

Quellen: - Text, Schnitte: Huber, Werner: Architekturführer Zürich. Gebäude, Freiraum, Infrastruktur, Edition Hochparterre 2020
 - Pläne, Modellfotos 1958: <https://elarafritzenwalden.tumblr.com/post/147858760988/klubhaus-swiss-re-service-building-of-the-swiss> | (09/2020)
 - Innenbilderbilder 1958: https://history.swissre.com/item_detail.php?id=112&comefrom=item*111 | (09/2020)



Schnittperspektive, 2019





Pläne, 2019



**X1 Ausstellung „Zürich 1980. Bewegter Alltag: Fotografien von Gertrud Vogler & Poetische Provokationen: Die Sprache der Bewegung“ im ZAZ Bellerive - Zentrum Architektur Zürich
Höschgasse 3, 8008**



Zürich 1980

Vor 40 Jahren wurde Zürich von einer urbanen Revolte erschüttert. Es war eine Rebellion gegen einen normierten und kontrollierten Alltag, gegen ein biederes, engstirniges und repressives soziales Klima, ein erbitterter und lustvoller Kampf für ein anderes urbanes Leben. Die Revolte hat zwei Jahre angehalten und das gesellschaftliche und kulturelle Leben Zürichs grundlegend verändert, mit Auswirkungen, die bis heute sichtbar sind. In dieser Ausstellung schauen wir zurück und nach vorne – in eine bewegte Vergangenheit und eine bewegende Zukunft.

Bewegter Alltag Fotografien von Gertrud Vogler

Gertrud Vogler (1936–2018) war eine der wichtigsten zeitgenössischen Fotografinnen Zürichs. Sie arbeitete für verschiedene Publikationen und übernahm 1981 die Bildredaktion der WOZ. Sie konnte Aufnahmen von Orten machen, wo den einen der Zutritt verwehrt blieb oder andere sich gar nicht hin getrauten. Als Chronistin des Alltags und der sozialen Bewegungen schuf sie ein Werk von über 200 000 Fotografien, das heute im Schweizerischen Sozialarchiv der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Die erste grössere Einzelausstellung bietet Einblicke in bewegte Zeiten zwischen 1977 und 1993.

Poetische Provokationen Die Sprache der Bewegung

Mit Zeitschriften, Songtexten, Videos, Tonaufnahmen, Flugblättern und Büchern zeigt diese Ausstellung, wie sich die 80er Bewegung Ausdruck verschaffte. Als Interventionsmedien zur Etablierung einer Gegenöffentlichkeit gedacht, verströmen die Texte bis heute eine besondere Kraft und entwickeln einen eigentlichen Sog. Sie sind oft explosiv, radikal und militant und entfalten zugleich sinnliche Verspieltheit und (Selbst-)Ironie. Eine multimediale Schau von Silvan Lerch und Anja Nora Schulthess («Zürcher Mittelmeerfraktion – Verein für unerhörte Stadtgeschichten»).

TAG 02

- 01 Freilager-Areal: Marktgasse
- 02 Freilager-Areal: Südhof
- 03 Freilager-Areal: Rauttürme
- 04 Wohnsiedlung Grünmatt
- 05 Überbauung Zollstrasse Ost/Gleisribühne
- 06 Studierendenwohnhaus Rosengarten
- 07 Wohnsiedlung Brunnenhof
- 08 Wohnsiedlung mit Kindergarten Guggach
- 09 Mehrfamilienhaus Waldmeisterweg

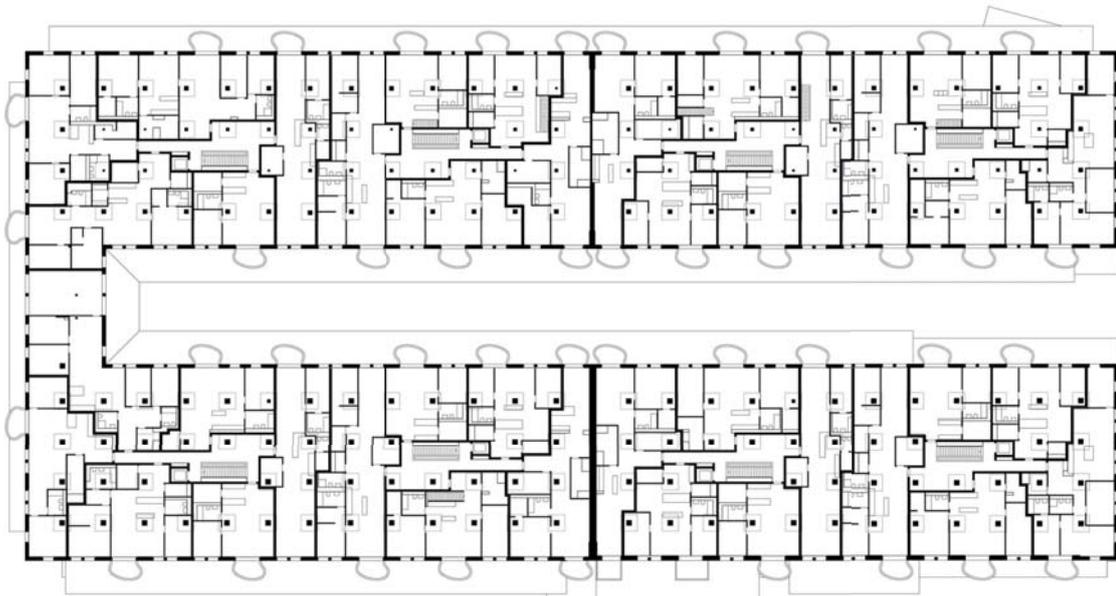


01 Freilager-Areal: Marktgasse, Meili Peter Architekten, 2016

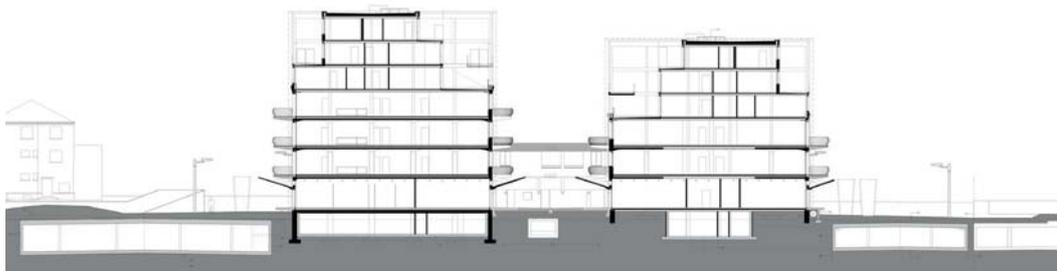
Freilagerstrasse 51-77, 8047

Zürich weiter West: Das Freilager ist die erste grosse Arealentwicklung im Letzigebiet. Von der Bebauung des ehemals zollrechtlichen Auslands blieb einzig die zwei 135 Meter langen Zeilen von 1926 mit den Backsteinfassaden erhalten. Um drei Geschosse aufgestockt und mit barock geschwungenen Balkonen versehen geben sie den neuen Massstab vor. Angelehnt an die Pariser Siedlung von Fernand Pouillon ergänzen weitere Zeilen mit Holzfassaden, Türme im Betonkleid und eine backsteinerne Kammfigur das Ensemble. Die Baumasse spielt nicht Verstecken, sondern ist am Rand mit 40 Metern am höchsten und in der Arealmitte mit 20 Meter am tiefsten. Bei 190 Prozent Ausnützung bietet das Freilager Raum für 800 Wohnungen, 200 Zimmer für Studierende sowie Gewerbeflächen. Diese konzentrieren sich als Marktgasse zwischen den Gründerzeilen. Sollte der Wind im Gewerbemarkt dereinst drehen, lassen sich die 4 Meter hohen Erdgeschosse gut umnutzen. PP

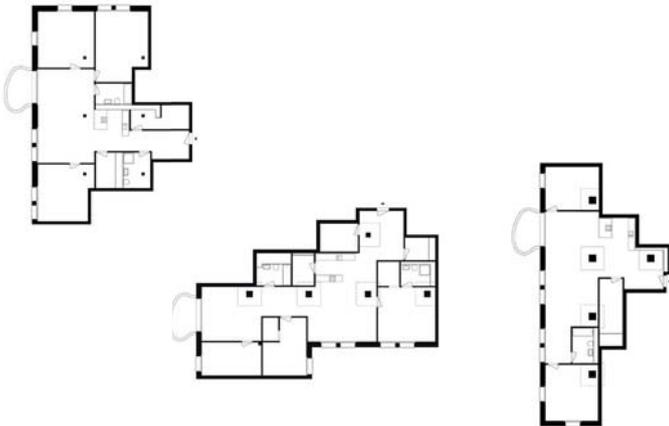
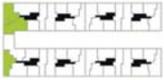




1. Obergeschoss



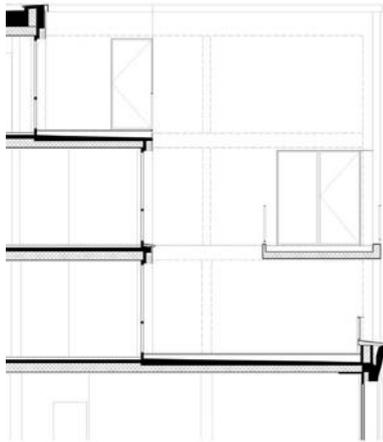
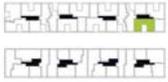
Querschnitt



1. Obergeschoss, Eckwohnungen



Durchschusswohnung Bestand



3-5. Obergeschoss

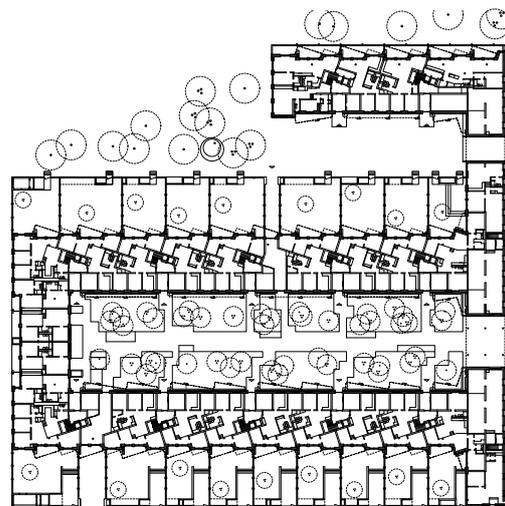


Durchschusswohnung Aufstockung

02 Freilager-Areal: Südhof, Office Haratori, Office Winhov, 2016

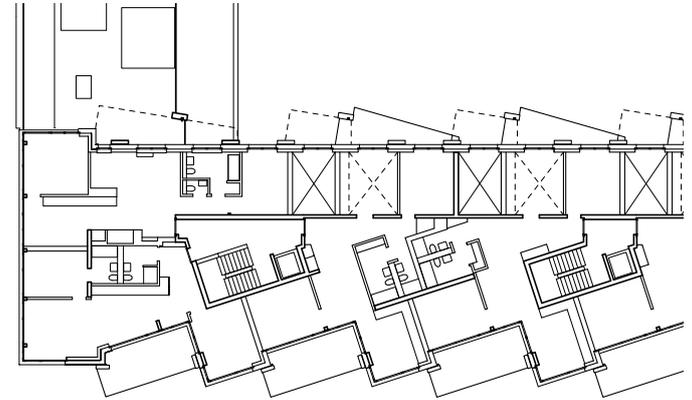
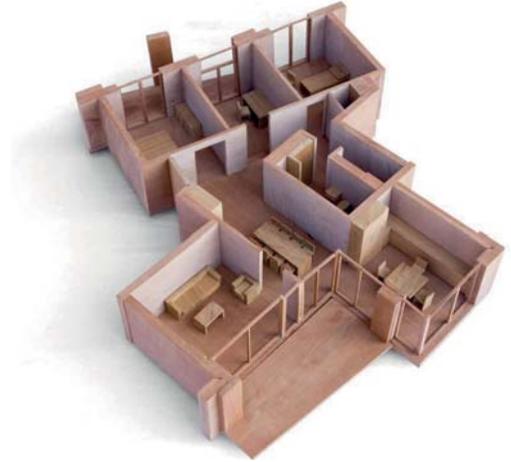
Freilagerstrasse 81-99, 8047

Wie monumentale Sägeblätter fressen sich die achtgeschossige Zackenzeilen durch den Stadtraum. Durch einen Querbau zur Promenade verbunden, bilden sie einen städtebaulichen Hybrid. Entschieden setzen sie sich von ihren Nachbarn ab und rücken zusammen. Um Licht und Weitsicht zu gewinnen, verdreht sich die innere Ordnung gegen aussen. Trotz dieses geometrischen Kniffs, der schier endlosen Wohnungsvielfalt, der unterschiedlichen Raumhöhen und der gegen oben erodierenden Struktur mündet die komplexe Innenwelt nicht im Chaos. Denn vor der gezackten Fenster-, Wand- und Brüstungslandschaft stehen beruhigende Pfeiler Spalier, von Hand und aus zwei rötlichen Klinkersorten gemauert. An den Hoffassaden reihen sich geschosshohe Zimmer zackenlos aneinander. Hier harmonisieren weiss engobierte Backsteinpfeiler mit den Stämmen der Birken und den Blüten der Gebüsche. Der Ankunftsort ist ein Ort der Ruhe. Und der Zeilenhofkamm ist ein beeindruckender Bau. PP



Erdgeschoss



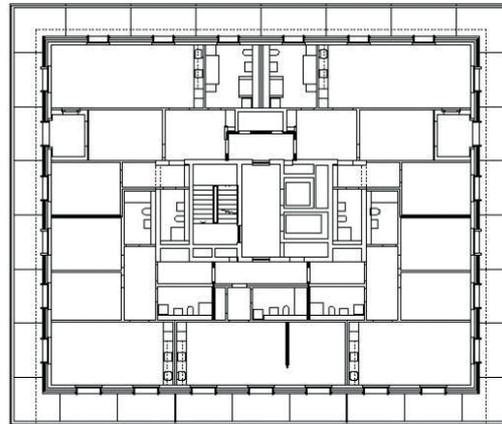


Obergeschoss

03 Freilager-Areal: Rauttürme, Rolf Mühlethaler, 2016

Freilagerstrasse 55/61/67, 8047

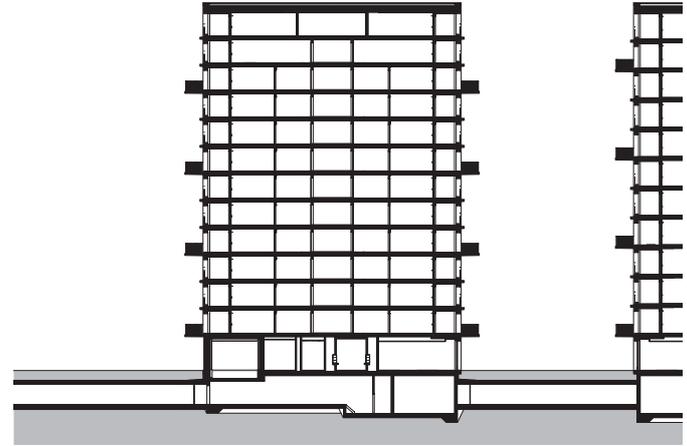
Zwölf und dreizehn Stockwerke hoch ragen die drei Rauttürme in den Himmel. Rolf Mühlethaler konstruierte sie konsequent aus Beton, leitete die strenge Repetition der Fassade jedoch aus den Holzbauten ab, die er daneben geplant hatte. In erster Linie erinnern die Türme aber an Le Havre, August Perrets Betonstadt in Frankreich. In der nach dem Zweiten Weltkrieg wiederaufgebauten Stadt stehen vier Hochhäuser, die den dreien in Zürich verblüffend ähnlich sind. In jedem dritten Geschoss kragt ein Balkon rundherum weit aus und gliedert die identischen, gestapelten Geschosse. Der Raster läuft über die Blindfenster durch - hier selbst über die Loggien. Eine präzise komponierte Symmetrie in Grau. Bei den Grundrissen erfand Mühlethaler das Rad nicht neu: Bis auf die Maisonettwohnungen sind alle Geschosse fast gleich aufgebaut - mit oder ohne Balkone. Auf diese stellen die Bewohner Töpfe, hängen Wäsche auf und bringen ein bisschen französisches Flair nach Albisrieden. AH



Regelgeschoss



Quellen: - Text: Huber, Werner: Architekturführer Zürich. Gebäude, Freiraum, Infrastruktur, Edition Hochparterre 2020
- Pläne: <https://www.swiss-architects.com/de/architecture-news/bau-der-woche/woodstock> | (09/2020)
<https://freilager-zuerich.ch/mo33101550405/> | (09/2020)

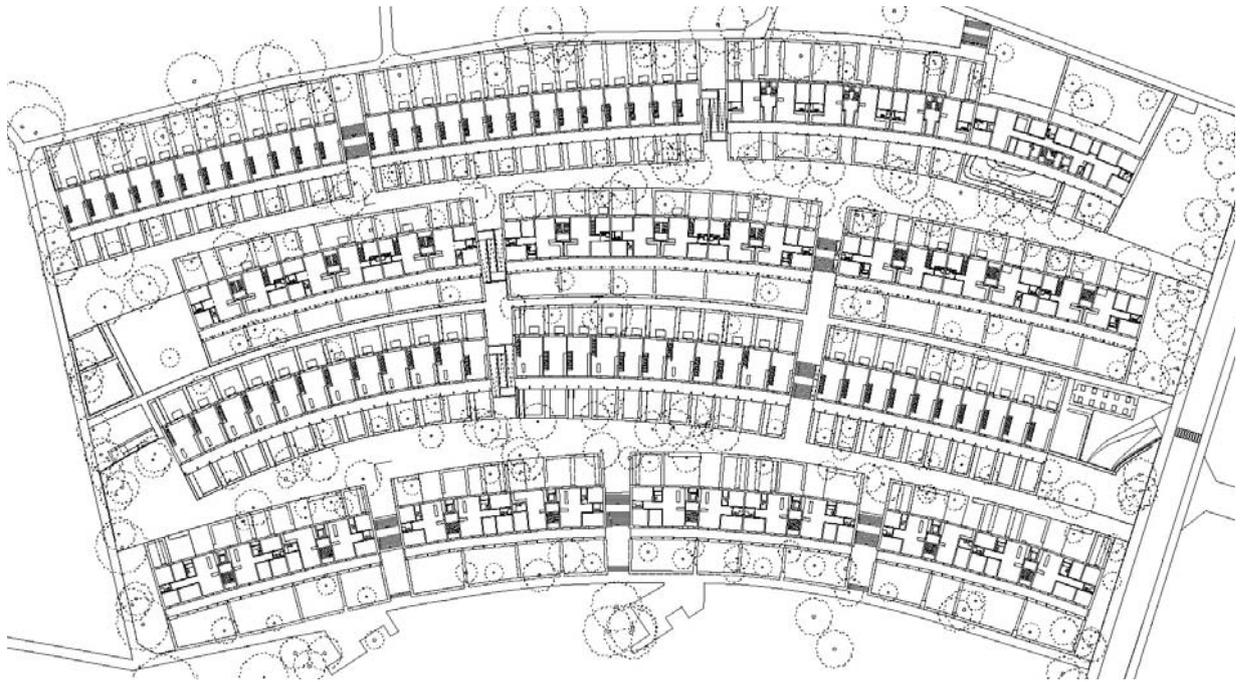


04 Wohnsiedlung Grünmatt, Graber Pulver Architekten, 2010-2014

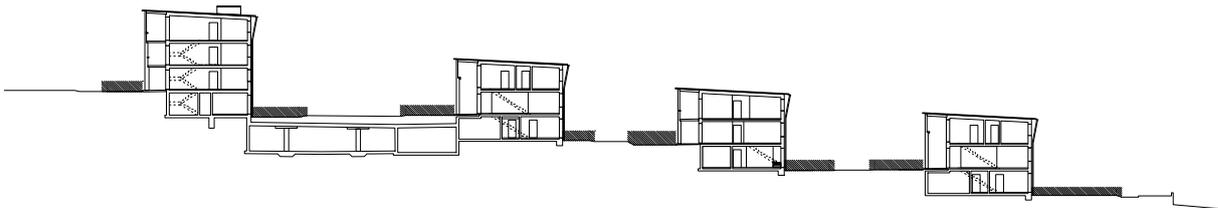
Baumhaldenstrasse 1-71/ Grünmattstrasse 3-64

Als dritte Bauetappe hatte die Familienheimgenossenschaft 1929 eine Siedlung aus 64 zusammengebauten, eingeschossigen Einfamilienhäusern errichtet. Die „Schweizerische Bauzeitung“ spürte darin das „Empfinden vollendeten Wohlbehagens“. Im Situationsplan sieht auf den ersten Blick noch alles gleich aus. Doch das täuscht. Die vier parallel zum Hang stehenden Häuserzeilen sind länger und breiter, als es die Altbauten waren, und sie beherbergen mehr als doppelt so viele Wohnungen: 155. Geschickt haben Graber Pulver Architekten den Charakter der ins Grüne eingebetteten Siedlung übernommen und in die Gegenwart transferiert. Die Zeilen stehen nicht mehr ganz parallel zueinander, sondern sind in unterschiedlichen Radien gekrümmt, was differenzierte Aussenräume erzeugt. Die Untergeschosse und die Treppenhäuser sind betoniert, doch hauptsächlich sind die Bauten aus Holz konstruiert. Die nicht tragenden Fassaden ermöglichten grosse Fenster. WM

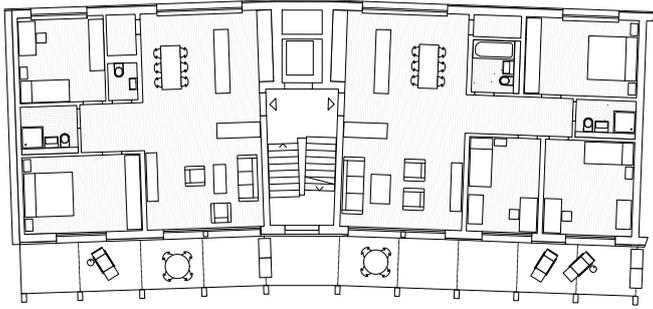




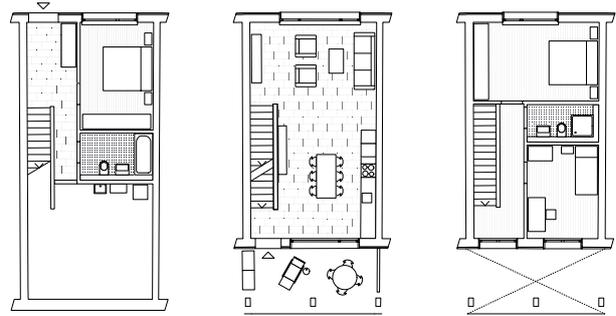
Erdgeschoss



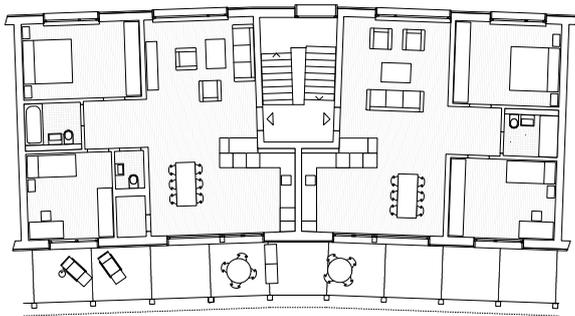
Querschnitt durch den Zeilen 1, 2, 3 und 4



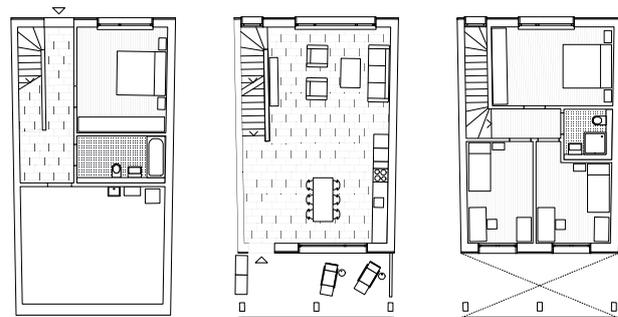
Zeile 1, 1. Obergeschoss



Zeile 2, 4.5-Zi., Sockelgeschoss, Erdgeschoss, Obergeschoss



Zeile 3, 1. Obergeschoss



Zeile 2, 5.5-Zi., Sockelgeschoss, Erdgeschoss, Obergeschoss



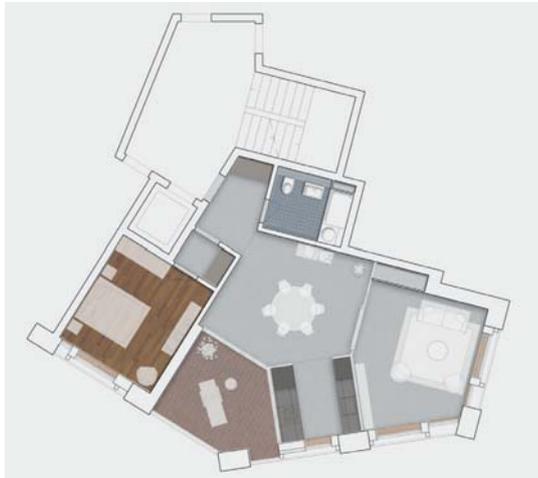
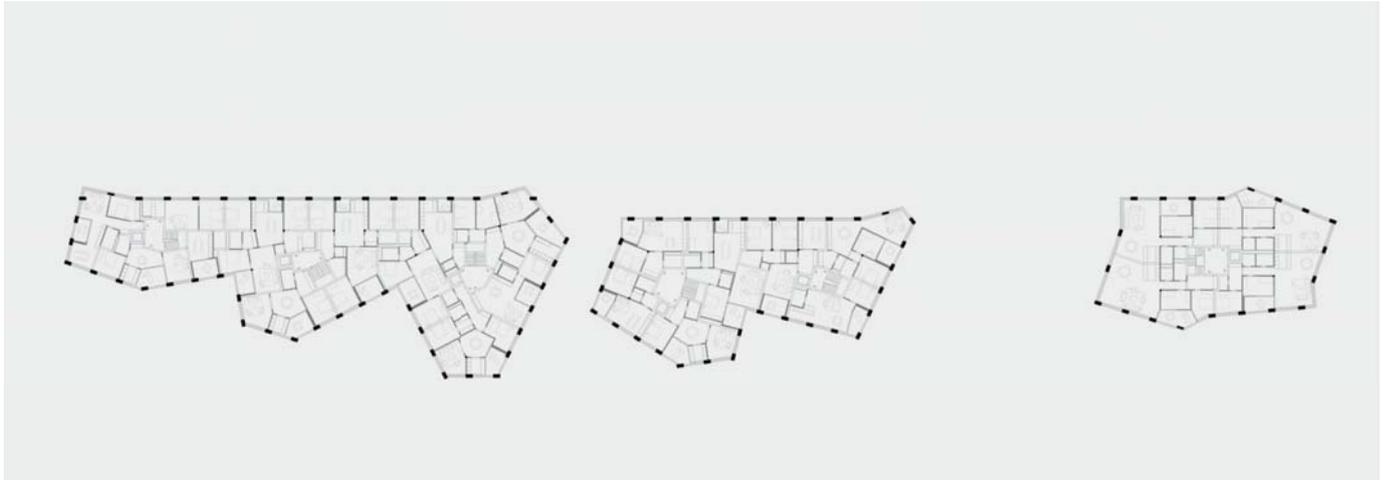
05 Überbauung Zollstrasse Ost/Gleistribüne, Esch Sintzel Architekten, 2019

Zollstrasse 35-61

Die Architekten vergleichen die Bebauung der Randbereiche des Hauptbahnhofs mit der Kultivierung der Seeufer am Ende des 19. Jahrhunderts: Dort wurden Hafen- und Lagerflächen sowie Schwemmland zu Promenaden ausgebaut, hier werden aus nicht mehr benötigten Abstellanlagen Wohn- und Arbeitsorte an bester Lage. Mit ihrem Rücken ist die dreiteilige Überbauung mit 139 Wohnungen, Laden- und Gewerbeflächen in der kleinteiligen Struktur des Industriequartiers verankert. Davor liegt - wie ein See - das grossflächige Gleisfeld. Auf diese unterschiedlichen Situationen reagiert das Ensemble mit geraden, wenig akzentuierten Fassaden an der Zollstrasse und mit einer durch Einkerbungen belebten Front gegen die Gleise. Aus Klinker gemauerte Pfeiler verleihen den Gebäuden die nötige Solidität und nehmen ein in der Umgebung oft verwendetes Material auf. Alle Wohnungen haben einen Bezug zum Gleisfeld, die meisten sich zwei-, einige sogar dreiseitig orientiert.

WH



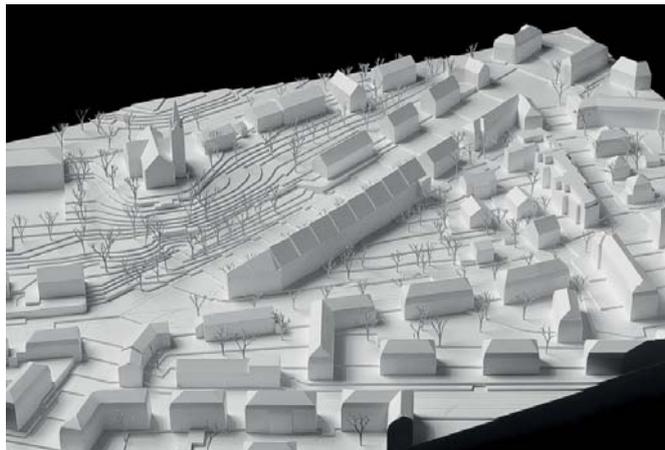


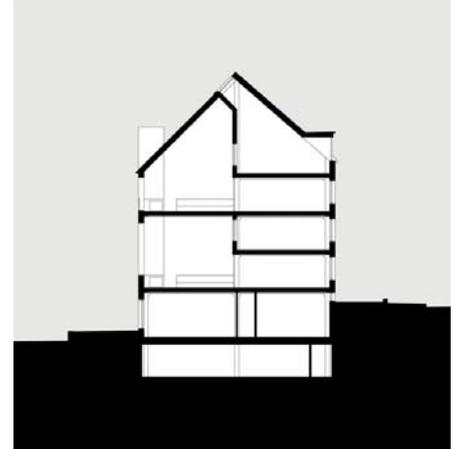
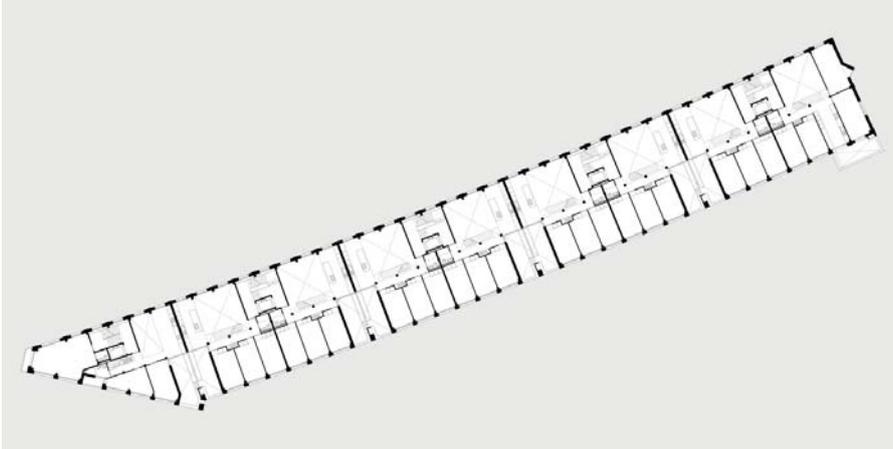
06 Studierendenwohnhaus Rosengarten, Scheidegger Keller Architekten, 2020

Bucheggstrasse 4/6/8/10/12, 8037

Für Studierende ist es heute aufgrund des angespannten Wohnungsmarkts in der Stadt Zürich besonders schwierig Wohnraum zu finden. Um den Hochschulstandort Zürich zu stärken, ist die privatrechtliche und gemeinnützige Stiftung für Studentisches Wohnen Zürich (SSWZ) seit ihrer Gründung im Jahr 1987 im Auftrag der universitären Hochschulen und der Stadt Zürich bestrebt, diese Entwicklung zu entschärfen. Die Stadt Zürich plant daher, die brachliegende Parzelle «Areal Rosengarten» zwischen der Buchegg- und der Rosengartenstrasse der Stiftung für Studentisches Wohnen Zürich (SSWZ) im Baurecht abzugeben. Die SSWZ will dort bis 2017 ein Wohnhaus mit rund 130 Zimmern, organisiert in 5- bis 8-Zimmer-WGs, erstellen. In diesem Wohnhaus soll ebenso ein städtischer Kindergarten und eine Kinderkrippe für die Stiftung Kinderbetreuung im Hochschulraum Zürich (kihz) Platz finden. Grün Stadt Zürich will zudem parallel zum Hochbauprojekt gemeinsam mit dem Quartier einen öffentlichen städtischen Quartierpark entwickeln.

Das Team von Atelier Scheidegger Keller und Kolb Landschaftsarchitektur aus Zürich hat sich mit seinem Projekt «WIPKINGER» gegen neun Mitstreitende durchgesetzt. Nicht zuletzt haben der kompakte Zeilenbau an der Bucheggstrasse sowie die sorgfältig gestalteten Maisonette-Wohnungen mit ihren doppelgeschossigen Aussenräumen und Wohnhallen die Jury überzeugt. Diese Gemeinschaftsflächen sind das Herz der Wohngemeinschaft. Wichtig empfand die Jury auch, dass mit der klaren Linie des Zeilenbaus ein grosszügiger Aussenraum für die Bewohnenden und das Quartier entsteht.





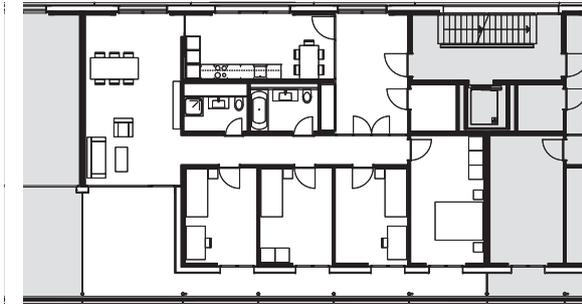
07 Wohnsiedlung Brunnenhof, Gigon / Guyer Architekten, 2007

Hofwiesenstrasse 140-158 / Brunnenhofstrasse 6-14, 8057

Anfang der 1930er-Jahren erstellte die Stiftung „Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien“ eine Überbauung mit 51 Wohnungen. Sie waren klein, ein Zimmer gefangen, Balkone fehlten. So entschied sich die heutige Stiftung „Wohnungen für kinderreiche Familien“ für zwei Neubauten. Ein siebengeschossiger Riegel schützt den Grünraum vor dem Lärm der Hofwiesenstrasse. An dieser Seite liegen Treppenhaus, Küche und Essbereich. Die Zimmer sind der ruhigen Seite zugewandt. Im kleineren Gebäude gibt es Zimmer auf beiden Seiten. Grosszügige Eingangsbereiche und Loggien zeigen, dass hier nicht einfach 72 grosse Wohnungen, sondern Lebensraum für viele Menschen geschaffen wurde. Die markanten Deckenplatten aus Beton prägen das Äussere der Bauten. Zu den Strassen sind diese „Plattenstapel“ mit dunkelblauen oder dunkelvioletten Glasplatten ausgefacht. Gartenseitig wird das gemeinsam mit Adrian Schiess konzipierte Farbenspiel bunter und abwechslungsreicher. WH



© Georg Aerni



Regelgeschoss
5.5-Zimmer-Wohnung, Haus Hofwiesenstrasse H2



© Hisao Suzuki



Regelgeschoss
6-Zimmer-Wohnung,
Haus Brunnenhofstrasse
B6



© Hannes Henz



© Georg Aerni

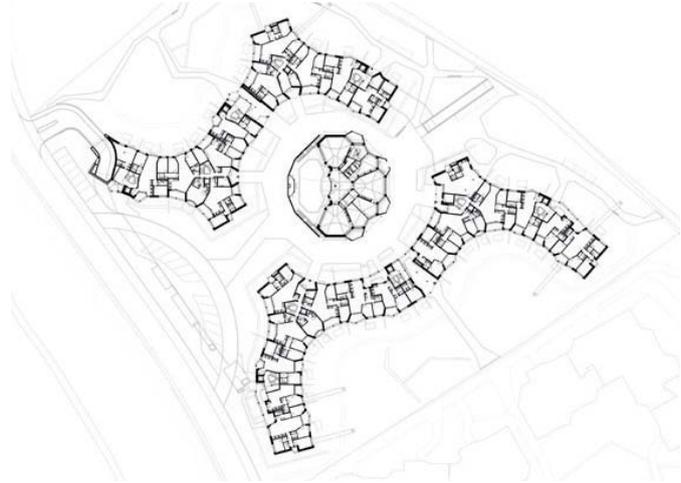


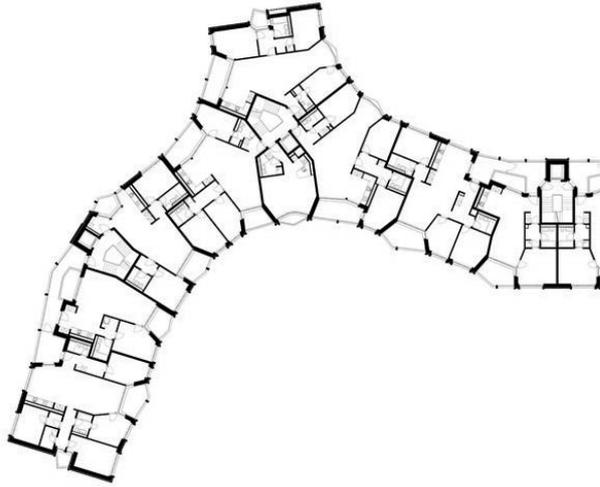
© Georg Aerni

08 Wohnsiedlung mit Kindergarten Guggach, Knapkiewicz & Fickert, 2020

Käferholzstrasse 40-60, 8057

Im Situationsplan wirkt die Überbauung wie ein abstrakter, überdimensionierter Wurzelstock aus dem nahen Wald. Im Kern liegt das eingeschossige Gebäude mit Kindergarten und Hort, gut geschützt von zwei achtgeschossigen Wohnhäusern. Sie umschliessen den annähernd kreisförmigen Hof und greifen mit ihren Armen in die Umgebung aus. Diese Disposition entstand jedoch nicht allein der Form willen. Vielmehr reagierten die Architekten auf die Eigenheiten des trapezförmigen Grundstücks. Dabei haben die Ränder eine ebensolche Bedeutung wie die Mitte. Dort, wo das Areal an die Nachbarsiedlung oder an den Wald grenzt, fassen die Gebäude einen Grünraum. An den beiden anderen, offenen Seiten ist die Umfassung nur noch angedeutet. Dem unregelmässigen Äusseren entsprechen die vielgestaltigen Wohnungsgrundrisse, in denen die Sanitärkerne für eine orthogonale Ordnung sorgen. Die Fassaden sind zweigeteilt: unten Mauerwerk, oben Paneele. WH





09 Mehrfamilienhaus, Lütjens Padmanabhan Architekten, 2018

Waldmeisterweg 3-5, 8057

Das Wohnhaus ist so teuer wie ein üblicher Genossenschaftsbau, doch die Mittel sind ungewöhnlich verteilt: Dank des kompakten Baukörpers, im Garten platzierter Tiefgarage, Wohnungen ohne Korridor und radikal günstigen Materialien - Feinsteinzeugplatten und Riemchenparkett am Boden, rohe Betondecken, Stahlzargentüren und Kunstharzküchen - bleibt Luft für lustvolle Details. In den Wohnungen bildet ein schwarzer Kunststeinpfeiler das Zentrum, um das sich Küchendielen, Wohnraum und Loggia drehen. An der Fassade gliedert ein dunkel gestrichenes Holzgitter die helle Schuppenhaut aus Eternit. Unverblümt zitieren die Blechvordächer John Hejduk. In den Trockenräumen und der Waschküche im Erdgeschoss sowie in den Treppenhäusern lassen die Architekten die 1990er-Jahre aufleben. Streifen und Spiegel, schräge Schnitte und Piano Stairs, Rosa und Türkis. All das macht Spass und beweist: Kostendruck und Architektenfreude schliessen sich keineswegs aus. PP





Regelgeschoss



TAG 03

- 01 Seewasserwerk Moos
 - 02 VBZ-Busgarage ERZ-Werkhof
 - 03 Stadion Letzigrund
 - 04 Betriebszentrale Herdern Migros
 - 05 Fernmeldezentrum 3 Herdern
 - 06 Stellwerk Vorbahnhof
 - 07 VBZ Tramdepot Kalkbreite
-
- X1 Hardturm Areal

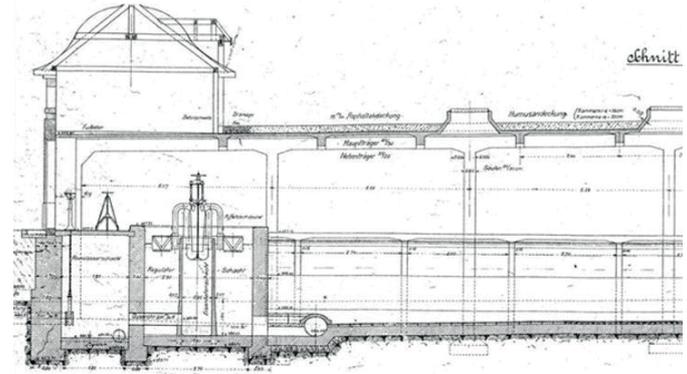
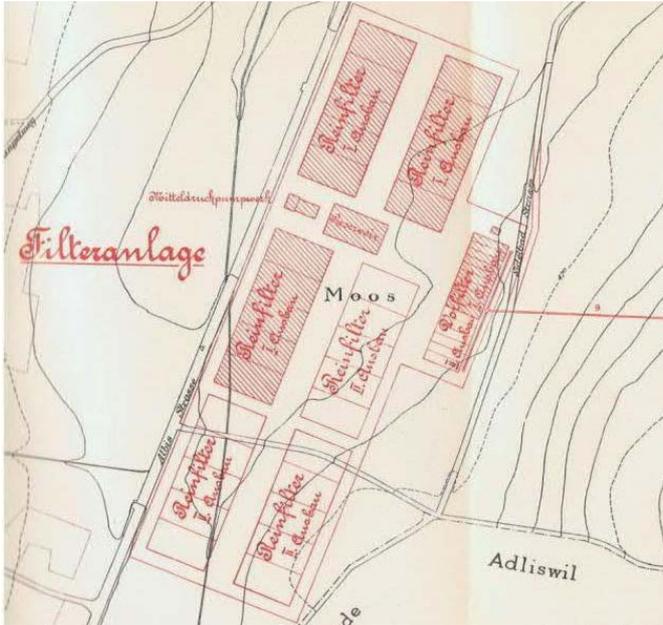
INFRASTRUKTUR



01 Seewasserwerk Moos, Gustav von Tobel, 1914 (Erweiterung: Werner Forrer, 1949)
Albisstrasse 169/171, 8038

Am Wollishofer Horn wird das Seewasser gefasst, ins Werk hochgepumpt und zu Trinkwasser aufbereitet. In der Mittelachse wurden das Wohnhaus, das Pumpwerk und das Sandwäschereigebäude als Einzelbauten in einem barockisierenden Heimatstil erstellt. Die späteren Gebäude sind sachlich. WH





Zürichseewasser, heraufgepumpt aus 30 Metern Tiefe

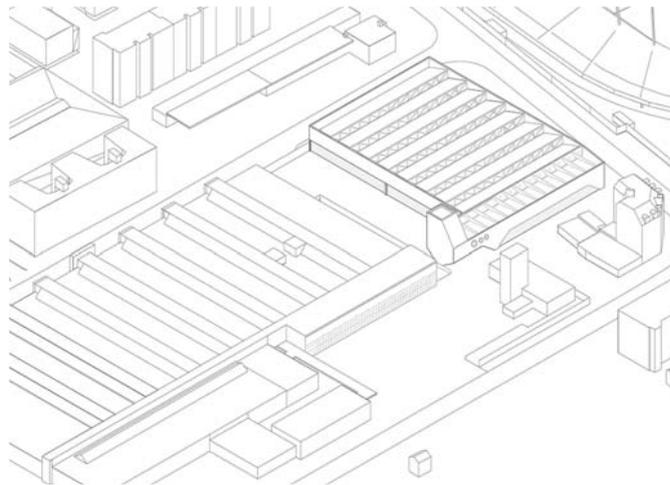
02 VBZ-Busgarage ERZ Werkhof, Pool Architekten, 2020

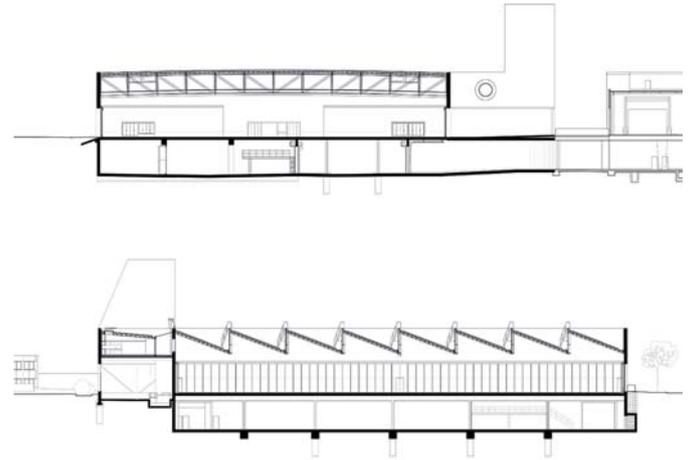
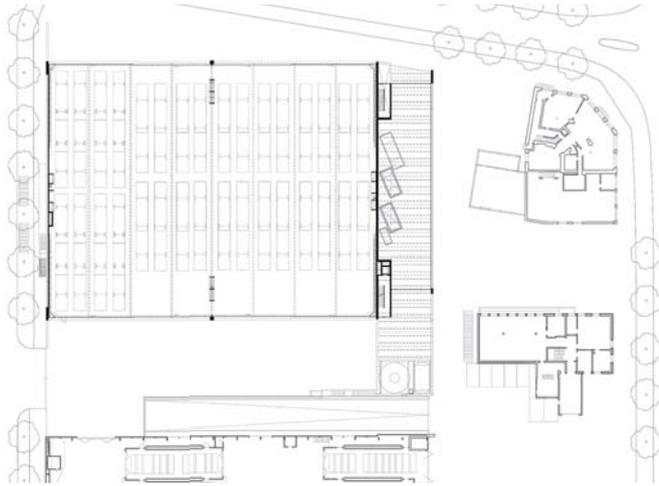
Herdernstrasse 50 / Bullingerstrasse 91, 8004

Ein einfacher, skulpturaler Bau bildet den markanten westlichen Abschluss der VBZ/ERZ-Anlage Hardau. Um möglichst viel Raum für die künftige Entwicklung des Areals offen zu lassen, konzentrieren sich die Eingriffe auf die südliche Raumschicht des Perimeters und damit auf die Fluchten der bestehenden Einstellhalle. Durch das Zusammenfassen des Salzsilos und der Muldenanlage mit dem Bürotrakt zu einer kompakten Figur werden der Platz zur Bullingerstrasse freigespielt und die Verkehrsführung optimiert. Zwei Freiräume schaffen übersichtliche Verkehrsflächen und Vorplätze, versenkbare Tore verschmelzen Halle und Vorplatz gegenüber dem Stadion Letzigrund zu einer einzigen Funktionsfläche.

Die tragende Ort betonstruktur bildet die Hülle des Neubaus und bestimmt im Wesentlichen dessen Ausdruck. Die volumetrische Gliederung des Altbaus zeichnet auch die Raumdisposition des Neubaus vor: der VBZ-Einstellhalle wird entsprechend eine Raumschicht als Annex angefügt. Dessen Erdgeschoss bietet sich als vielfältig nutzbare Manövrierfläche an, während sich im brückenartig ausgreifenden Obergeschoss Personalräume und Büros des ERZ-Werkhofs einem schmalen Lichthof entlang aufreihen. Ebenfalls in die Betonstruktur integriert wird der Salzsilo, dessen turmartiger Aufbau zugleich Halterung und Verkleidung darstellt.

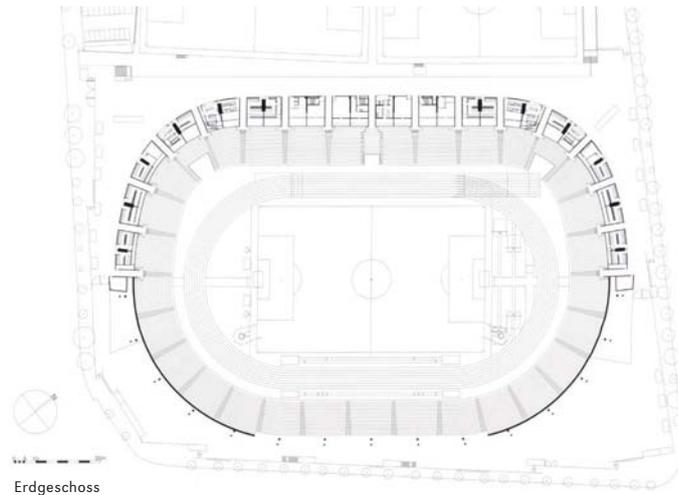
Das stützenfreie Hallendach der Busgarage wird mit schlichten Fachwerkbindern aus Walzprofilen überspannt. Schubsteif beplankte Holzelemente bilden die Dachflächen, welche fast komplett für die Fotovoltaik-Anlage zur Verfügung gestellt werden. In der Tiefgarage ist eine konventionelle Flachdecke mit einem ausgeglichenen Stützenraster vorgesehen, in der ERZ-Fahrzeughalle hingegen wird mit vorgespannten Unterzügen ein grosszügiges Stützenraster für eine grösstmögliche Nutzungsflexibilität geschaffen.

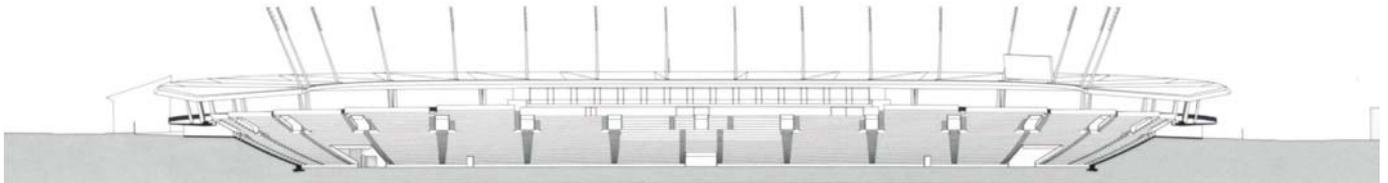
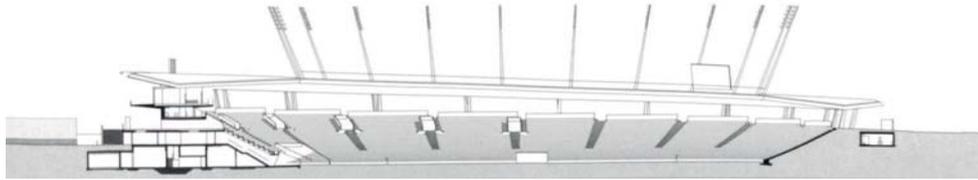




03 Stadion Letzigrund, Bétrix & Consolascio Architekten, Frei & Ehrensperger Architekten, 2007 Badenerstrasse 500, 8048

Weil das Projekt für ein neues Fussballstadion scheiterte, zog die Stadt den Bau des für die Leichtathletik konzipierte Stadions Letzigrund vor. So konnten anlässlich der Fussball-Europameisterschaft 2008 auch in Zürich Spiele ausgetragen werden. Anders als bei vielen Stadien üblich, gibt es hier keine kommerzielle Mantelnutzung. Nur drei Elemente bilden den Neubau: die in das Terrain eingebettete Mulde mit dem Spielfeld, die Umlaufende Erschliessungsrampe und der scheinbar schwebende Dachring mit der Scheinwerferkronen. Das Spielfeld ist im Boden versenkt. Dadurch liegt das elegante Dach nur knapp über dem Boden, und man hat auch vom Strassen-niveau aus einen Blick ins Innere des Stadions. Bei den Eingängen empfängt die Rampe die Besucher, führt sie am Restaurant vorbei und verteilt sie auf die Tribünen. Die Dachkonstruktion besteht aus stählernen Doppelstützen, die dem Kräfteverlauf entsprechend schräg zum Dachrand stehen. Eine homogene Holzverkleidung überspielt die Konstruktion und macht den Dachring zu einem markanten Objekt. WH



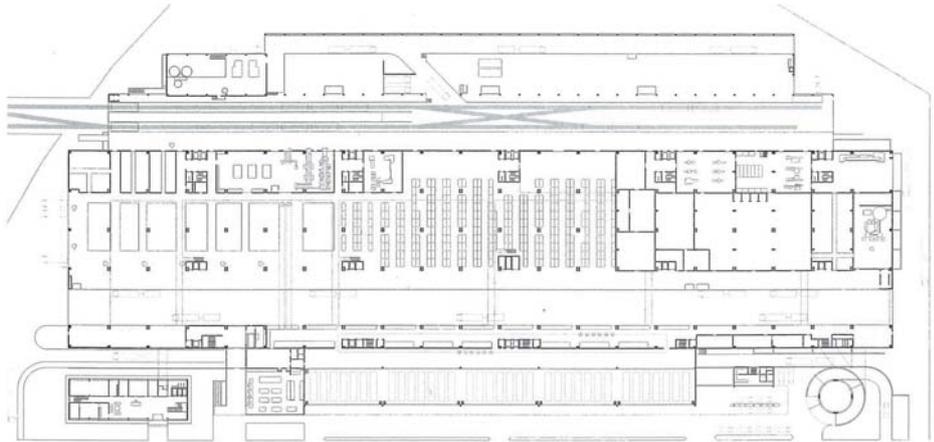
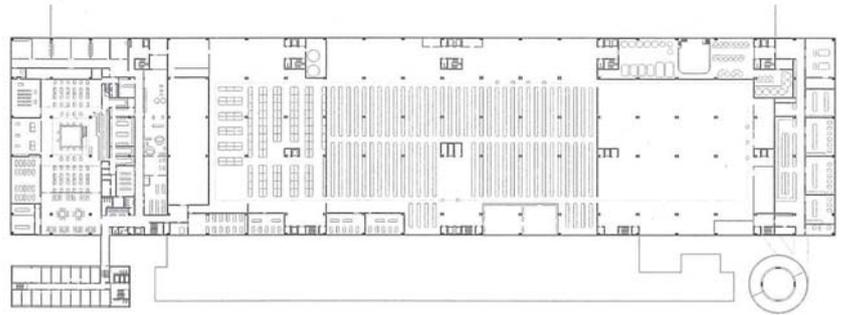
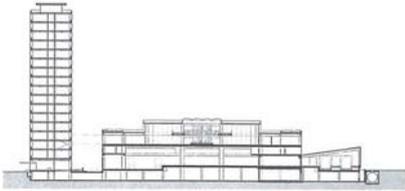


Quellen: - Text: Huber, Werner: Architekturführer Zürich. Gebäude, Freiraum, Infrastruktur, Edition Hochparterre 2020
 - Pläne, Bilder: Kurz, Daniel: Stadion Letzigrund Zürich = Letzigrund Stadium Zurich, Gta-Verlag 2007
 - Bilder: <https://www.swiss-architects.com/de/frei-and-ehrensperger-architekten-zurich/project/neubau-stadion-letzigrund> | (09/2020)

04 Betriebszentrale Herdern Migros, Hans Vogelsanger, Ernst Schwarzenbach, Albert Maurer, 1965
(Renovierung Hochhaus: Gigon / Guyer Architekten, 2019-2022)
Pfungstweidstrasse 101, 8005

Bevor in Zürich West die Hochhäuser in den Himmel wuchsen, war das siebzehngeschossige Verwaltungsgebäude der Migros ein eindrückliches Eingangstor zur Stadt. Setzt man die Höhe des Hochhauses jedoch in Bezug zur Länge des Betriebsgebäude, wird es winzig klein, wie der Blick auf die Pläne zeigt. Gerade mal 53 Meter hoch ist der Büroturm, hingegen ganze 270 Meter lang ist der viergeschossige, auf einem strengen Raster aufgebaute Flachbau. Damit hatte der Grossverteiler die damals grösste und modernste Verteilzentrale für Lebensmittel in Europa. Hier wurde Gleich portioniert und verpackt, Bananen reiften, Eier wurden durchleuchtet, Joghurt und Pastmilch hergestellt, und die ins Land ausfahrenden Migros-Verkaufswagen wurden hier beladen. Betrieblich hat sich seither manches verändert - geblieben sind die architektonischen Qualitäten dieses Industriebaus: Brauner Backstein und Fensterbänder prägen das Hochhaus, das Betonskelett und gelber Backstein charakterisieren das Betriebsgebäude. WH

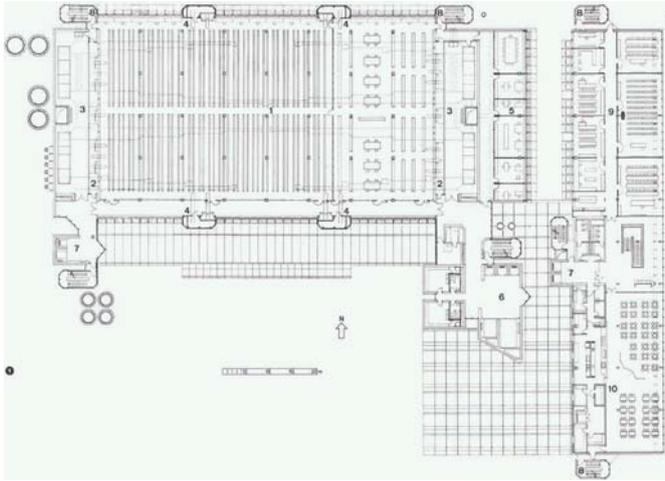




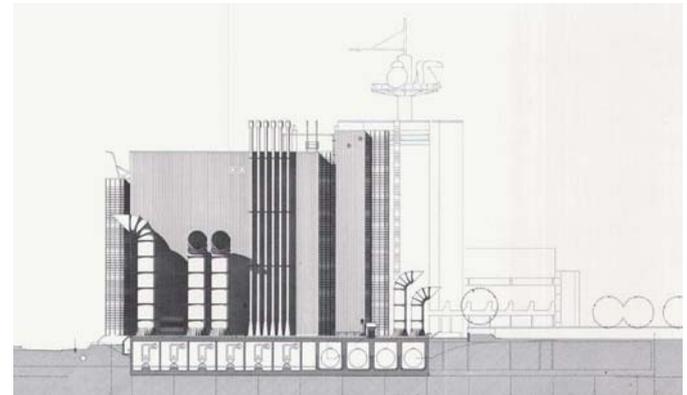
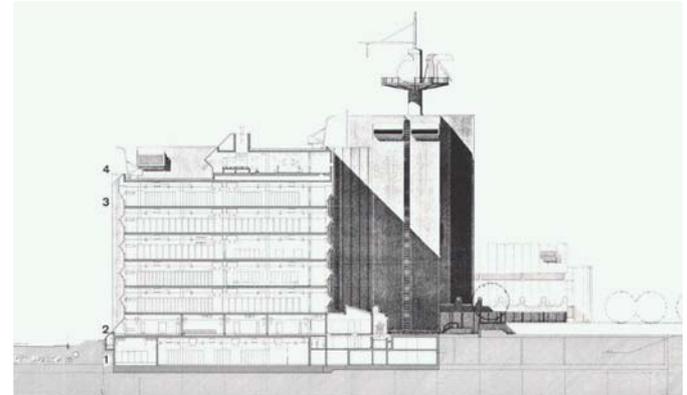
05 Fernmeldezentrum 3 Herdern, Theo Hotz, 1978
Aargauerstrasse 10, 8048

Um die Fernmeldezentren Selnau und Enge zu entlasten, wollte die damalige PTT-Betriebe an der Hellmutstrasse eine dritte Anlage bauen. Das Vorhaben scheiterte am Widerstand der Bevölkerung. Durch einen Landabtausch mit der Stadt erhielten die PTT das Grundstück in der Herdern. „Vertrauensarchitekt“ Theo Hotz (er hatte kurz zuvor die PTT-Generaldirektion in Bern realisiert) entwickelte das Projekt. Bediente und dienende Räume sind getrennt: Der sechsgeschossige Betriebsakt nimmt die Fernmeldeeinrichtungen auf, im Nebentrakt sind Instruktionsräume, das Personalrestaurant und fünf Dienstwohnungen untergebracht. Die Volumetrie, die eigens entwickelte Fassade aus tief gezogenen Alu-Sandwich-Paneelen, die Fensterbänder und die gelbe Lüftungsrohre widerspiegeln den technischen Charakter. Für Zürich ist das Gebäude - heute vor allem ein Rechenzentrum - ein markantes Stadttor, dem Architekten brachte es internationalen Ruhm. WH





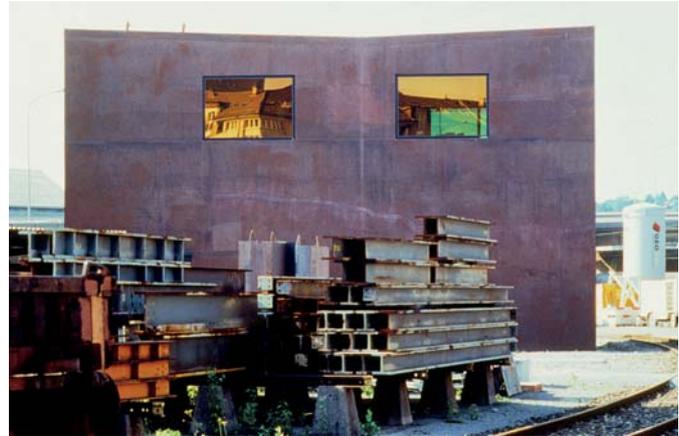
Grundriss des Normalgeschosses



06 Stellwerk Vorbahnhof, Gigon / Guyer Architekten, 1999

Hohlstrasse 358, 8004

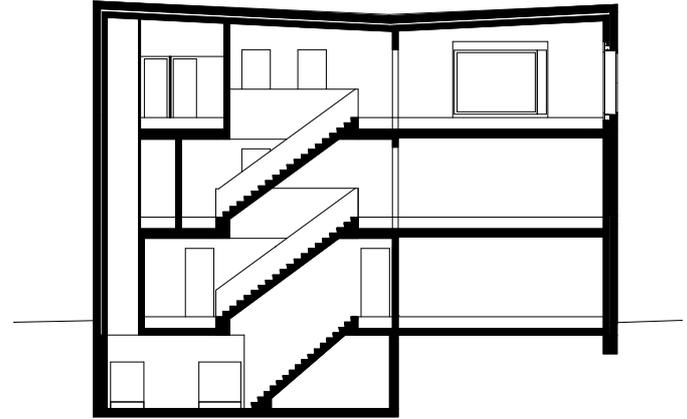
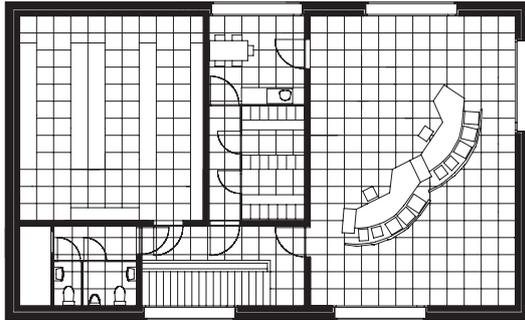
Im Kommandoraum im obersten Geschoss wird der Eisenbahnverkehr im Vorbahnhof überwacht. Der mit Eisenoxid eingefärbter Beton fügt das kompakte Gebäude in die vom Bremsstaub der Züge rotbraun gefärbte Umgebung ein. Je nach Lichteinfall stehen die bronzefarbenen Fenster im Kontrast zum Beton oder integrieren sich in die homogene Fläche. WH



© Heinrich Helfenstein



© Heinrich Helfenstein



© Heinrich Helfenstein

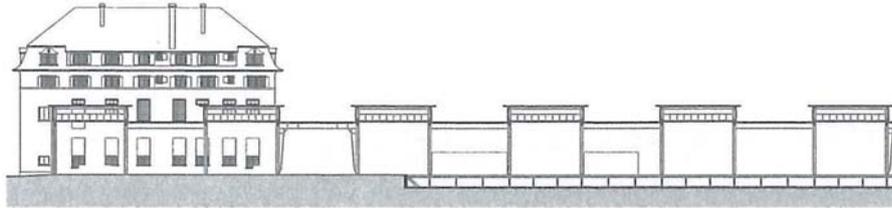


© Harald F. Müller

07 VBZ Tramdepot Kalkbreite, Friedrich Wilhelm Fissler 1915,
(Erweiterung: Hermann Herter, 1939, 1949, Instandsetzung: Ernst & Humbel, 2018)
Elisabethenstrasse 27, 43, 8004

Die rund 10 000 Quadratmeter grosse Anlage wuchs zusammen mit dem Schienennetz in drei Etappen. Als Ergänzung eines bestehenden Depots - heute Standort der Siedlung Kalkbreite - schuf Stadtbaumeister Friedrich Fissler ein Verwaltungs- und Wohngebäude im Heimatstil mit einer angebauten fünfgleisigen Wagenremise. Als die Trams erneut mehr Platz benötigten, wuchs die Remise der grossflächigen, in zwei Etappen erstellten Depothalle von Stadtbaumeister Hermann Herter. Leichte Vor- und Rücksprünge sowie in der Nähe versetzte Dachflächen gliedern den Stahlskelettbau aus weit gespannten Fachwerkbindern. Die leicht und transparent wirkende Halle kontrastiert mit dem massiven Dienstgebäuden an der Elisabethenstrasse. 2019 wurde eine umfassende Instandsetzung der Depothalle abgeschlossen. Zur energetischen Optimierung erhielt sie innen eine zweite Fassadenhaut und gedämmte Dach- und Oberlichter. KR





Längsschnitt

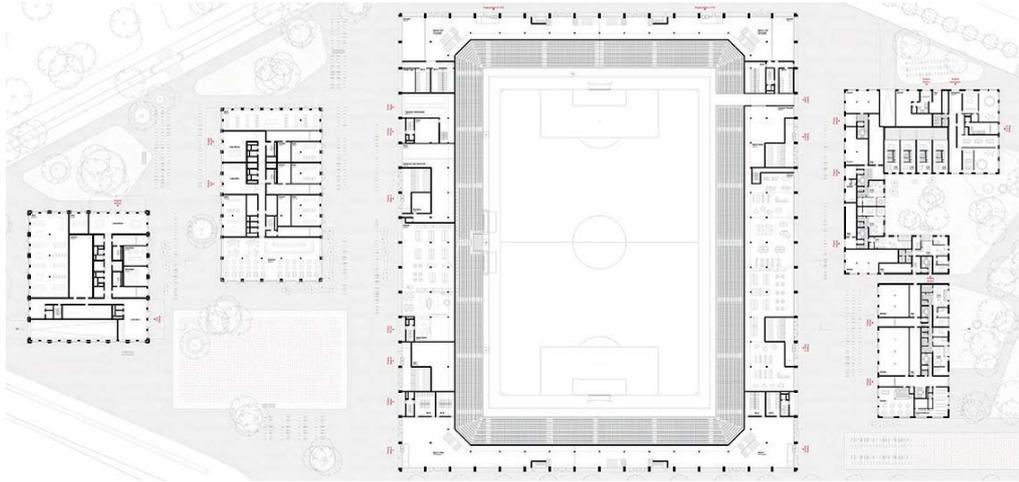


X1 Hardturm Areal, Fussballstadion, eine Genossenschaftssiedlung und zwei Hochhäuser mit Wohnungen und Gewerbeflächen, Boltshauer Architekten, Caruso St John Architects und pool Architekten, Realisierung voraussichtlich 2024, Hardturmstrasse 269/65, 8005

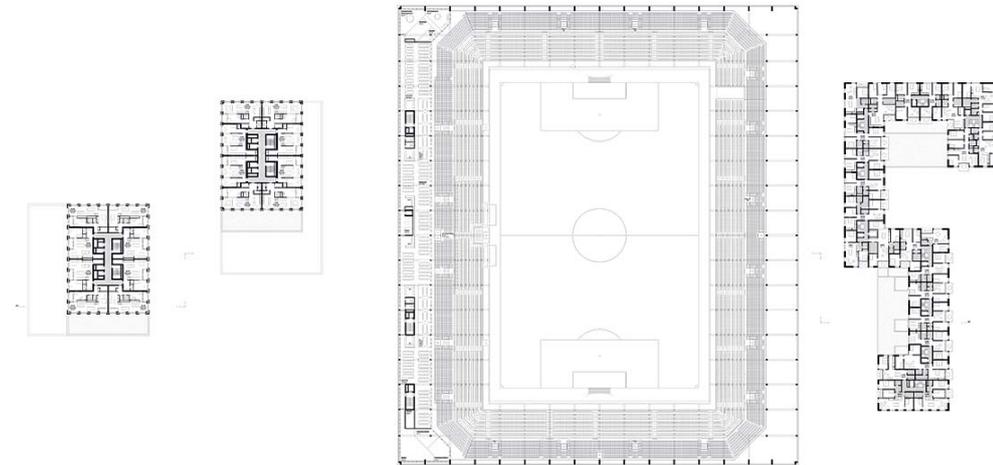
Bei einer weiträumigen Betrachtung stellt das Hardturm-Areal nicht nur den Endpunkt der Entwicklung von Zürich-West dar, es ist auch Angelpunkt einer kontinuierlichen Entwicklung Richtung Altstetten. Ein zeitgemässer, komplexer und reicher Städtebau ist hier gefragt – ein Ensemble unterschiedlicher Bautypen, die in ihren Qualitäten zusammenspielen, um eine eigene, gemeinsame Identität zu schaffen. Die unterschiedlichen Bauten suchen über ihre städtebauliche Setzung hinaus eine enge Verwandtschaft, um die beabsichtigten urbanistischen Qualitäten zu erzielen. Die städtebauliche Abstimmung wird folglich projektübergreifend bis in die Materialisierung und die konstruktiven Details vertieft, um dem Ort eine starke und kohärente Identität zu verleihen. Die präzise in den Perimeter gesetzten, einfachen Volumen reflektieren die gewachsenen industriellen Strukturen des Escher-Wyss-Quartiers. Diese Einfachheit schafft klare Beziehungen untereinander, ermöglicht aber auch, differenziert auf den Kontext zu reagieren.

Von der Pfingstweidstrasse zurückgesetzt und gleichzeitig an ihr verankert, reagiert die aufgebrochene Form des Genossenschaftsbaus sowohl auf die Nachbarbauten als auch auf die kleinmassstäblichen Grünräume entlang der Förrlibuckstrasse. Das bewusst tief gehaltene Stadion prägt rundum die unterschiedlichen Stadträume. Im Süden springt es vor an die Pfingstweidstrasse, um sich in die Flucht der urbanen Fassadenfronten einzureihen. Im Osten begleitet es einen beinahe innerstädtisch anmutenden, intimen Gassenraum parallel zur Wohnbebauung. Zum Quartier im Norden hin öffnet sich ein grosszügiger Platzraum, der an Spieltagen zum Empfangsraum des Publikums werden soll. Im Westen wirkt das betont liegende Volumen als kompositioneller Kontrapunkt zu den beiden aufstrebenden Hochhäusern. Hier an der Schwelle zur offenen Fluss- und Parklandschaft öffnet sich auch das Ensemble. Die mächtigen Sockel der zwei gemischtnutzigen Hochhäuser gliedern eine weiträumig gekammerte Platzlandschaft. Im ruhigen Alltagsgebrauch endet hier die Weite des angrenzenden Hardhof-Parks unter den Kronen grosser Baumgruppen.





Erdgeschoss



Obergeschoss



TAG 04

- 01 MFO Park
- 02 Max-Bill-Platz
- 03 Oerlikerpark
- 04 Wahlenpark
- 05 Viaduktweg
- 06 Josefswiese
- 07 Toni-Areal Dachgarten
- 08 Friedhof Eichbühl

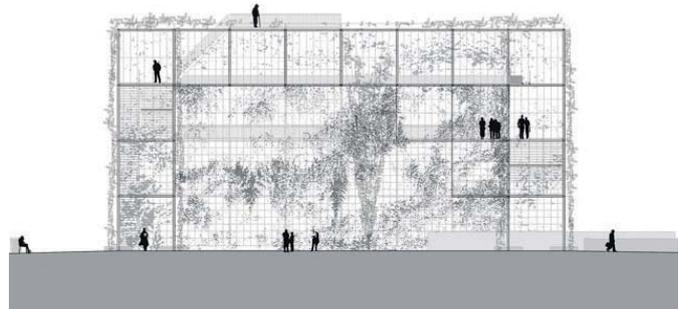
- X1 Büro Vogt, Wunderkammer
- X2 Studio Vulkan

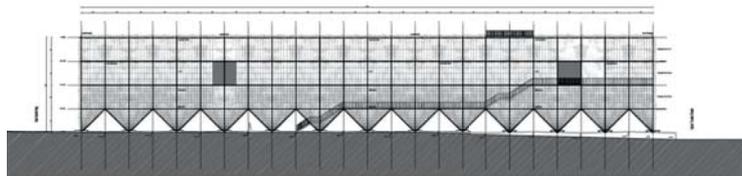
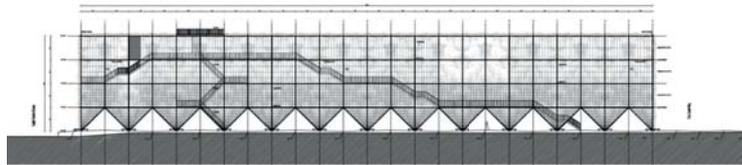
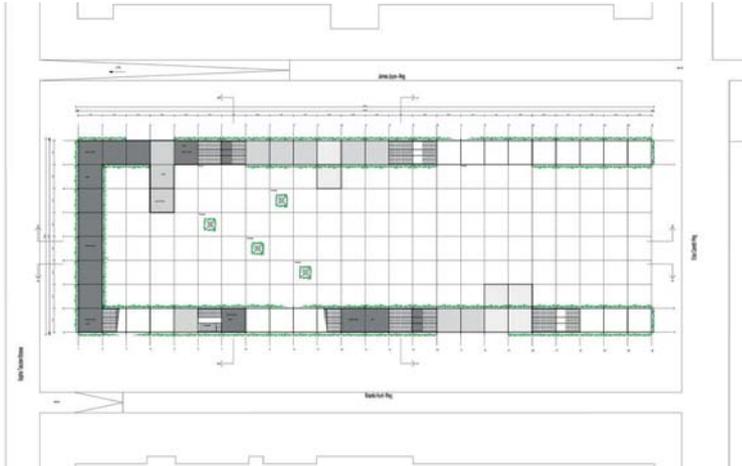


01 MFO-Park, Burckhardt + Partner Architekten, Raderschall Landschaftsarchitekten, 2002

James-Joyce-Strasse / Ricarda-Huch-Strasse, 8050

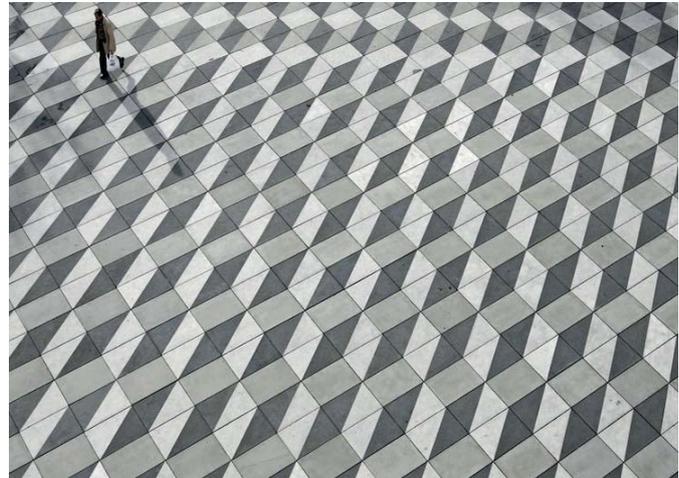
Semiramis ist eine sagenhafte Königin aus Babylon. Ihre hängenden Gärten sind eines der sieben antiken Weltwunder. Im kleinen Format haben sie es nach Oerlikon geschafft, in den MFO-Park, an den Ort, wo die Arbeiter der Maschinenfabrik Oerlikon eins Maschinen gebaut haben. Wie bei Semiramis gut 600 Jahre vor Christus ist auch dieser Park senkrecht und waagrecht. Mehr als tausend Pflanzen klettern über Stahlseile und Gitter und verwandeln den 100 Meter langen, 35 Meter breiten und 17 Meter hohen Raum von einem Stahlgerüst in eine Grosspergola. Jeden Monat wirkt sie völlig anders, und an Sonntagen fasziniert sie ebenso, wie wenn es aus Kübeln schüttet. Die Besucher sitzen auf Bänken, steigen ins Gerüst, schwingen sich auf das Sonnendeck hoch über dem grünen Dickicht und schauen in die Ferne. Wer Glück hat, kann manchmal sogar einem Konzert lauschen, wer alleine sein will, findet hier einen geborgenen Ort. GA

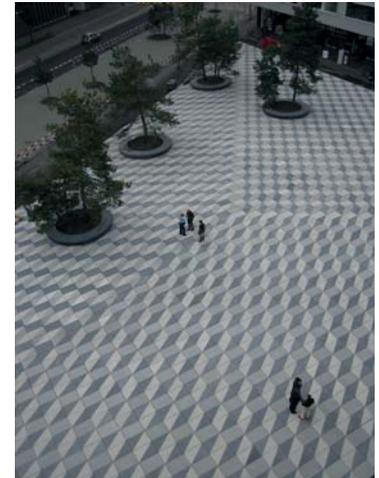
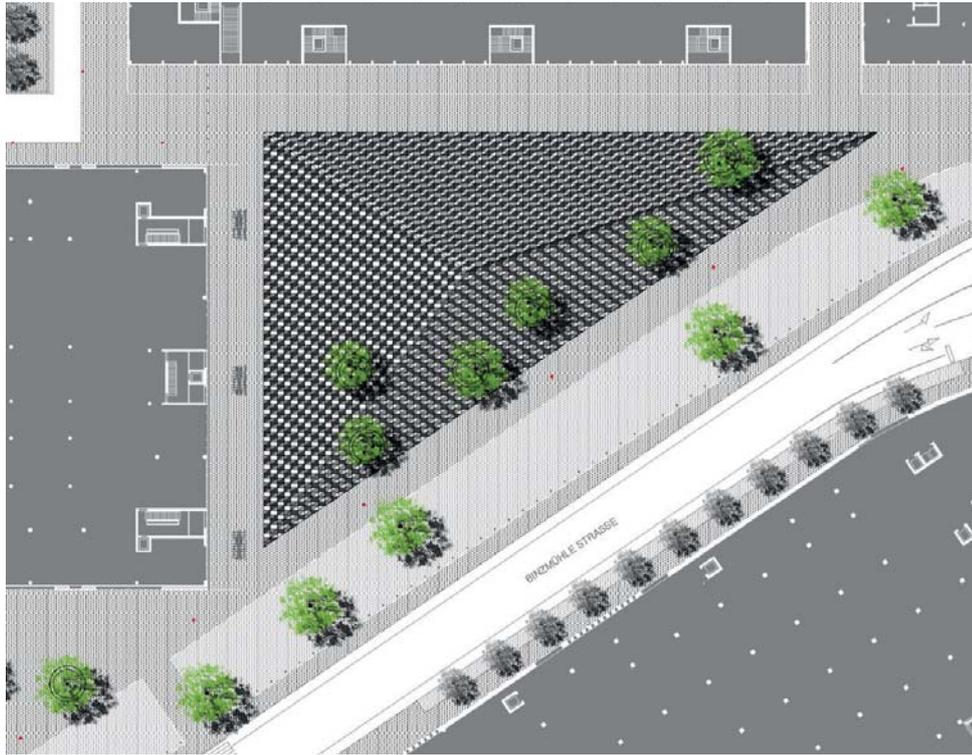




02 Max-Bill-Platz, Haerle Hubacher, Schweingruber Zulaufer, Zschokke & Gloor, 2007
Max-Bill-Platz, 8050

Dreiecke in unterschiedlichen Grautönen verdichten sich im Auge der Betrachter zu kubischen Formen. Das geometrische Muster ist Reverenz an den Gestalter und Architekten, der dem Platz in Zürich Nord seinen Namen gibt. Locker verteilte Föhren spenden Schatten und brechen die Strenge. MO



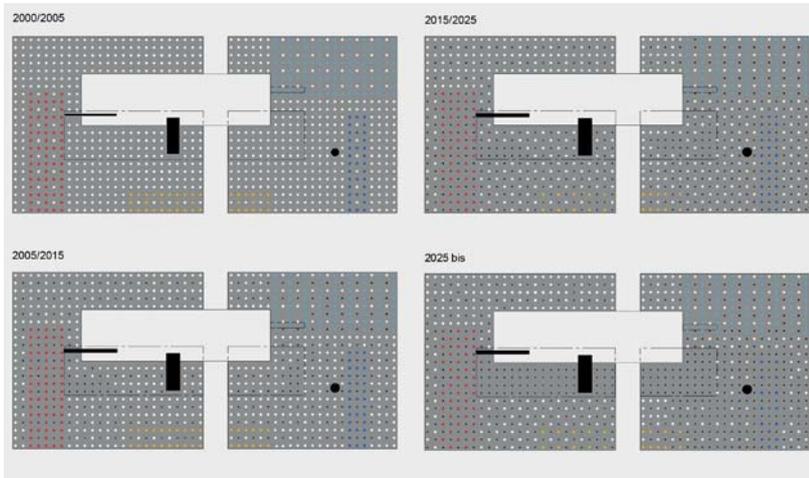
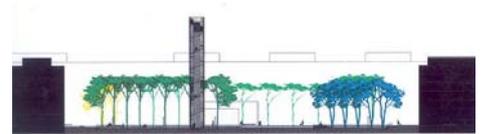


03 Oerlikerpark, Haerle Hubacher, Schweingruber Zulauf, 2001 / 2009

Birchstrasse, 8050

Er war der erste Park im neuen Quartier, das auf den Brachen der Schwer-, Maschinen- und Elektroindustrie entstanden war. Die Investoren sollten Parks als vielseitig nutzbare, Freude spendende Aussenräume hergeben, dafür konnten sie aus dem Industrie-Wohnland machen. Der Oerlikerpark ist eine Baumhalle aus Eschen-, Birken-, Amber-, Kirsch- und Blauglockenbäumen. Es gibt eine grosse Holzbühne, eine Kies- und Wiesenfläche, eine Zone mit einem Haus, wo alles Mögliche stattfinden soll, und einen Turm, auf den man wie in einer Spirale hinaufsteigt, um auf die Transformation am Bodens schauen. Der Park ist auch unsichtbares Design: Unter seiner Pflanzen- und Erdschicht lagern, gut abgedichtet, die Überreste der Industrie, die hier mehr als ein Jahrhundertlang fabrizierte. Der Bau des Parks begann 1999, das Quartier nahm langsam Formen an. Der Park veränderte sich mit, bis 2009 mit dem Spielplatz sein letzter Teil eröffnet wurde. GA



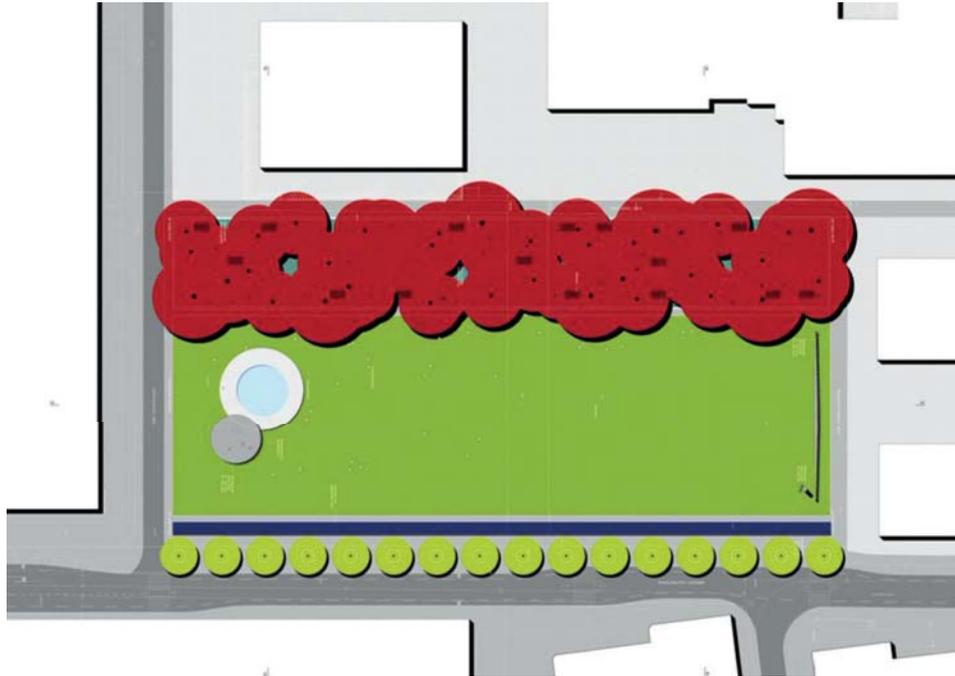


04 Wahlenpark, Dipol Landschaftsarchitekten, Christopher T.Hunziker, 2005

Ruedi-Walter-Strasse, 8050

Ein riesiger, 3 Meter breiter Balken, ein Betonklotz, belegt mit 7000 Glasbausteinen. Auf den 160 Metern Länge könnten, wenn sie eng zusammenrückten, alle Menschen aus Neu-Oerlikon nebeneinander sitzen. In der Nacht leuchtet er. Tagsüber purzeln Kinder über ihn, lagern Picknicken darauf, brettern Skateboards über seine Kante: Der Wahlenpark ist auch die Spielwiese und der Pausenplatz der Schule Im Birch. Neben dem Grossmöbeln gibt es ein Wasserbecken für Kinder, Wasserspiele und eine Baumreihe aus Blutbuchen. Friedrich Traugott Wahlen (1899-1985), dem der Park gewidmet ist, war während des Zweiten Weltkriegs Bundesrat und hat die Anbauschlacht organisiert: eine Planwirtschaft zur Ernährung der Bevölkerung des Landes. Rationierung von Fleisch, Kartoffelanbau statt Parkvergnügen. Wahlen sitzt nun im Himmel und zeichnet einen zeitgenössischen Anbauplan für die weite Wiese seines Parks: Topinambur statt Rasen, Artischocken statt Gänseblümchen. GA

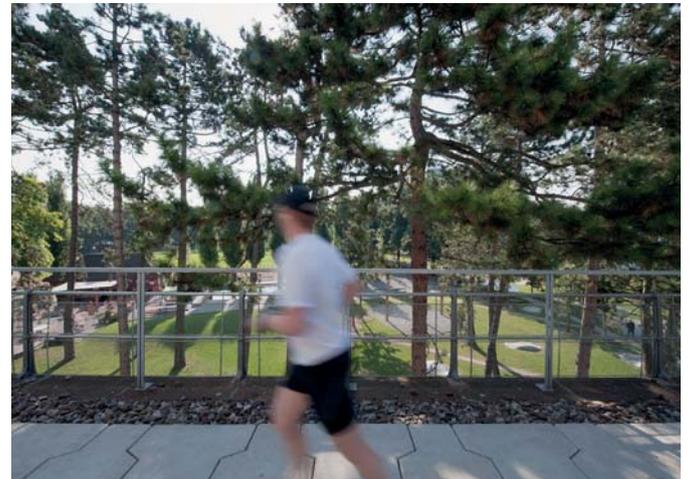




05 Viaduktweg, Studio Vulkan (ehem. Schweingruber Zulauf Landschaftsarchitekten), 2008-2010 Letten-Viadukt, 8005

Im Zuge von Quartierentwicklungsmassnahmen werden die Bögen des Lettenviadukts mit Laden- und Büroflächen gefüllt. Auf dem Dach der Bögen entlang des ehemaligen Bahntrassees entsteht ein Fuss- und Radweg, der die Freiräume an der Limmat mit denen im Industriequartier Kreis 5 verbindet. Im Rahmen dieser Aufwertungsmassnahmen wird auch die Josefswiese den neuen Bedürfnissen der Bevölkerung angepasst. Die Aufwertung und Sanierung dieser Volksparkanlage, die unmittelbar an das Viadukt angrenzt, versteht sich in der gartenhistorischen Fortführung des Grundgedankens aus der Zeit Anfang des 20. Jahrhunderts.





06 Josefweise, Gottlieb Rothpletz, Schweingruber Zulauf, 1994, 2010
Josefstrasse 197, 8005

Auf der letzten freien Fläche des schnell gewachsenen Industriequartiers weihte die Stadt 1924 die Josefweise ein. Sie entstand als „Spielpark“, wie ihn der Hamburger Sozialreformer und Landschaftsarchitekt Lebrecht Migge kurz zuvor gefordert hatte. Die von einer Allee gesäumte, zentrale Rasenfläche stand den Bewohnern des Arbeiterquartiers für Sport und Erholung offen, für die Kinder gab es ein Planschbecken. Mit dem Umbau der anstossenden Viaduktbögen zu einer Geschäftszeile drängte sich 2010 auch die Neugestaltung des Volksparks auf. Im an das Viadukt grenzenden Föhrenwäldchen wurden mehrere Spielinseln eingerichtet, in den Randbereichen zusätzliche Sportfelder angelegt und die einrahmenden Baumreihen vervollständigt. Zur gleichen Zeit entstand auf dem nicht mehr genutzten Teil des Bahnviadukts ein Fussweg, der den Park mit den nahen Freiräumen an der Limmat verbindet. MO





07 Toni Areal Dachgarten, EM2N Architekten, 2010-2014

Landschaftsarchitekten: Studio Vulkan

Pfingstweidstrasse 94, 8005

30 Meter über dem Boden von Zürich-West liegt ein Ort von aufregender Dichte, Urbanität und Intensität. Der Dachgarten der neuen Hochschule der Künste auf dem ehemaligen Areal der Toni-Fabrik ergänzt den knappen Freiraum der Umgebung um einen Aussenraum für die Studenten.

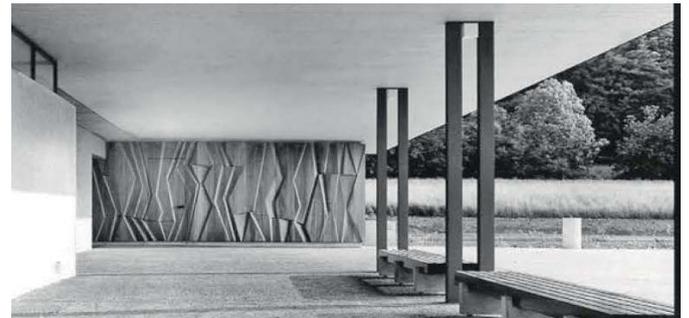




08 Friedhof Eichbühl, Hans und Annemarie Hubacher, Peter Issler, Fred Eicher, 1963-1967
Friedhofstrasse 94, 8048

Mitten im Friedhof bildet eine Wiese einen leeren Freiraum. Baumreihen, Hecken und Wasserflächen, aber auch Betonmauern gliedern das Gelände. Symbiotisch gesellen sich die reduzierten Friedhofsbauten in Sichtbeton dazu. Reliefs und Plastiken stammen von Robert Lienhard, Holzgebilde von Paul Stöckli. MH





Quellen: - Situation: World Press unter: <https://sauschwabe.wordpress.com/2009/09/23/friedhof-eichbuehl/> | (09/2020)
- Bilder: Schweizer Kirchenbauten: https://www.schweizerkirchenbautag.unibe.ch/modern_church_building/fichen/1816_zh_zuerich_abdankungshalle_friedhof_eichbuehl/index_eng.html | (09/2020)

X1 Büro Vogt Landschaftsarchitekten AG, Wunderkammer, 2000 gegründet (1995 Büro Kienast Vogt Partner, seit 2000 Büro VOGT Landschaftsarchitekten)
Stampfenbachstrasse 57, 8006

Das Büro Vogt Landschaftsarchitekten wurde im Oktober 2000 in Zürich gegründet. Heute arbeiten etwa 30 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Hauptbüro, darunter Landschaftsarchitekten, Architekten, Produktdesigner und Gartenbaufachleute.

Landschaftsarchitektonische Archetypen wie Park, Platz, Promenade, Hof, Friedhof, Denkmal und Garten sind Sinnbilder gesellschaftlicher Utopien und paradiesischer Wunschbilder im urbanen Kontext. Den Umgang mit gesellschaftspolitischen Strömungen und zeitlichen Aspekten in landschaftsarchitektonischen Entwürfen verstehen wir als Teil der Stadtkultur.

Wunderkammer - Inspirationen

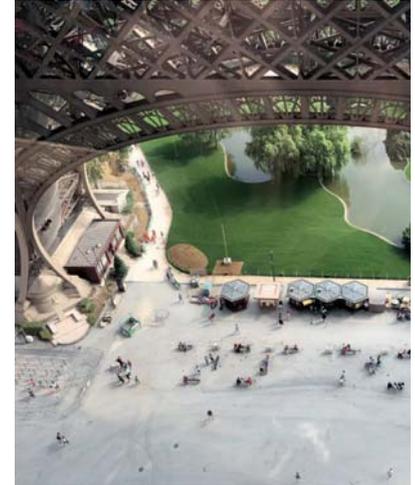
Seine Inspirationen zieht Günther Vogt aus allen möglichen Bereichen. So gleicht sein Züricher Büro einer Wunderkammer mit Sammelstücken aus aller Welt. Neben ausgestopften Tieren, getrockneten Pflanzen, Herbarien, Bilder, Globen, Stoffen sind es auch Bücher, Drucke und Gemälde, die als Ideengeben dienen. Dabei sind alte Werke ebenso wichtig wie zeitgenössische.



Wunderkammer



Die Gärten des Eiffelturms, Paris Frankreich



Badavskiy-Brauerei, Moscow Russland



X2 Studio Vulkan Landschaftsarchitektur GmbH, 2014 gegründet (entstand aus der Fusion zwischen Schweingruber Zulauf Landschaftsarchitekten und Robin Winogron Landschaftsarchitekten)
Vulkanstrasse 120, 8048

Der Druck auf den Freiraum steigt. Entwerfen von Landschaft verlangt eine Moderation der widersprüchlichen Anforderungen an den Freiraum.

Studio Vulkan entwickelt strategische und experimentelle Entwurfsprachen, welche die Anforderungen an den Freiraum innovativ und gleichzeitig klar interpretieren und erläutern. Daraus werden neue Lösungsansätze formuliert. Konkret, technisch und detailliert befasst sich Studio Vulkan mit den Bedingungen des Ortes und deren Akzeptanz, um dafür konzeptionelle und gleichzeitig pragmatische Lösungen zu erarbeiten. Diese Herangehensweise erlaubt es, mit Direktheit, Bereitschaft und Verspieltheit die Potentiale der Landschaft auszuloten. Auf diese Weise formuliert Studio Vulkan mit unterschiedlichen Projekten mögliche Antworten auf Fragen, deren ernsthafter Diskurs für die Weiterentwicklung der aktuellen Landschaftsarchitektur sowie für die Steigerung der Sensibilität des Menschen gegenüber seiner natürlichen und gebauten Umgebung, von zentraler Bedeutung ist.

2014 gegründet, entstand Studio Vulkan aus der Fusion zwischen Schweingruber Zulauf Landschaftsarchitekten und Robin Winogron Landschaftsarchitekten. Von 2014 bis 2020 war Robin Winogron Mitglied der Geschäftsleitung, sie hat in dieser Zeit die Projekte des Büros maßgeblich geprägt.

Das Team von Studio Vulkan Landschaftsarchitektur mit Firmensitz in Zürich und München setzt sich aus rund 40 Personen mit 10 verschiedenen Nationalitäten zusammen. Lukas Schweingruber und Dominik Bueckers haben heute die strategische Führung des Büros. Jochen Soukup hat seinen Fokus als Partner der inhaltlichen Weiterentwicklung in der Ausführung unserer Projekte gewidmet. Als Partner und Geschäftsführer im Bürostandort München komplettiert Florian Strauss das Leitungsteam im Studio Vulkan.



Werkstatt



Naturmuseumspark St. Gallen, Schweiz



The Park-Erholungsraum Butzenbühl Zürich Flughafen, Schweiz



TAG 05

- 01** Amthaus Helvetiaplatz
 - 02** Zeughäuser, Waffensaal
 - 03** Militärkaserne
 - 04** Reithalle, Stallungen, Zeughäuser A,B
 - 05** Warenhaus Jelmoli und Erweiterungsbauten
 - 06** Urania-Sternwarte
 - 07** Giacometti Halle, Waisenhaus, Amtshaus
 - 08** Lindenhof
 - 09** Münsterhof
 - 10** Fraumünster
 - 11** Grossmünster
 - 12** Rechberggarten
 - 13** Universität Karl Moser, Lichthof
 - 14** Uni Hörsaal
-
- X1** Ausstellung im Strauhof

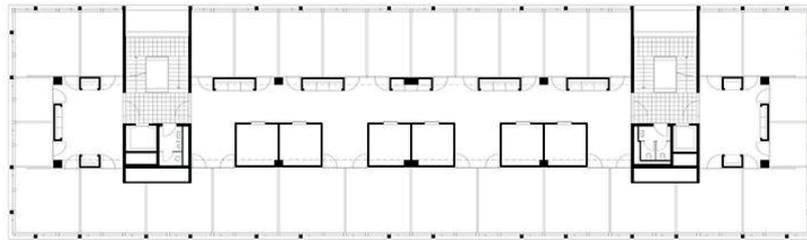
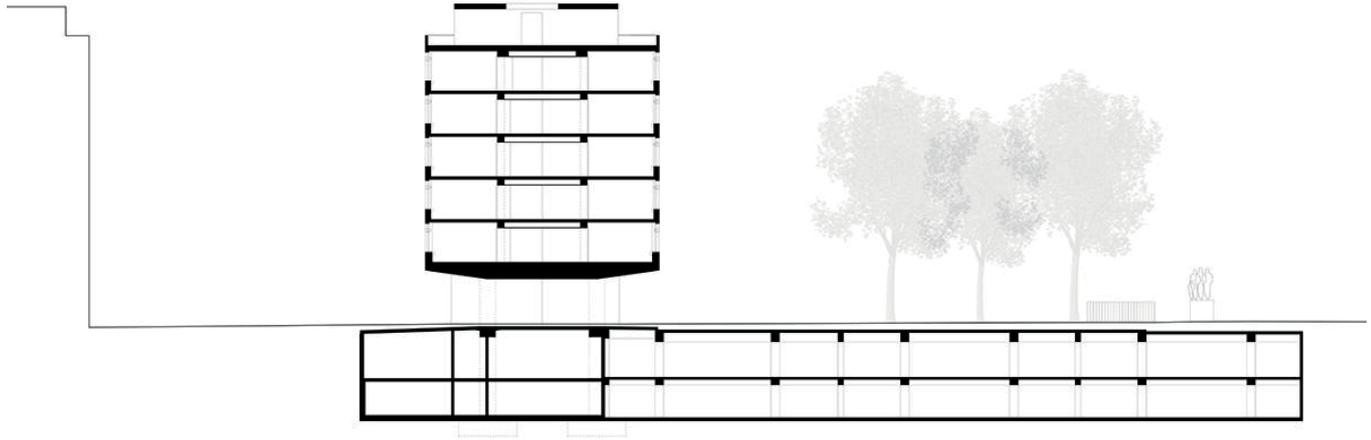


01 Amtshaus Helvetiaplatz, Walter & Doebeli, Henri Hoch, 1964

Molkenstrasse 5/9, 8004

Architekt Jacques Schauer gewann 1959 den Wettbewerb für eine Überbauung beidseits des Helvetiaplatzes mit Kirchgemeindehaus, Schule, Büros, Läden und einem Verwaltungsgebäude. Bereits früher hatte die Kirchgemeinde auf dem Areal des Kanzleischulhauses mit den Architekten Walter & Doebeli ein Kirchgemeindehaus geplant. Um auf diesem grossen Areal ein einheitliches Ensemble nach Schadens Plänen realisieren zu können, übertrug man den Bau des Amtshauses an Walder, Doebeli und Hoch. Sie schufen eine prägnante Platzfront und liessen das Erdgeschoss bis auf die beiden Treppenhäuser ungebaut, sodass sich der Helvetiaplatz bis zur Molkenstrasse fortsetzte. Die gegenüber geplante Grossüberbauung blieb und realisiert; die Kirchgemeinde baute ihr Haus anderswo. Nachdem das Amtshaus in den 1990er-Jahren als Abbruchobjekt zur Diskussion stand, wurde es kürzlich von den Architekten Kaufmann Widrig und Bosshard und Partner saniert. WH

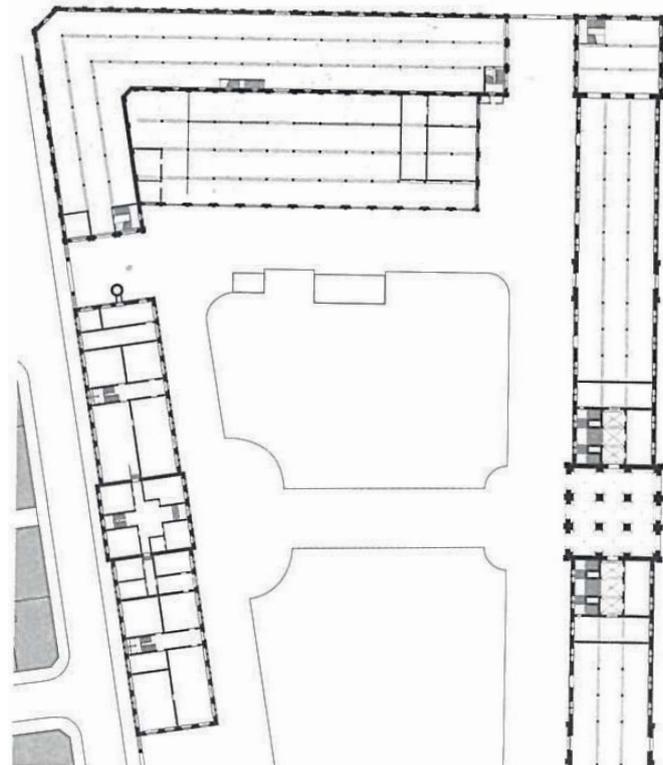




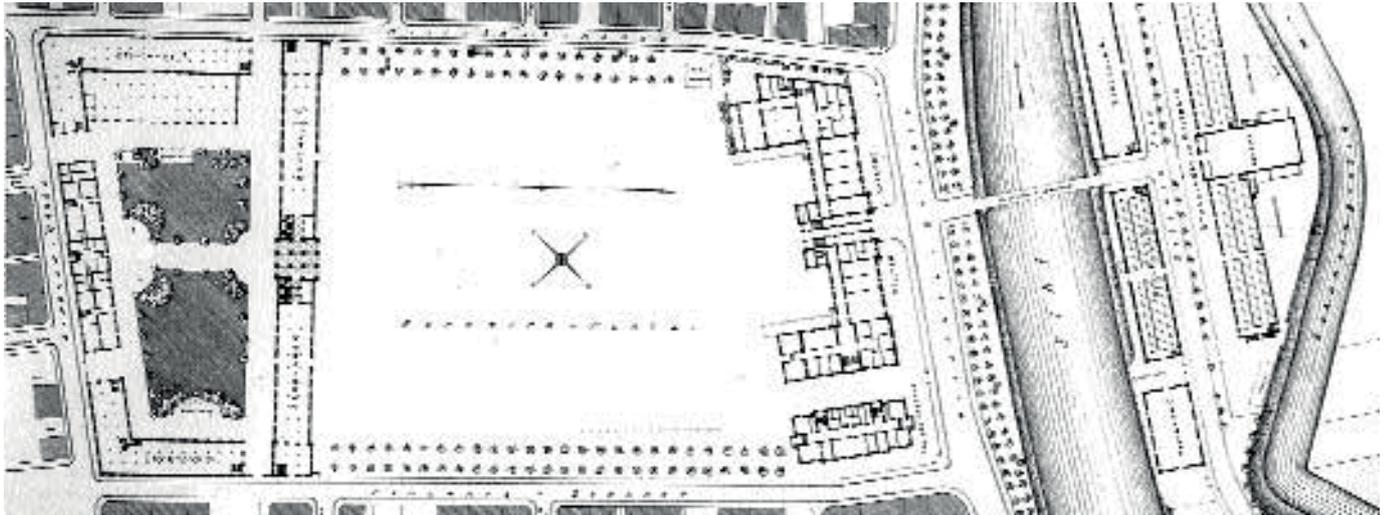
02 Zeughäuser, Werkstatt- und Wohntrakt, Johann Caspar Wolff, 1865-1869

Kanonengasse 18, Militärstrasse 53, Zeughausstrasse 60, 8004

Zwischen der Militär- und der Zeughausstrasse spannt sich ein schmaler, langer Baukörper auf. In dessen Mitte verbindet eine dreibogige Durchfahrt den Exerzierplatz mit dem Zeughaushof. Darüber sitzt die als Rumeshalle gestaltete Rüst- und Waffenkammer. Hinter diesem Riegel fassen zwei L-förmige Gebäude und ein freistehenden Mittelbau einen begrünten Hof. Dieser ist im Grundriss trapezförmig, denn wie die ganze Kasernenanlage musste Staatsbauinspektor Johann Caspar Wolff auch die Zeughäuser der bestehenden Parzellenstruktur anpassen. Nach dem Auszug des Militärs ins Reppischtal wurde der Hof 1987 öffentlich zugänglich gemacht. Die alten Zeughäuser werden hauptsächlich kulturell genutzt - soweit es der Zustand der Bausubstanz zulässt. Saniert sind einzig der Mittelbau an der Kanonengasse sowie das teilweise als Unterwerk des Elektrizitätswerk genutzte Zeughaus an der Ecke zur Militärstrasse. Künftig soll die Stadt die Bauten vom Kanton übernehmen. WM



Erdgeschoss (Ausschnitt)

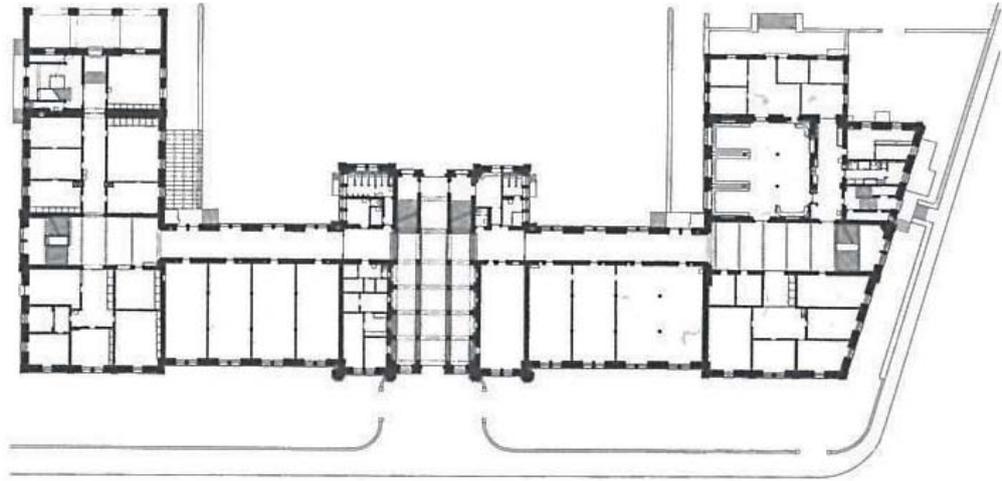


03 Militärkaserne, Johann Jakob Müller, 1873-1876

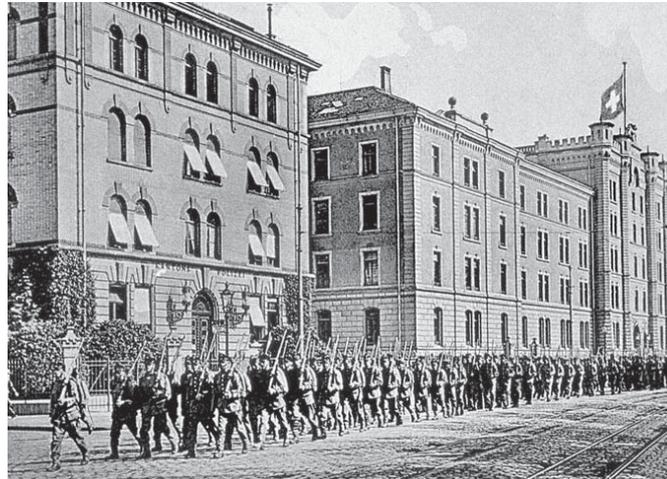
Kasernenstrasse 49, Militärstrasse 3, 8004

Das Gebäude liegt im Schwerpunkt der Militäranlage und vollendete als letzter Baustein das wohl eindrucklichste städtebauliche Ensemble Zürichs. Im barockem Schema von „Marstall, Schloss, Garten und Orangerie“ repräsentiert die Kaserne das Schloss als wichtigstes Element. Der Flussraum der Sihl steigt die Wirkung des burgartigen Bauwerks. Wie bei vergleichbaren Bauten, etwa dem Polytechnikum oder dem Hauptbahnhof, ist der Mittelrisalit hervorgehoben und hier als einziger mit einer Natursteinfassade ausgezeichnet. Über der Uhr sitzt das Wappenschild Zürichs. Die kurzen Seitenflügel wurden später teilweise verlängert. Seit Mitte der 1970er Jahre steht fest, dass die Kaserne ins Reppischtal verlegt wird, doch erst seit 2016 ist die künftige Nutzung des Gebäudes geklärt. Das Bildungszentrum für Erwachsene soll einziehen. Der ehemalige Exerzierplatz ist schon seit 1988 zur Hälfte und bald ganz öffentlich zugänglich. WM





Erdgeschoss



04 Reithalle, Stallungen, Zeughäuser, Johann Caspar Wolff, 1856-1859, 1865-1866

Gessnerallee 8-13, 8001

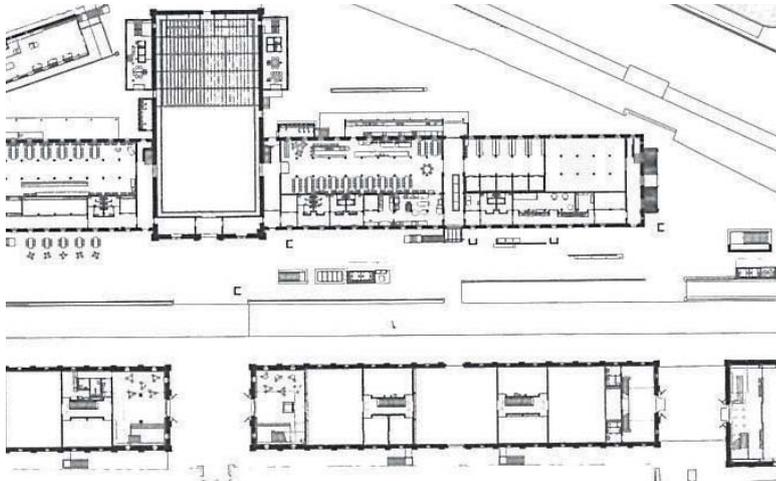
Zwischen Schanzengraben und Sihl erstellte Staatsbaudirektor Johann Caspar Wolff eine Reithalle für Offiziere, Studenten und ältere Kantonsschüler. Zwei Stallbauten flankierten die Halle. Wenige Jahre später wurde das bescheidene T-förmige Gebäude zum Ausgangspunkt eines der monumentalsten, städtebaulichen Ensembles des 19. Jahrhunderts in der Schweiz. Um Platz für das Bahnquartier zu schaffen, mussten die dortigen Zeughäuser verlegt werden. Im Gebiet Kräuel jenseits der Sihl kaufte die Stadt eine grosse Parzelle und tauschte diese mit dem Kanton gegen das Areal beim Bahnhof. Ausgehend von der Mittelachse der Reithalle plante Wolff seine Militäranlage. Vis-à-vis der Stallungen baute er die Zeughäuser A und B sowie eine weitere Reithalle. Seit 1989 dienen die älteren Bauten als Theaterhaus Gessnerallee. Die Schauspielakademie nutzt die beiden Zeughäuser und die kleine Reithalle. Seit 2004 liegt unter der Gessnerallee ein Parkhaus. WM



Quellen: - Text: Huber, Werner: Architekturführer Zürich. Gebäude, Freiraum, Infrastruktur, Edition Hochparterre (2020)

- Bilder: Theaterhaus Gessnerallee unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Theaterhaus_Gessnerallee#/media/Datei:Theaterhaus_Gessnerallee_2011-08-12_15-03-52.jpg | (09/2020)

- Bilder: Restaurant Reithalle unter: <https://restaurant-reithalle.ch/restaurant-reithalle/> | (09/2020)



Erdgeschoss (Ausschnitt)

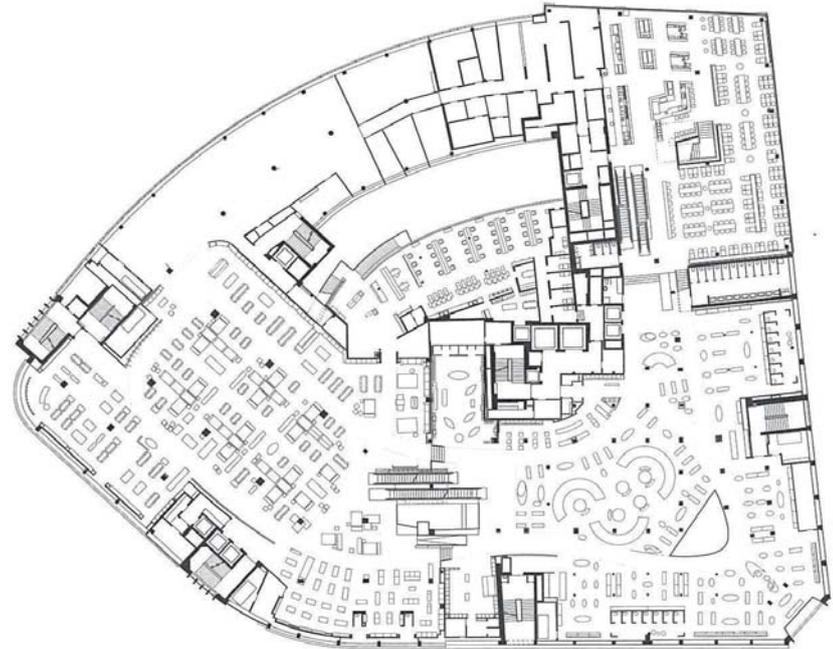
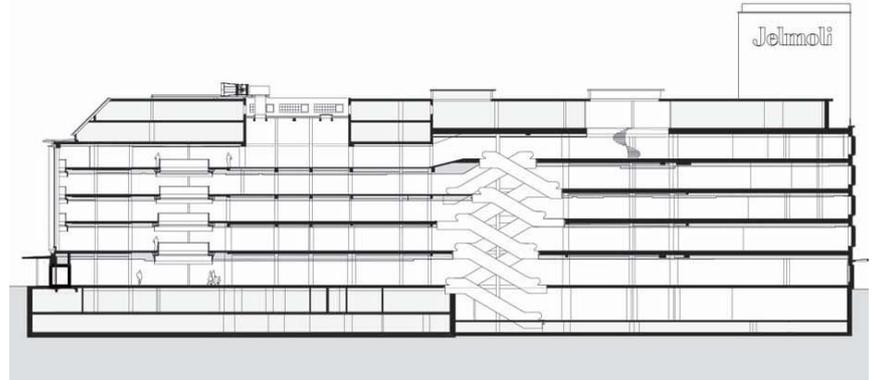
05 Warenhaus Jelmoli Erweiterungsbau, 1931-2004

1931-1938: Otto Pflughard (Turmbau), 1947-1961: Roland Rohn (Eckbau), 2003-2004: Tilla Theus Partner (Hofbau)

Seidengasse 1, Sihlstrasse 6, Uraniastrasse 25, 8001

Neben dem „Glaspalast“ besteht das Warenhaus aus zwei weiteren, deutlich voneinander abgesetzten Bauteilen: An der Sihlstrasse und der Uraniastrasse zeigt Jelmoli das Gesicht der 1930er-Jahre mit Brüstungsbändern aus Naturstein, leicht vorkragenden Fensterbändern und einem Turm an der Uraniastrasse. An der Ecke zu Seidengasse steht als letzte Etappe ein weiterer Glaspalast - kantiger als der von 1899, aber offensichtlich mit ihm verwandt. Die Bauteile lassen sich jedoch nicht so einfach den Architekten zuweisen. Anfang der 1930er-Jahre erstellte Otto Pflughard (unterstützt vom Berliner Johann Emil Schaudt) einen Gebäudeteil an der Sihlstrasse, und gegen Ende des Jahrzehnts konnte er (unterstützt von Pariser Jean-Paul Mongeaud) auch den Turm errichten. Die lange Front an der Uraniastrasse wurde erst Ende 1940er-Jahre realisiert - in der Sprache Pflughards, aber nach Plänen von Roland Rohn. Dieser setzte 1960 auch den Schlussstein. Von aussen nicht sichtbar baute Tilla Theus in den 2000er-Jahren den ehemaligen Anlieferungshof zum Innenraum um. Sie sanierte auch die Fassaden sorgfältig und stärkte die architektonische Kraft der einzelnen Teile. WM





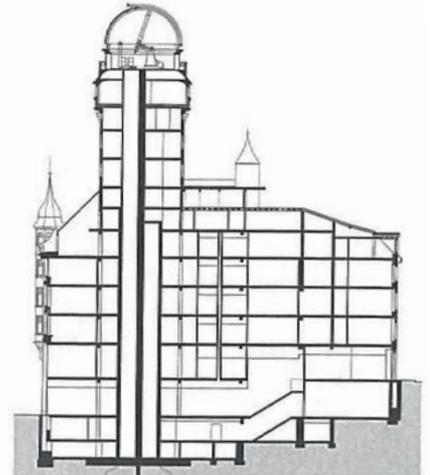
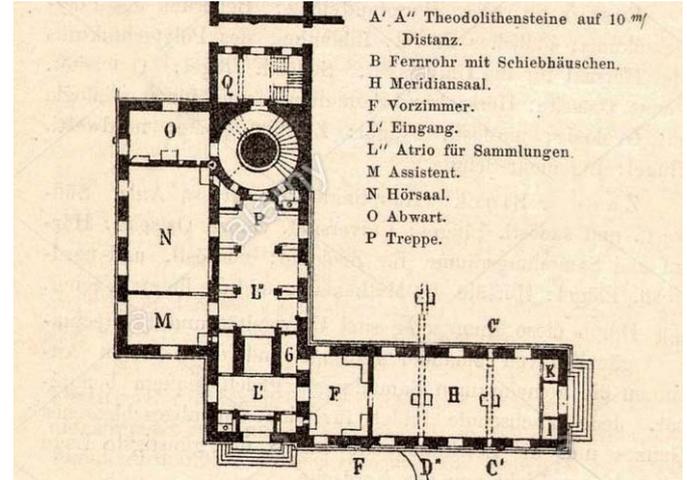
3. Obergeschoss

06 Geschäftshaus mit Urania Sternwarte, Gustav Gull, 1905-1907

Uraniastrasse 9, 8001

Die Baufirma Fietz & Leuthold erwarb das Grundstück an der neu geschaffenen Uraniastrasse 1902 und beauftragte den Architekten Gustav Gull mit dem Projekt für ein Wohn- und Geschäftshaus. Die 1904 gegründete Genossenschaft Urania, in deren Vorstand Grundstückseigner Jakob Leuthold sass, wollte in dem Gebäude eine Volkssternwarte mit einem rund 50 Meter hohen Turm einrichten. Gull war damals mit der Planung des städtischen Verwaltungszentrum beschäftigt und baute auch die Bodenkreditanstalt. Das Geschäftshaus mit Sternwarte war der erste Baustein des neuen Stadtquartiers anstelle des abgetragenen Oetenbachhügels. Das Erd- und das Obergeschoss, die lange Zeit das Grossrestaurant Urania beherbergten, sind architektonisch zu einer Einheit zusammengefasst. Darüber liegen die unterschiedlichen gestalteten Büroggeschosse. Der Refraktor der Firma Carl Zeiss aus Jena steht auf einem kreuzförmigen, vom übrigen Gebäude unabhängigen Betonturm. WM



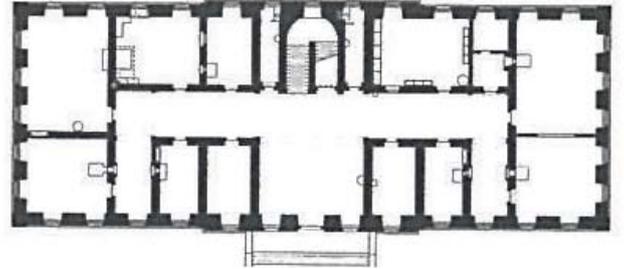
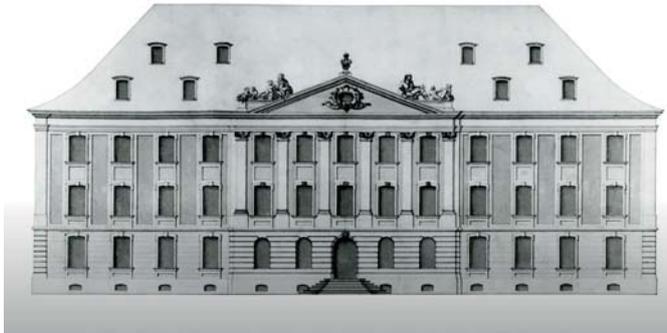


07 Giacometti Halle, Waisenhaus, Amtshaus, Gaetano Matteo Pisoni, Gustav Gull, 1765-1914

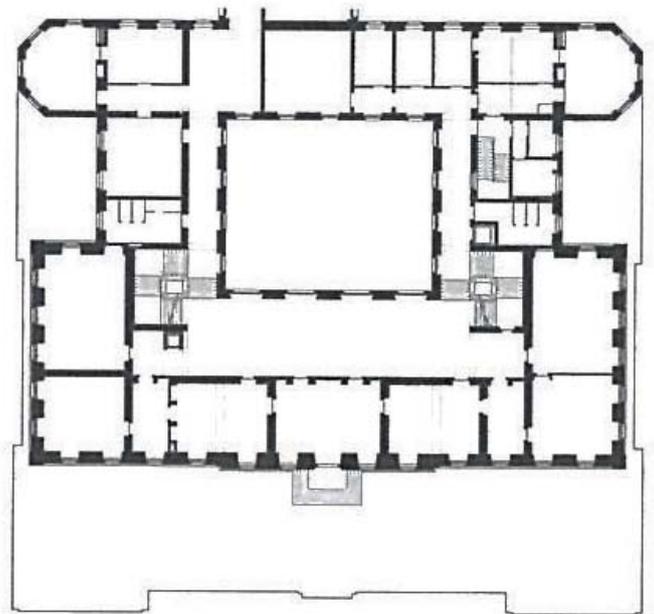
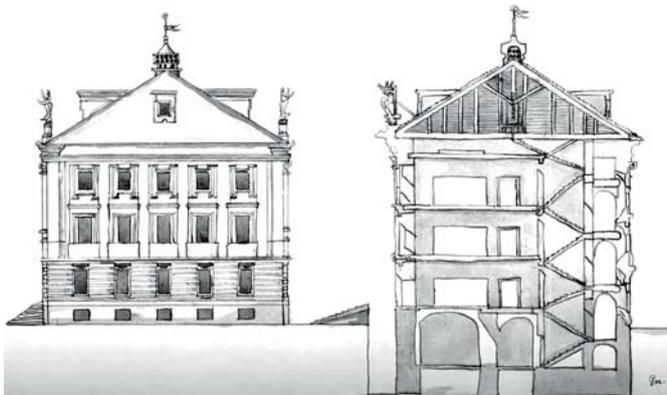
1765-1771: Gaetano Matteo Pisoni, 1911-1914: Gustav Gull
Bahnhofquai 3, 8001

Grosszügige Beiträge der Regierung, des kaufmännischen Direktoriums, sämtliche Zünfte und wohlhabender Bürger machten den Neubau des Waisenhauses auf der früheren Kornamtsweise möglich. 1771 zogen die Kinder aus dem einstigen Oetenbachkloster, das zum Zuchthaus umgebaut wurde, hierhin. Nach der Fertigstellung der Waisenhäuser Sonnenberg und Entlisberg baut Gustav Gull das klassizistische Gebäude um und machte es zu einem Teil seines gross angelegten Amtshauskomplexes. Anstelle des abgetragenen Hügelbusses errichtete er ein Sockelgeschoss mit grosser Terrasse, auf der Rückseite erweiterte er das Gebäude mit einem U-förmigen Anbau zu einem geschlossenen Hof und einer Verbindung zum Amtshaus III. Als Amtshaus I dient das einstige Waisenhaus seit 1914 der Stadtpolizei als Hauptquartier. Von 1923 bis 1925 malte Augusto Giacometti die Eingangshalle mit Fresken aus. WM





Hauptgeschoss 1905



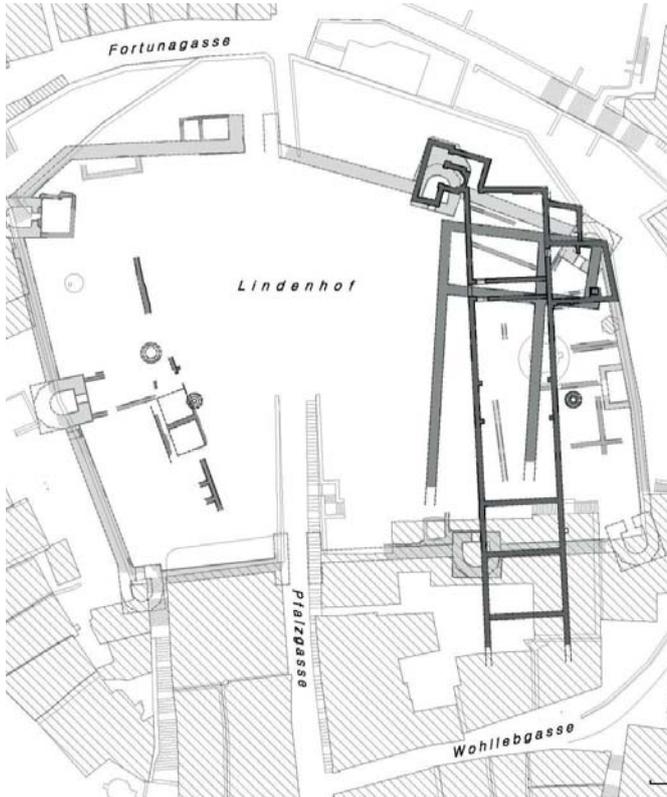
Hauptgeschoss 1914

08 Grünanlage Lindenhof, 15.Jahrhundert

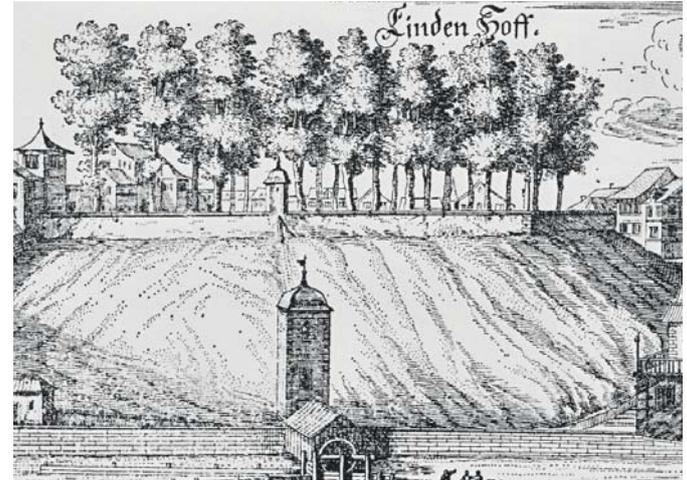
Lindenhof, 8001

Bereits 1422 sollen auf dem Moränenhügel am linken Ufer der Limmat 52 Linden gestanden haben. Ausgestattet mit steinernen Tischen, Armbrustständen, Schachspielen und einer Kegelbahn bot das Plateau allerlei Unterhaltung, diente als Festplatz und Ort politischer Versammlungen. Lange war der Lindenhof die einzige öffentliche Grünanlage der Stadt. Im Laufe der Jahrhunderte erlebte er modische Anpassungen. Einer Umgestaltung von 1780 mit streng geometrischen Linien nach barockem Vorbild folgte 1861 eine Veränderung hin zu geschwungenen Wegen und Grünflächen. Sturmschäden erforderten wenige Jahre später eine Neubepflanzung mit Kastanien, Akazien und Götterbäumen. Heute sieht der Platz wieder fast so aus wie im Mittelalter: Unter dem Blätterdach der locker gepflanzten Linden liegt eine Kiesfläche mit Bänken und Tischen, auch die Schachspiele fehlen nicht. Der Blick von der baumbestandenen Terrasse zählt zu den schönsten, die Zürich zu bieten hat. MO





Gesamtplan mit den Steinbauphasen



09 Gestaltung Münsterhof, Vogt Landschaftsarchitekten, Romero Schaeffle Partner Architekten, 2016 Münsterhof, 8001

Früher fanden auf dem im Mittelalter angelegten Münsterhof Märkte und Volksversammlungen statt. Es wurden Gerichtsurteile gesprochen, und im Spätsommer 1839 eskalierte hier der Züriputsch - eine der wenigen Kriegshandlungen in der ansonsten meist friedlichen Limmatstadt. Im 20. Jahrhundert ereilte die Freifläche das Schicksal vieler Plätze: Sie verkam zum innenstädtischen Parkplatz. Erst mit der Eröffnung des Parkhaus Opéra konnte eine grundlegende Umgestaltung in die Hand genommen werden. Heute ist der von barocken Fassaden und dem Frauenmünster gefasste Platz wieder verkehrsfrei und damit Bühne für das öffentliche Leben. Mineralisch gestaltet prägt ihn eine Plästerung aus Gubersteinen aus dem Kanton Obwalden. Darauf verteilt sind Bänke und mobile Stühle. Den westlichen Abschluss bildet ein imposanter Brunnen, in dessen Becken das Wasser aus einem 4 Meter hohen, bogenförmigen Zulauf aus Bronze spritzt.



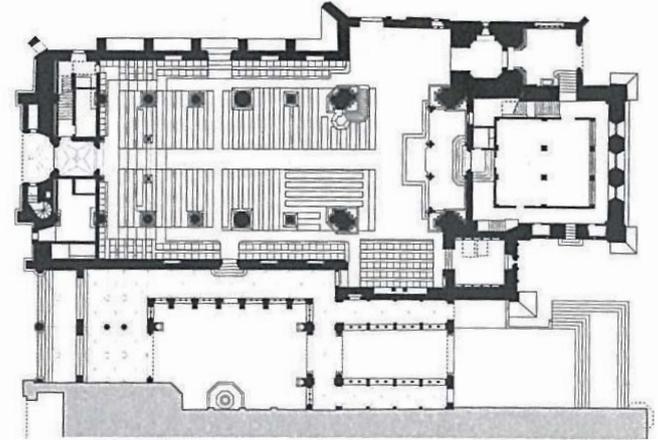


10 Fraumünster, 874

874: erste Kirche, 13.-15. Jh (Querhaus, Langhaus), 1728-1732 (Kappung Süd, Erhöhung Nordturm), 1900-1912 Gustav Gull Münsterhof 2, 8001

König Ludwig der Deutsche stiftete 853 das Kloster für seine Tochter Hildegard. Die erste Kirche wurde um 874 geweiht. Im 12. Jahrhundert entstand der Südturm, rund hundert Jahre später der Nordturm. Das Langhaus stammt aus dem 13. bis 15. Jahrhundert. Im Zuge der Reformation übergab die letzte Abtissin Katharina von Zimmer 1524 das Kloster an die Stadt. 1728 bis 1732 kappte man den Südturm, erhöhte den Nordturm und gab dem Fraumünster so seine heutige Silhouette. 1898 wurde die Klosteranlage für den Bau des Stadthauses bis auf den Kreuzgang abgebrochen. Gustav Gull baute die Kirche zweimal um, wobei die Arbeiten von 1911/12 der Kirche ihr aktuelles Aussehen gab. Aus dieser Zeit stammt der Zugang in der Westfassade. 1945 schuf Augusto Giacometti ein Glasgemälde. Die Chorfenster von 1969/70 stammen von Marc Chagall. WM



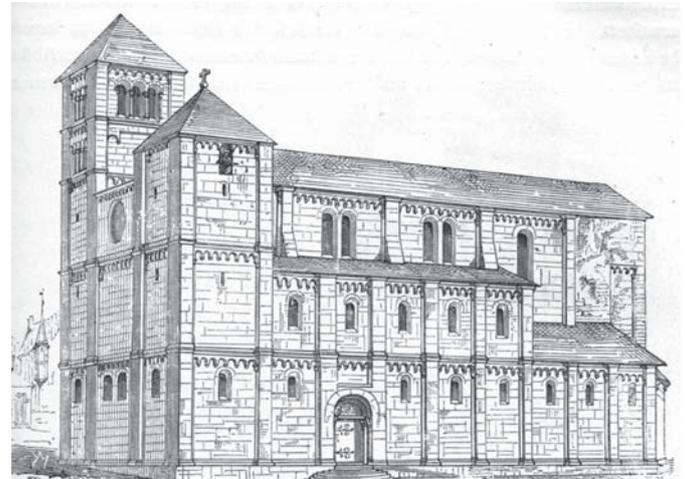
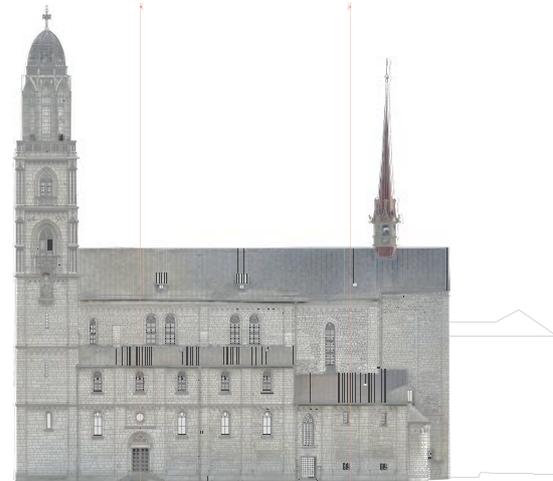
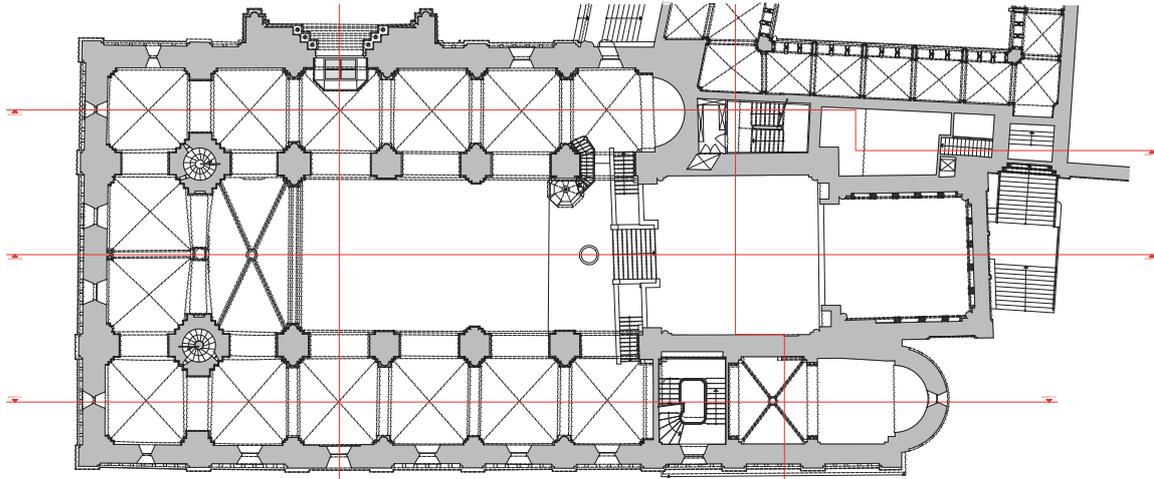


11 Grossmünster, 1100-1230 (romanischer Bau)
1487-1491 (Ausbau Türme), 1778-1786: Johann Caspar Vögeli (Turmhelme)
Zwingliplatz 7, 8001

Das Grossmünster mit seinen Doppeltürmen ist das Wahrzeichen der Stadt. Es steht über der Grabstätte der Stadtheiligen Felix und Regula. Erste Belege für eine Kirche gehen auf das 8. Jahrhundert zurück. Der heute noch bestehende romanische Bau wurde 1220 vollendet und in späteren Jahrhunderten immer wieder verändert. Die Bezeichnung „Grossmünster“ wird seit dem 14. Jahrhundert verwendet. Ende des 15. Jahrhunderts wurden die Türme auf die gleiche Höhe geführt, der Dachreiter stammt von 1498. An einem Augustabend 1763 setzte ein Blitzschlag den Spitzhelm des Glockenturms in Brand. Zunächst wurde gar an einem Abbruch und Neubau des Grossmünsters gedacht. 1770 schloss man die Türme mit flachen Dächern ab, was jedoch Wasser eindringen liess. Ende des 18. Jahrhunderts erhielten sie ihre charakteristischen Helme als blechverkleidete Holzkonstruktion. WM



Quellen: - Text: Huber, Werner: Architekturführer Zürich. Gebäude, Freiraum, Infrastruktur, Edition Hochparterre (2020)
- Bilder: Stadt Zürich, Baugeschichtliches Archiv unter: https://baz.e-pics.ethz.ch/#1601126834427_59 | (09/2020)
https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/d/d0/Grossmünster_-_Innenansicht_-_Polke-Fenster_2010-08-27_17-56-32.jpg | (09/2020)



12 Rechberggarten, David Morf und Konrad Bluntschli, 1770

1839-1866 Umbau barocker Garten, 1936-1938 Umbau Gebrüder Mertens, Erneuerung Guido Hager 1989-2013

Hirschengraben 42, 8001

Bis 1759 stand vor dem ehemaligen Neumarkttor das Wirtshaus «Zur Kronen» aus dem frühen 16. Jahrhundert. Es gehörte dem damals reichsten Zürcher, dem Mousseline-Fabrikanten Hans Kaspar Oeri. Seine Tochter Anna Werdmüller-Oeri liess zwischen 1759 und 1770 das Palais «Zur Kronen» mit dem wohl prächtigsten Garten der Zeit - vermutlich durch die Architekten David Morf und Konrad Bluntschli den Älteren - erbauen.

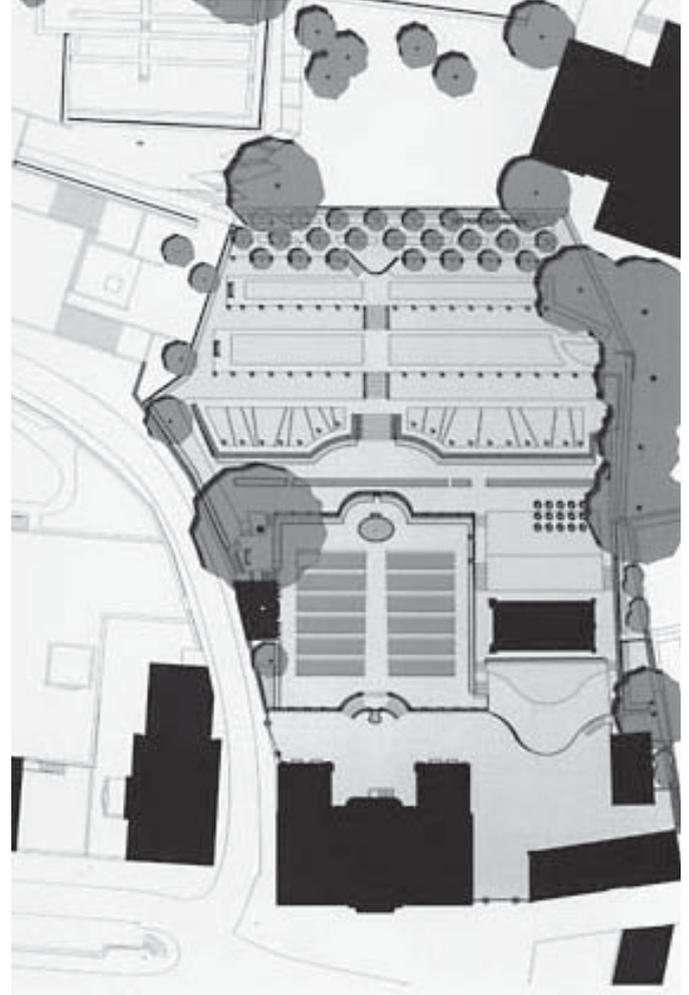
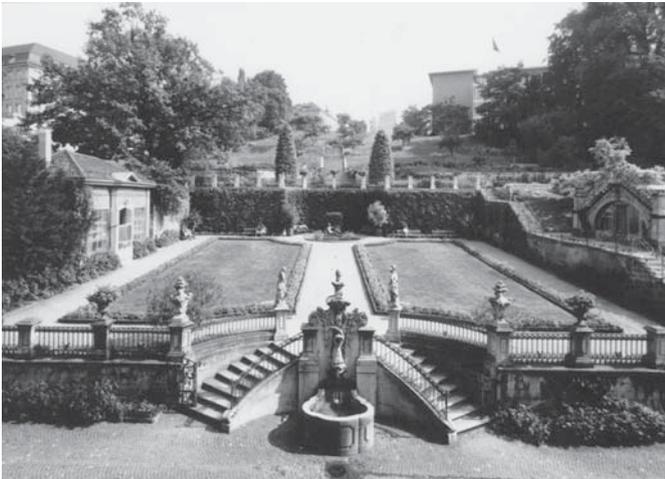
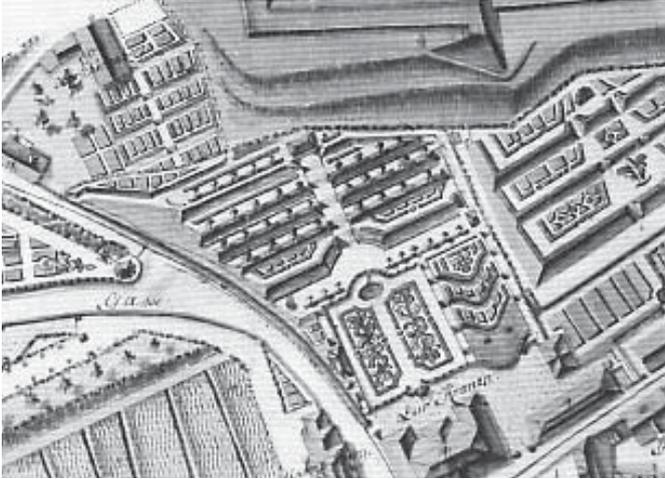
Von 1839 bis 1866 war das Gut im Besitz der Familie Schulthess von Rechberg. Gustav Adolf von Schulthess erwarb 1844 zwei Bauparzellen im ehemaligen Schanzenbereich und liess eine prächtige Aussichtsterrasse und viel Pflanzland anlegen. Zudem wurde der barocke Garten angliert.

Seit 1899 gehört der Rechberg zur Universität Zürich. Von 1936 bis 1938 wurde die dritte grosse Umgestaltung durchgeführt: Eine vereinfachte Rekonstruktion durch die Firma Gebrüder Mertens. 1958 erforderte der Bau der «Physik» den Abbruch der Aussichtsterrasse. Die obere Gartenpartie wurde pflegeleicht umgebaut und der grösste Teil des Gartens der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Mit der Verlegung der Universitätsgärtnerei an die Universität Zürich-Irchel wurde 1984 die Voraussetzung für eine Aufwertung als Ensemble und öffentlicher Erholungsraum geschaffen.

Guido Hager, Landschaftsarchitekt, Zürich arbeitete 1989 ein Parkpflegewerk und darauf aufbauend ein Bauprojekt für die Erhaltung/Erneuerung des Rechberg-Gartens aus. Im Zuge der Unterhaltmassnahmen sind die unteren Gartenpartien saniert worden. Das Bauprojekt für den Umbau der oberen, terrassierten Gartenpartie war hingegen durch Rekurse bis 2010 blockiert.

Die Umsetzung ist zwischen Frühling 2012 und 2013 erfolgt. Der Garten ist tagsüber geöffnet, bedingt durch die Bauarbeiten am Palais von oben her und ab Frühling 2014 zusätzlich über den Hof.





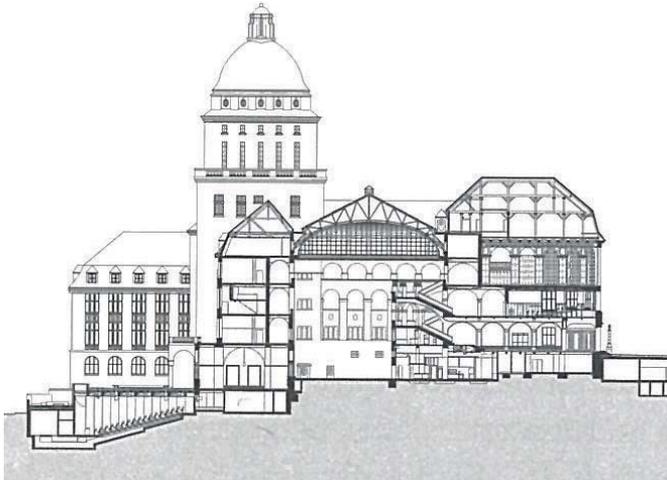
13 Universität Kollegiengebäude, Karl Moser, 1910-1914

Rämistrasse 71, Karl-Schmid-Strasse 4

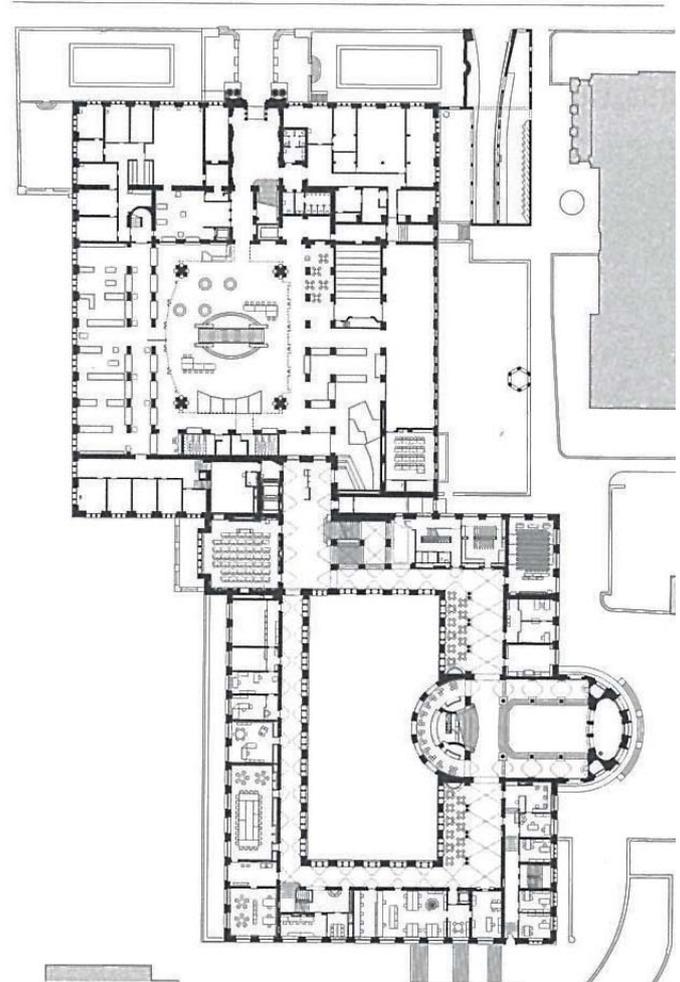
Nach jahrzehntelangen Verhandlungen regelte der Aussonderungsvertrag von 1905/08 die Neuordnung und die Besitzverhältnisse zwischen der kantonalen Universität und dem eidgenössischen Polytechnikum, in dem bis anhin auch die Uni untergebracht gewesen war. 1908 gewannen Curjel & Moser den Wettbewerb, wobei Karl Moser seit der ersten Skizze für den Bau verantwortlich war. Das neue Hauptgebäude der Universität besteht aus zwei Vierflügelanlagen: dem dreigeschossigen Kollegiengebäude und dem zweigeschossigen Biologischen Institut. Am Gelenk ragt der kuppelbekrönte Turm 65 Meter in die Höhe. Mit ihm manifestiert sich die Uni weitherum sichtbar im Stadtbild - noch bevor die ETH ihre Kuppel erhielt. Gegen die Rämistrasse ist das Kollegiengebäude als Hauptteil vorgerückt und der Haupteingang mit einem halbrunden Mittelrisalit ausgezeichnet. Darin befindet sich im zweiten Obergeschoss die repräsentative Aula. Das Herz des Kollegiengebäudes ist der glasüberdeckte, ursprünglich für die archäologische Sammlung genutzte Lichthof. Wie in einer Wandelhalle laufen die Korridore um ihn herum. Auch in der Mitte des Biologischen Instituts liegt ein natürlich belichteter, allerdings etwas niedriger Hof mit dem Zoologischen Museum. Obwohl das Gebäude zahlenreiche Umbauten erlebte, ist seine Grundsubstanz weitgehend erhalten. WM



Quellen: - Text: Huber, Werner: Architekturführer Zürich. Gebäude, Freiraum, Infrastruktur, Edition Hochparterre (2020)
- Bild: Universität Zürich unter: <https://www.media.uzh.ch/dam/jcr:00000000-11f4-f26f-ffff-ffff91f2bf6c/KOL-04b.jpg> | (09/2020)
- Bild: https://monoskop.org/images/1/18/Rossi_Aldo_A_Scientific_Autobiography.pdf | (09/2020)



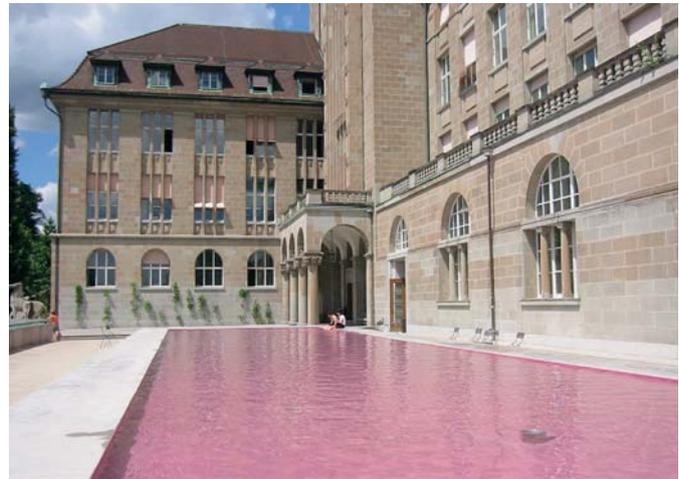
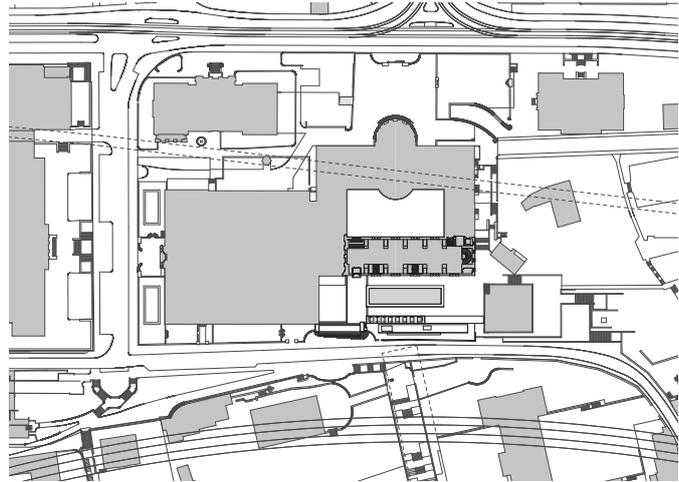
Querschnitt



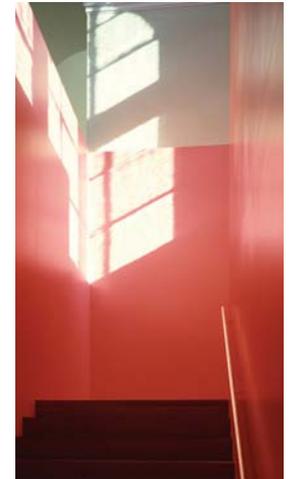
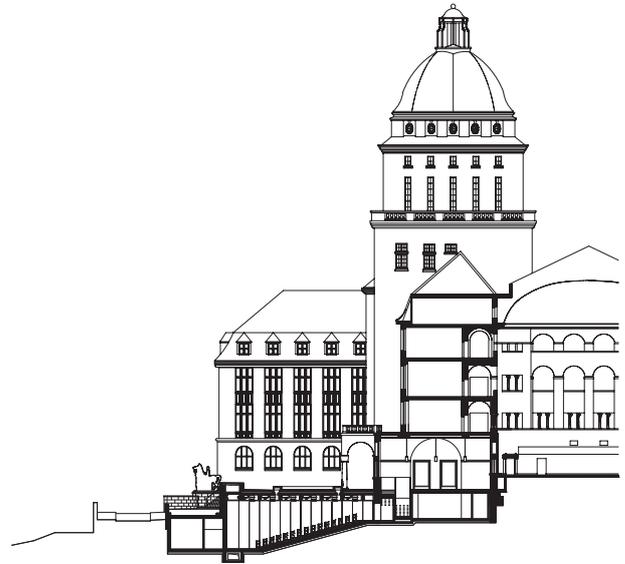
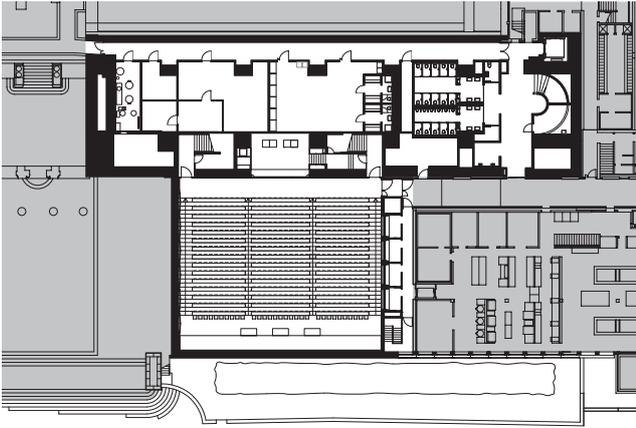
Erdgeschoss

14 Universität: Hörsaal, Gigon / Guyer, 2002
Künstlergasse 12, 8001

Anders als der im Raum hängende Hörsaal von Ernst Gisel ist der 500-plätzig Hörsaal von Annette Gigon und Mike Guyer weitgehend im Boden versenkt. Einzig die farbig pigmentierte Stützmauer an der Künstlergasse weist darauf hin, dass sich dahinter etwas verbirgt. Aus dem Foyer im Kollegiengebäude - früher Skulpturen-Ausstellungsraum, dann Institutsbibliothek - früher zwei in kräftigem Rosa gestrichene „Ärmel“ nach unten in den Saal. Dieser ist das Reich von Adrain Schiess: Der Künstler hat die glänzend lackierten Wandpaneele in unterschiedlichen Rosatönen, hellem Blau und Graugrün gestaltet. Durch ein Oberlicht über der weissen Projektionswand fällt Tageslicht in den Raum. Der Oberlichtkörper macht die im Untergrund verborgene Nutzung aussen sichtbar. Das Gleiche macht auf subtile Weise auch das Wasserbecken in der von Landschaftsarchitekten Guido Hager konzipierten Umgebungen: Es ist nicht blau oder grün, sondern rot gestrichen. WH



© Christian Brunner



© Heinrich Helfenstein

© Heinrich Helfenstein

X1 Ausstellung „Ausbruch & Rausch: Zürich 1975–1980, Frauen Kunst Punk“ im Strauhof
Augustinergasse 9, 8001

AUSBRUCH & RAUSCH

strauhof
**21/8/ –
4/10/20**

Augustinergasse
8001 Zürich
+41 44 22 91 31
www.kunstmuseum.ch

Di - FR 10 - 18 Uhr
Do 12 - 22 Uhr
Sa - So 11 - 17 Uhr

**ZÜRICH 1975–1980
FRAUEN KUNST PUNK**

Logo of Kunsthaus Zürich
Logo of Ernst Scheller
Logo of Malibu
Logo of gendhak

Logo of S

The poster features a central photograph of a woman with long dark hair, wearing a dark jacket, holding a square artwork with a pink and red abstract design. To the left, there are black silhouettes of figures. At the bottom right, there is a smaller image of a woman in a white top and dark skirt. The background is a mix of green and white with some pink dots.

21.08.2020 – 04.10.2020

Di-Fr 12–18 Uhr | Do 12–22 Uhr | Sa-So 11–17 Uhr

Ausbruch & Rausch: Zürich 1975–1980 Frauen Kunst Punk

1975 und 1980 fanden in der Städtischen Galerie zum Strauhof zwei exemplarische Kulturexperimente statt: die Ausstellungen «Frauen sehen Frauen» und «Saus und Braus». Anhand von Originalwerken, Archivmaterialien und Filmaufnahmen spüren Bice Curiger und Stefan Zweifel den Impulsen nach, die Zürich um 1980 kulturell in Bewegung versetzten.

«Eine Kulturrevolte? Ein kultureller Ausnahmezustand? Es war ein momenthaft wundersames Inkrafttreten eines einigenden und erneuernden Aufbruchs!» Bice Curiger

Bice Curiger war Teil des kreativ feministischen Kollektivs, das damals «Frauen sehen Frauen», eine wild aufbegehrende Schau zwischen theatralischer Installation, Intimkabinett und Lehrparcours, präsentiert hat. In «Saus und Braus. Stadtkunst» zeigte sie fünf Jahre später als Kuratorin die junge Kunstszene sowie Punk- und New-Wave-Bands dem erstaunten Kulturestablishment als Früchte eines neuen Selbstverständnisses, genährt aus den Erfahrungen der urbanen Popkultur. Die Ausstellung und ein «Monsterkonzert» der damaligen Bandszene sind Teil eines kulturellen Aufbruchs, der die Stadt bis heute prägt.

Mit Werken, Sound- und Bilddokumenten u.a. von Anton Bruhin, Bignia Corradini, Barbara Davatz, Martin Disler, Verena Eggmann, Stephan Eicher, Lisa Enderli, Olivia Etter, Cristina Fessler, Peter Fischli & David Weiss, Sergio Galli, Hertz, Rosmarie Iten, Kleenex/LiLiPUT, Rosina Kuhn, Urs Lüthi, Dieter Meier, Ernst Mitzka, Mother's Ruin, Walter Pfeiffer, Sigmar Polke, Klaudia Schifferle, Doris Stauffer, Katharina Steffen, TNT, André Thomkins, Troppo, Katrin Trümpy, François Viscontini, Ruth Vögtlin, Sissi Zöbeli, Andreas Züst u.a.m.

TEXTE - AKTUELLE THEMEN

«Zürich will eine Stadt für jedermann bleiben»

Der Architekt Patrick Gmür leitete das Zürcher Amt für Städtebau von 2009 bis 2016. Davor war er mit seinem Architekturbüro Patrick Gmür Architekten für bedeutende Projekte wie die Überbauung *James*, die genossenschaftliche Wohnsiedlung *Paul-Clairmont-Strasse* und das Hochhaus *Hard Turm Park* verantwortlich. Heute ist er wieder als bauender Architekt tätig und Mitinhaber des Nachfolgebüros Gmür & Geschwentner Architekten.

Dominique Boudet Die Stadt Zürich steckt seit einigen Jahren in einem rasanten Transformationsprozess. Sein sichtbarstes Zeichen ist die rege Bautätigkeit in vielen Quartieren. Wie ändert sich dadurch der Charakter der Stadt?

Patrick Gmür Es mag überraschen, aber nicht die Architektur oder städtebauliche Projekte haben zu den meisten Änderungen in Zürich geführt, sondern ein neues Gesetz: Die Vorschriften für die Gastronomiebetriebe änderten sich zu Beginn der 90er-Jahre, und plötzlich war es möglich, ohne Bewilligung eine Bar zu eröffnen. Das hat Zürich verändert und zu einer weltoffenen Stadt gemacht. Bis in die 70er-Jahre war es äusserst schwierig, etwas zu bewegen. Eines Tages aber – es war der 30. Mai 1980 – sollte ein Gewaltausbruch alles verändern. An diesem Tag fand ein Bob-Marley-Konzert statt, und am selben Abend gab es eine Demonstration gegen eine 60-Millionen-Franken-Investition für die

Renovierung des Opernhauses. Am Ende des Konzerts strömten die 5000 Besucher in die Innenstadt und verbanden sich mit den 200 Demonstranten. Das war wie eine Explosion und der Anfang des neuen Zürich. Von diesem Zeitpunkt an hat sich vieles verändert. Man darf auch nicht vergessen, dass es in den 90er-Jahren eine Mitte-Links-Mehrheit ins Rathaus schaffte. Sie verstand die Erwartungen ihrer Wähler und Wählerinnen.

D.B. In der Folge hat diese Regierung auch den Wohnungsbau wiederbelebt, mit dem Programm «10 000 Wohnungen in 10 Jahren». Und Zürichs Einwohnerzahl begann wieder zu steigen.

P.G. Es ging darum, wieder Familien nach Zürich zu holen. Das war wichtig für das soziale und das ökonomische Gleichgewicht der Stadt. Heute stellt sich die Situation anders dar. Den Prognosen zufolge muss Zürich bis 2030 zirka 80 000 neue Einwohner aufnehmen. Das bedeutet ein Bevölkerungswachstum von 2 Prozent pro Jahr. Das ist eine Verpflichtung. Und zugleich gibt es fast kein Bauland mehr und die alten Industriegelände wurden alle schon genutzt. Also heisst die Strategie Verdichtung nach innen, und das Mittel dazu ist der Ersatz bestehender Gebäude.

D.B. Sie sagen, dieses Wachstum ist eine Verpflichtung.

P.G. Ja, sie ist eine Folge des Raumplanungsgesetzes. Um die Zersiedlung zu begrenzen, muss das Wachstum mit innerer Verdichtung aufgefangen werden. Die zentrale Frage ist, wie das geschehen soll. Wie in der Vergangenheit soll dies geplant und mit Augenmass geschehen. Zürichs Stadtplanung war immer ein wichtiges Amt und hat in den vergangenen 120 Jahren eine grosse Rolle gespielt – auch auf politischer Ebene. Was aber die Besonderheit ausmacht, ist, dass hier von der Analyse

jedes Stadtteils ausgegangen wird. Deshalb haben wir verschiedene, jedem Stadtteil angepasste Regeln. Die Stadt wird diese Strategie auch weiterhin verfolgen: Grössere Bauprojekte sind dort möglich, wo es ein gutes öffentliches Verkehrsnetz gibt und der Stadtteil eine heterogene urbane Struktur hat, wie in Altstetten oder Oerlikon. Aber unser Zonenplan sieht auch Gebiete vor, deren Dichte begrenzt bleibt und die allenfalls für ein zukünftiges Wachstum genutzt werden können.

D.B. Heisst das, dass Sie Grundstücke in Reserve haben?

P.G. Ja, es ist Teil unserer Strategie, den Charakter einzelner Quartiere zu erhalten. Sie können jedoch in Zukunft verdichtet werden. Das ist, denke ich, eine gute Herangehensweise, wenn es um die Organisation des Wachstums einer Stadt geht. Man muss auch wissen, dass es in Zürich in allen Quartieren im Rahmen von sogenannten Arealüberbauungen möglich ist, mehr und höher zu bauen, wenn das Grundstück grösser als 6000 Quadratmeter ist. Um diese Möglichkeit zu nutzen, muss man aber ein qualitativ hochwertiges Projekt vorlegen.

D.B. Wie läuft diese Qualitätskontrolle ab?

P.G. Man muss einen Architekturwettbewerb ausschreiben. Ist das nicht der Fall, muss der Bauträger das Projekt dem Baukollegium präsentieren. Diese altehrwürdige Institution – sie wurde 1896 ins Leben gerufen – setzt sich aus fünf vom Zürcher Stadtrat berufenen selbständigen Architekten zusammen: einem aus Zürich, einem aus der Schweiz und drei aus dem Ausland (fast notwendigerweise aus Deutschland oder Österreich, finden doch die Gespräche in Deutsch statt). Das Baukollegium berät den Stadtrat bei jedem wichtigen Bauvorhaben, also wenn es um Hochhäuser oder eine Arealüberbauung geht. Es ist ein unab-

hängiges Gremium und der Stadtrat folgt dessen Entscheiden. Das ist meines Erachtens ein wirksames Kontrollinstrument.

D.B. Am Stadtrand, etwa in Schwamendingen, findet man grosse Bereiche, die eine grössere Dichte und höhere Bauten vertragen könnten.

P.G. Schwamendingen ist der grösste nach dem Vorbild der Gartenstadt konzipierte Stadtteil. Dort, wie auch an den anderen Orten, wo wir diese Art von Städtebau antreffen, stehen wir schwierigen Fragen gegenüber: Was muss man bewahren? Wo können wir grössere städtebauliche Projekte zulassen? Antworten darauf können wir nur je nach Einzelfall geben. Aufgrund unseres Systems der direkten Demokratie muss man in der Schweiz jeden Einzelfall sorgfältig abwägen. Es muss alles Schritt für Schritt erfolgen. Das ist etwas sehr Wichtiges, denn bei der Entwicklung einer Stadt ist die Zeitfrage meiner Meinung nach ganz wesentlich. Die Zeit schafft Distanz und hilft einem zu sehen, ob man auf dem richtigen Weg ist; Fehler können meist noch rechtzeitig korrigiert werden. Mit diesem qualitativen Wachstum lassen sich Zürichs Charakter, Zürichs Identität bewahren.

D.B. Eines der Wesensmerkmale von Zürich ist ja, dass es ausserhalb eines sehr beschränkten historischen Gebiets keine kompakte Stadt ist. Woher kommt diese fluide urbane Struktur? Könnten nicht Wachstum und Verdichtung diesen Charakter ändern?

P.G. Dieses Stadtbild ist das Resultat von mehreren Faktoren. Da ist zunächst einmal die Topografie: Flüsse, der See und die Hanglagen erzeugen unterschiedliche Stadtteile, deren jeder seinen ganz eigenen Charakter hat. Da sind die Altstadt, die Blockrandbebauungen in Wiedikon und Aussersihl, die Villen an den Hängen des Zürichbergs, die

Gartenstädte in Schwamendingen, Seebach und am Friesenberg. Der zweite Faktor ist die Geschichte: Um seine industrielle Entwicklung zu ermöglichen, musste Zürich wachsen und sich die Nachbargemeinden einverleiben. Der Kern dieser alten Dörfer ist heute aber nach wie vor erkennbar. In Zürich findet man keinen «Zürcher». Die Bewohner identifizieren sich immer noch mit dem Stadtviertel, in dem sie leben. Es gibt daher immer noch den Schwamendinger oder den Högger! Obwohl Zürich schnell wachsen muss, ist die Stadt entschlossen, auf die Identität dieser Stadtviertel Rücksicht zu nehmen. Die interessantesten Bauvorhaben sind jene, bei denen Neubauten bestehenden Gebäuden gegenüber treten. Die Architekten verstehen es sehr gut, mit solchen Situationen umzugehen.

D.B. Das trifft auf zahlreiche Neubauten zu, die in den letzten zehn Jahren von Genossenschaften realisiert wurden. Durch den Prozess der Verdichtung der alten Siedlungen wurden sie wieder ein wichtiger Player in der Umwandlung der Stadt.

P.G. Das sind gute Beispiele dafür, wie sich eine hochwertige Stadterweiterung erzielen lässt. Man macht Architekturwettbewerbe, hat dann zehn oder zwölf Einreichungen und kann das geeignetste Projekt auswählen. Bei den Genossenschaften ist auch interessant, dass sie sich sozial engagieren und einen guten sozialen Mix gewährleisten. Zürich will – und das ist im Übrigen eines der grossen Politikziele – eine Stadt für alle bleiben. Wenn die Genossenschaften etwas Neues planen, dann nehmen sie sich Zeit dafür, sorgen aber auch für gute Qualität. Wenn es ums Entscheiden geht, ist jedes Mitglied einer Genossenschaft stimmberechtigt. Für die Architekten bedeutet dies: lange Diskussionen. Das ist eben Demokratie. Und das wird immer wichtiger werden. Übers Internet und mit den neuen Medien kann jeder seine Gedanken

kundtun. Auch das macht es den Architekten nicht leichter. Für die Stadt und die Gesellschaft, glaube ich, ist es aber ein Gewinn.

D.B. Ich habe den Eindruck, dass die Stadt mit den neuen Projekten etwas verloren hat. Wir haben nicht mehr diese soliden Bauten der 60er- und 70er-Jahre, diese Architekturmanifeste wie die Grünau.

P.G. Architektur hat immer etwas mit dem Zeitgeist zu tun. Die genannten Beispiele folgten noch den Idealen der Moderne. In den Neunzigerjahren gab es dann den Schweizer Minimalismus. Heute sucht ein Projekt wie Klee Bezüge bei den Bauten der Gründerzeit. Dazu kommt, dass die sozialen Ideen, die ein Bau zum Ausdruck bringt, wichtiger werden. So kann man zum Beispiel beim Kalkbreite-Projekt über die Qualität der Fassaden streiten, aber dies ist nicht entscheidend! Es geht um das «Funktionieren» des Gebäudes, seine Wirkung auf das Quartier, es geht um den Beitrag jedes einzelnen Gebäudes zur Stadt. Das Gleiche gilt für mehr als wohnen. Die entscheidende Frage lautet heute: Was leistet der Bau für die Stadt? Deswegen verlangen das Amt für Städtebau und jene, die die Projekte analysieren, ganz systematisch: Zeigen Sie mir den Grundriss des Erdgeschosses, sagen Sie mir, was dort geschieht. Je mehr sich die Stadt entwickelt, desto mehr Bedeutung gewinnt das Erdgeschoss. Architektur muss eben mehr als Architektur sein – jedes Haus hat seine Auswirkung auf den Städtebau in seiner ganzen Breite!

Zurück in die Zukunft

Von Hausbesetzerhallen und bürgerlichen Cheminées – eine Reise zu einigen architektonischen Themen aus dem Zürcher Wohnungsbau der letzten Jahre

Gross und klein

Wohnzimmer mit 44 Quadratmetern! Bronze-fenster! Speziell angefertigte Sonnenstoren! Als die Architekten Bünzli & Courvoisier in Zürich-Albisrieden 2005 die genossenschaftliche Siedlung *Hagenbuchrain* → ● fertigstellten, ging ein Raunen durch die Architektenschaft: Eine solch noble Detaillierung kannte man bis anhin nur vom obersten Segment des privaten Wohnungsbaus, aber nicht bei Genossenschaftsbauten. Was war geschehen? Kurz vor der Jahrtausend-wende führten politische Anreize und Grundstücksvergaben in Zürich zu einer Renaissance des Wohnungsbaus. Private Investoren, institutionelle Anleger und Genossenschaften – alle bauten sie wieder. Und sie bauten vor allem grosse Wohnungen, denn Familien zog es wieder in die Stadt. Andere gemeinnützige Projekte folgten dieser Tendenz zum Luxus, und Mietpreise um die 3000 Franken für eine 4 1/4-Zimmer-Wohnung legten nahe: Die Genossenschaften bauten nun nicht mehr für die weniger Vermögenden, sondern für den gehobenen Mittelstand.

Das hat sich in den darauffolgenden Jahren wieder gelegt. Auch im reichen Zürich konnten viele solche Mieten nicht mehr bezahlen. Heute gebaute Wohnungen sind in der Regel kleiner und damit weniger teuer – wobei wirklich günstig zu bauen in der Schweiz praktisch unmöglich ist, zu hoch sind Grundstücks- und Baukosten. Die Pensionskasse Pensimo versucht es. Mit ihrer Anlagestiftung Adimora treibt sie die Entwicklung hin zu knapp bemessenen und günstigen Wohnungen voran, während die Ge-

nossenschaften und die Stadt Zürich als Bauherin eher zögerlich folgen. Man setzt weiterhin auf Solidität und Werthaltigkeit, gibt in den Wettbewerbsprogrammen aber mittlerweile kleinere Wohnungsgrößen vor. So entwarfen Huggenbergerfries Architekten 2013 für die Wohnbaugenossenschaft *Zürich 2* an der Effingerstrasse 4 1/2-Zimmer-Wohnungen mit nur 90 Quadratmetern Grundfläche → ●. Die grössere der beiden Loggien ist der obligatorische private Aussenraum und schützt gleichzeitig den Wohnraum vor dem innerstädtischen Lärm.

Gemeinschaftlich und zukünftig

Die Wohnungen werden kleiner und trotzdem wächst der Wohnflächenverbrauch der Zürcher stetig. Das hat vor allem damit zu tun, dass viele Familienwohnungen von Paaren oder Singles bewohnt werden. Der Durchschnitt von über 45 Quadratmetern Wohnfläche pro Person ist auch für die Nachhaltigkeit ein Problem, die 2000-Watt-Gesellschaft erreicht man damit nicht. Paradoxerweise geben hier nicht nur kleiner zugemessene Familienwohnungen Gegensteuer, sondern auch neue Grosswohngemeinschaften mit ihren Gästezimmern und Bastelräumen, Mietbüros und Waschsals, teilweise sogar mit Speisesaal und Sauna. Hier wohnen selbst Singles auf weniger als 35 Quadratmetern: In Zürich ist Verzicht purer Hedonismus.

Das ist nicht zuletzt ein Erbe aus Zürichs Hausbesetzerzene der Achtzigerjahre. Manche Aktivisten von damals prägten in den Jahrzehnten darauf den Wohnungsbau, sei es mit politischer Arbeit im Genossenschaftsverband, sei es mit der Gründung neuer, progressiver Wohnbaugenossenschaften. Diese knüpften mit neuen Wohnformen an die Erfahrungen der Hausbesetzer an. Waren es beim Stammhaus der Genossenschaft *Kraftwerk1* noch Wohngemeinschaften für bis zu zwölf Genossinnen und Genossen, so kamen im zweiten Neubau im *Heizenholz* erstmals Wohncluster hinzu – kleine, hotelzimmerartige Zellen, die sich um einen grossen,

gemeinschaftlich genutzten Bereich scharen. Beim Jubiläumsprojekt *mehr als wohnen* auf dem Hunziker Areal interpretierten Duplex Architekten und Futurafrosch diese Form der Clusterwohnung weiter.

Auf eine andere, flexiblere Form des Clusters setzt die neue Genossenschaft *Kalkbreite*: Hier reihen sich die Zimmer mit Bad und Mini-Küche entlang einer «Rue Intérieure», an der auch verschiedene Gemeinschaftsräume liegen. Eine Mischung dieser beiden Clustertypen bauten Schneider Studer Primas bei *Zwicky-Süd* für *Kraftwerk1* (→ S. 223 ff.): Bei ihrer «Brückenwohnung» verbindet eine Fachwerkbrücke aus Stahl zwei Baukörper miteinander. Im einen



befindet sich ein grosser Wohnraum mit vier Clusterzimmern; im anderen mehrere an einem Laubengang aufgereihte Studios. Der Wohnraum und die ausserdem als Terrasse dienende Brücke werden von ihnen mitbenutzt.

Das neueste Projekt der *Genossenschaft Kalkbreite* heisst *Zollhaus* (→ S. 229 ff.). Neben den Gleisen des Hauptbahnhofs bauen Enzmann Fischer Architekten eine weitere Novität: Hallenwohnungen sind grosse, hohe, aber nur rudimentär ausgestattete Räume, die dann von den Genossenschaffern selber ausgebaut werden. Wie bereits die grossen Wohngemeinschaften sind auch diese Hallenwohnungen von den Hausbesetzern inspiriert, allerdings von jenen der erst kürzlich geräumten Industriearale, die sich mit ihren zauberhaft-waghalsigen Konstruktionen in den grossen Fabrikhallen eingenistet hatten. Brachen bauen – ob das im hochpreisigen Zürich aufgehen kann? Wir werden sehen.

Tief und hoch

Das Gebot von städtischer Verdichtung und Energieeffizienz führte nicht nur zu erneuerten Wohnformen und geschrumpften Familienwohnungen. Ökologie und Ökonomie liess die Baukörper immer dicker, die Wohnungen immer tiefer werden. Wie kann man in solche Volumen noch sinnvolle und lebenswerte Räume zeichnen? Manche Architekten nahmen den Zwang als sportliche Herausforderung. Zum Beispiel Patrick Gmür: Bevor er von 2009 bis 2016 das Amt für Städtebau leitete, übertraf er die Tiefe seiner eigenen Wohnungsgrundrisse immer wieder mit dem nächsten Entwurf. 18 Meter, 20 Meter, 30 Meter! Im Zentrum des 28 Meter tiefen Wohnhochhauses *Hard Turm Park* → ● liegen nicht, wie sonst üblich, geschlossene Nebenräume, sondern ein offener, zwei Geschosse hoher und relativ dunkler Bereich. Ohne solch eine «dunkle Mitte», dafür mit einem kleinen Lichthof, bauten Schneider Studer Primas ihre Wohnungen im zentralen Baukörper von *Zwicky-Süd* (→ S. 223 ff.) 30 Meter tief. Keine Eigentumswohnungen, wie beim *Hard*

- Huggenbergerfries Architekten, Effingerstrasse, 2013, *Baugenossenschaft Zürich 2* (BBZ 2).
- Peter Märkli, Wohnhaus Hohlstrasse, 2005, *Stiftung PWG*.
- Gmür & Geschwentner, *Hard Turm Park*, 2013.



Turm Park, sondern üppige 4 1/2-Zimmer-Wohnungen für die *Genossenschaft Kraftwerk1*, deren 170 Quadratmeter 3000 Franken Monatsmiete kosten. Luxus findet man hier nicht im Detail, sondern im Raum – Raum, der helfen soll, unkonventionelle Bewohner an den unwirtlichen Wohnort in der Zürcher Agglomeration zu locken.

Aber auch jenseits solcher Luxus-Lockräume sind hohe Raumteile bei Bauten traditioneller Genossenschaften eine mögliche Alternative. Das zeigen zum Beispiel Duplex Architekten mit ihrer Wohnsiedlung *Buchegg 2* (→ S. 160 ff.). Die relativ kleinen, doch komplexen Wohnungen versammeln viele Erkenntnisse aus dem Zürcher Wohnbaulabor: die gestaffelte, «weiche» Hoffassade als Sonnenfänger gleich mehrerer Zimmer; die Wohnküche mit ihrem zwei Geschosse hohen Essbereich als räumliche Zugabe zur lauten Strasse; wechselseitig angeordnete und dadurch zweigeschossige Balkone im Hof. So sieht sie aus, die neue Genossenschaftswohnung: klein und voller Ideen, die den knappen Raum grösser wirken lassen.

Traditionell und konventionell

Als die jungen Architekturbüros Duplex und Futurafrösch den Wettbewerb um das Genossenschaftsprojekt *mehr als wohnen* gewonnen hatten, fanden einige Kollegen mit Blick auf die Bilder: «Ihr macht so spannende Grundrisse, warum sind die Fassaden so konservativ?» Kornelia Gysel von Futurafrösch antwortet auf solche Fragen: «Wir wollten keinen Architekturzoo machen, sondern ein gewachsenes Quartier.» Und formuliert damit ein Ziel, eine Sehnsucht, die man getrost der Mehrheit der Zürcher Architekten zuschreiben kann. Zürcher Häuser sind selten spektakulär. Hier pflegt man eine relative Entspanntheit gegenüber Traditionen oder Konventionen, sucht den Zusammenhalt mit dem Vorhandenen. Viele Wohnhäuser haben hier historische Vorbilder, auch wenn sie durchaus frisch auftreten. Man baut in einem Land, in dem kein Krieg Verwüs-

tungen hinterlassen hat, weder bei der Baubsubstanz noch mit der politischen Diskreditierung bestimmter Bauformen wie in Frankreich und Deutschland. Ein weiterer Grund ist die einflussreiche Lehre an der ETH, an der Professoren wie Miroslav Šik, Hans Kollhoff oder Peter Märkli ganze Generationen von Studierenden geprägt haben. Märklis Wohnhaus Hohlstrasse → zeigt, wie aus der Verschmelzung von moderner Offenheit und grossbürgerlichen Raumfolgen ein fließender Grundriss werden kann: klassische Moderne, 19. Jahrhundert, Barock oder Renaissance als gleichwertige Stationen der Baugeschichte.

Kaschka Knapkiewicz und Axel Fickert gehören zu den Vorreitern eines mit historischen Referenzen angereicherten Wohnungsbaus. Bereits in den 1980er-Jahren zeichneten sie üppige Wohnungen mit hohen Raumteilen – zu üppig für die damalige Zeit. Bauen konnten die Architekten solche Ideen erst in diesem Jahrtausend. Die Grundrisse ihrer Bebauung *Hornbach* sind kompakt und günstig (→ S. 148 ff.); mit leichten Kniffen wie der Raumdiagonalen, dem Durchgangsbad oder dem Zimmer im Erker werden sie erlebnisreich. Kenner sehen darin Vorbilder von Auguste Perret bis zu Rudolf Steiger und Flora Steiger-Crawford.

Auch EMI Architekten lernten nicht nur von Knapkiewicz & Fickert, sondern von der gesamten Baugeschichte. Sie gehören zur jüngeren Generation, bauen jedoch dank regelmässiger Wettbewerbsiege längst viele Wohnhäuser und Siedlungen für unterschiedliche Bauträger. Ihr Wohnhaus in Zürich-Hottingen → ist die Neuinterpretation eines bürgerlichen Grundrisses. Der Baukörper umspielt die alten Bäume des Parks. Meisterhaft weich schmiegen sich die Innenräume aneinander, gleitet die Raumfolge durch die Flächen, öffnen sich Blicke ins Laubwerk, schliesslich endet man vor dem Inbegriff bürgerlicher Gemütlichkeit: am Cheminée. Der Zürcher Wohnungsbau ist so wie diese Wohnung: ein perfekter, unbefangener, menschenfreundlicher Weg zurück in die Zukunft.

● Bünzli & Courvoisier, Siedlung *Hagenbuchrain*, 2005, *Baugenossenschaft Sonnengarten*.
 ● EMI Architekten, Hottingerstrasse, 2015.

Halbherzige Verstädterung

wbw
9–2018

20 Jahre Ersatzneubau
in Zürich:
Eine Zwischenbilanz



Inselurbanismus 1: Mangels eines urbanen Gegenübers konzentrierten Bachelerd Wagner Architekten die höchste Dichte der neuen Siedlung Mattenhof (2016/17, AZ 1.3) entlang einem neuen Boulevard mit Café und Läden in der Mitte des Areals.

Zur Hauptstrasse frans die Siedlung in (an sich reizvollen) Reihenhäusern aus – dies in 100 Metern Distanz vom S-Bahnknoten Betschach, wo auf dem Gebiet der Nachbargemeinde Döbendorf doppelte Dichte erlaubt ist. Bilder: Johannes Marburg



Neuinterpretationen der Gartenstadt gelingen vor allem dann, wenn die Dichtezahlen in bestehenden Rahmen bleiben. Das gilt für die Siedlung Briggfläcker von B+H (2014, AZ 0.79) ebenso wie für die Siedlung Grünwatt von Graber Pulver (2014, AZ 0.68).
Bild: Philip Heckhausen

Ihre feingliedrigen Proportionen und das auslartete Verhältnis von Wohnen und Aussenraum stellen im Ersatzneubaugebiet jedoch Ausnahmen dar.
Bild: Roland Bernath



In keiner Schweizer Stadt wird soviel Wohnraum ersetzt wie in Zürich. Das Phänomen hat herausragende Siedlungen hervorgebracht. Die Chance, ganze Quartiere, ja Urbanität neu zu denken, wurde dabei aber bisher kaum genutzt.

Daniel Kurz

Die Chance ist enorm und einmalig: Im Zeichen der inneren Verdichtung und veränderter Wohnansprüche hat die Stadt Zürich in den letzten 20 Jahren begonnen, sich neu zu bauen. Einmalig ist diese Chance, weil allein die Siedlungen gemeinnütziger Wohnbauträger rund einen Drittel der überbaubaren Fläche ausmachen.¹ In den hektargrossen, arrondierten Arealen schlummert eine erhebliche Ausnutzungsreserve und damit die Chance, ganze Quartiere neu zu denken: dichter, neuzeitlicher, durchmischer – urbaner. Diese Chance, soviel vorweg, wird jedoch noch selten genutzt.

Dem Vorbild der gemeinnützigen Bauträger folgten bald institutionelle Anleger und zahllose Einzeligentümer: Durch Abbruch und Neubau sind aus zuvor homogenen Wohnquartieren städtebauliche Flickenteppiche geworden. Keine andere

In den hektargrossen Arealen schlummert eine erhebliche Ausnutzungsreserve und damit die Chance, ganze Quartiere neu zu denken: dichter, neuzeitlicher, durchmischer – urbaner.

Schweizer Stadt kennt eine auch nur annähernd so ausgeprägte bauliche Erneuerung – und ausländische Besucher können es in der Regel kaum fassen, dass keineswegs baufällige Wohnungsbestände hier so sorglos geopfert werden. Doch dazu gibt es keine Alternative, betont die Direktorin des städtischen Amts für Städtebau, Katrin Gügler: «Laut den Prognosen wächst die Stadtbevölkerung bis 2040 um weitere 100 000 Personen; Transformationsareale und grüne Wiesen sind überbaut: Es bleibt nur die Verdichtung nach innen.»

Noch vor 20 Jahren waren Hausabbrüche auch in Zürich praktisch tabu: Die Eigentümer fürchteten Proteste und Hausbesetzungen; seit den 1970er Jahren wurde stattdessen nur geflickt und saniert. Das Ende dieser Blockade ist datierbar: 1998 ging es um die Zukunft der städtischen Siedlung Bernerstrasse, der heutigen Werdwies (Adrian Streich 2001–07). Für die alte Siedlung lag ein fertiges Sanierungsprojekt vor, aber es kam nicht vom Fleck: zu teuer, zu wenig Mehrwert. Michael Hauser, damals Projektleiter und später Chef der Projektentwicklung im städtischen Amt für Hochbauten, wagte es, in einer Sitzung die Tabufrage zu stellen: «Und wenn wir die Häuser einfach abreißen würden?» Zu seiner Ver-



Inselurbanismus 2: In der Überbauung Altheissen (2015, AZ 1.45) schufen Gürir & Geschwenter Architekten eine dicht bebauete und bunte innere Strasse in der Längsachse des Areals.

Zur Strasse – und damit zur Stadt – zeigt die Siedlung freie langweilige Rückseite mit Parkplätzen und etwas Abstandsrain. Bilder: Roger Frei



Die etwas irritierende Dreiecksform der «Toblerone-Häuser» in der Siedlung Sytenfeld von Pood Architekten (2016, AZ 1.29) ergibt eine geschlossene Front zur Strasse und gleichzeitig ein offenes Inneres mit weiten Durchblicken. Bilder: Ralph Felber



blüffung waren alle Beteiligten sofort einverstanden – die Sitzung dauerte keine Stunde. «Das war ein Schlüsselerlebnis» sagt Hauser heute – niemals sonst hat er eine so schnelle und radikale Kehrtwende erlebt. In der Folge wurden neue Trade-offs möglich: Eine inventarisierte städtische Siedlung (Heiligfeld 1) wurde sanft saniert, eine andere (Rauti-strasse UNEND 2005–14) dafür neu gebaut, teure Umbauprojekte wanderten in die Schublade.

Räumung, Abbruch und Neubau der Werdwies wurden in den Folgejahren zu einem Labor des Ersatzneubaus: Welche Dichte und welche Wohnungsgrößen waren angemessen, welche Infrastrukturen erforderlich für eine lebendige Nachbarschaft? So-

In der Praxis gibt es keine Eins-zu-eins-Instandsetzungen. Schon die Anpassung an gesetzliche Vorgaben kostet viel Geld, dazu kommen neue Wohnansprüche. Michael Hauser

ziologische und ökologische Studien begleiteten das Vorhaben, ein Mieterbüro betreute die Umsiedlung der rund 500 Bewohnerinnen, und im Rahmen des Kunstprojekts «Fuge» bezogen junge Künstler als Zwischennutzer die freierwerbenden Wohnungen.

Die erste Ersatzneubauesiedlung war sie übrigens nicht: Schon seit 1997 tobte in der Baugenossenschaft Vitasana eine Debatte um den Abbruch der Reihenhaussiedlung Burriweg in Schwamendingen. Die hohen Kosten eines parallel erarbeiteten Sanierungsprojekts überzeugten auch dort schliesslich die Bewohner vom Ersatz; 2000–02 entstand der vielbeachtete Neubau von Frank Zierau in mehr als doppelter Dichte (von 0,37 auf 1,0).

Dem Vorbild der ersten Ersatzneubauten folgten schnell weitere, denn, so Michael Hauser: «In der Praxis gibt es keine Eins-zu-eins-Instandsetzungen. Schon die Anpassung an gesetzliche Vorgaben wie Energie, Erdbebensicherheit oder Barrierefreiheit kostet sehr viel Geld, dazu kommen neue Ansprüche, zum Beispiel grössere Balkone oder Wohnungszusammenlegungen. Das Resultat sind hohe Mieten ohne entsprechenden Gegenwert.» Hauser formulierte damals die 70-Prozent-Regel, mit der er, wie er sagt, landauf, landab hauserierte: «Kostet die Erneuerung mehr als 70 Prozent eines Neubaus, sollte man sich über einen Abbruch Gedanken machen.» Der ist – pro Quadratmeter – meist nicht viel teurer als die

Sanierung, er bietet jedoch wesentlich mehr Wohnqualität und vor allem mehr Wohnraum. Wenn eine namhafte Ausnutzungsreserve besteht, ist Abbrechen wirtschaftlich meist attraktiver als Erneuern. Dazu kommt in der renditeorientierten Immobilienwirtschaft der enorme Preis- und Investitionsdruck durch anlagensuchendes Kapital.²

Praktisch alle grossen Ersatzneubauprojekte in Zürich – ob gemeinnützig oder kommerziell – entstehen über Architekturwettbewerbe. Der Grund dafür liegt im Instrument der «Arealüberbauung», das als wichtiger Treiber für den Ersatzneubau wirkt: Wer ein Areal von mindestens 6000 Quadratmetern überbaut, erhält einen Ausnutzungsbonus, wenn er eine städtebaulich und energietechnisch gute Lösung vorlegt; in einer dreigeschossigen Wohnzone werden so sieben Vollgeschosse möglich. Zürcher Architekturbüros – und wenige auswärtige Mitbewerber – haben in den Wettbewerben der letzten 20 Jahre die Spielräume ausgelotet, dem Wohnungsgrundriss Vielfalt und Tiefe beigebracht, den Lärm-

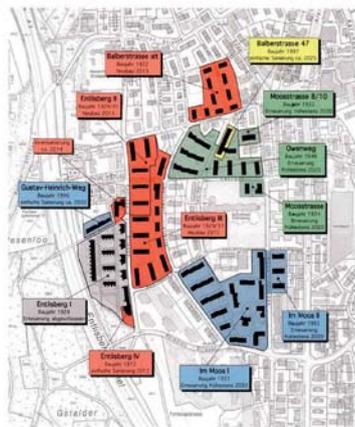
Das Energiesparen ist für sich allein kein Argument für den Abbruch; Graue Energie und steigender Wohnflächenverbrauch belasten die Rechnung. In der Gesamtbetrachtung kommt man oft nur auf eine schwarze Null. Katrin Pfäffli

schutzvorschriften Qualitäten abgerungen und Siedlungen gebaut, die sich trotz ihres ungewohnten Massstabs im Einzelnen meist recht harmonisch in den Bestand einfügen.

Arealüberbauungen müssen mindestens die Anforderungen von Minergie erfüllen – ist der Ersatzneubau daher ein Beitrag zur ökologischen Nachhaltigkeit? «Nicht zwingend», sagt Katrin Pfäffli. Sie führt zusammen mit Hansruedi Preisig ein Büro für Nachhaltigkeitsberatung: «Verdichten ist natürlich nachhaltiger als die Landschaft zersiedeln. Das Energiesparen für sich allein ist dagegen kein Argument für den Abbruch. In der Gesamtbetrachtung kommt man trotz besserer Betriebswerte oft nur auf eine schwarze Null: Die Graue Energie der abgebrochenen Bauten und für den Neubau belastet die Rechnung, ausserdem müssen die Neubauten in jeder Hinsicht höhere Anforderungen erfüllen – bezüglich Brandschutz, Erdbeben und Komfort. Vor allem steigt der Wohnflächenverbrauch pro Kopf.»



Masterplan für den Ersatz der ASIG-Wohnsiedlung Dreilicht in Schwamendingen. Entlang der Wallisellenstrasse (oben) wird dicht gebaut (7 Geschosse, ein Hochhaus), die Mitte behält ihren Gartenstädtlichen Charakter. Ein neuer Grünzug konzentriert die Freiflächen.
Plan: Pool Architekten, André Schindl Landschaftsarchitektur, Cabauw Stadtplanung 2017.



Masterplan der Genossenschaft ABZ für ihre Siedlungen im Quartier Entlieber/Wollishofen aus dem Jahr 2010. Er beinhaltet eine räumlich und zeitlich definierte Erneuerungstrategie. Seither sind die zwei rot markierten Siedlungen ersetzt worden, für die übrigen Erneuerungen ist der Zeitpunkt dagegen stark gestreckt worden:

Es hat sich gezeigt, dass sich der Zustand sanierungsreifer Siedlungen viel weniger schnell verschlechtert als zunächst angenommen: 10 Jahre später zeigten sie noch das gleiche Bild – dies im Gegensatz zur linearen Verschlechterung, die Gebäudeanalysetools wie STRATUS suggerieren.
Plan: Planquarter, 2010

Masterplan der Genossenschaft FGZ für das Quartier Friesenberg, das zum größten Teil einer ehemaligen Baugenossenschaft gehört. Die historisch wertvollen Siedlungen aus der Gründungszeit sind rasch zum Abbruch freigegeben. Das Leitbild gibt jedoch allen Beteiligten – den Bewohnern ebenso wie dem Vorstand oder externen Partnern – eine realistische Planungssicherheit.
Plan: arc-consulting, 2015–16.



Hohe Dichte (1-3)
Mittlere Dichte (1-2)
Niedrige Dichte (0-9)

Im Rahmen des Legislaturziels «10 000 Wohnungen in 10 Jahren» forcierte die Stadt seit 1998 den Bau grosserer Wohnungen, um die Abwanderung von Familien zu stoppen. Der Regionalverband der Baugenossenschaften (WBG Zürich) bot Erneuerungswilligen Mitgliedern Beratung an. «Aus einer Einzelanfrage wurde dabei meist eine umfassende Analyse», erinnert sich die Architektin Marianne Dutli Deron, ehemals Leiterin der Beratungsstelle: «Ob eine Überbauung instandgesetzt oder abgebrochen werden soll, muss aus einer Gesamtsicht heraus entschieden werden, die einen langen Zeitraum und das ganze Portfolio der Genossenschaft berücksichtigt. So kommen gut begründbare und legitimierte Entscheidungen zustande.» Fast alle grösseren Bau-

Genossenschaftler sind für Argumente der Generationensolidarität sehr ansprechbar, wenn sie ernst genommen werden. Fast nie wird ein Abbruchantrag von einer Generalversammlung abgelehnt. Marianne Dutli Deron

genossenschaften haben seither Immobilienstrategien entwickelt. Vorstand und Mitglieder wissen so, welche Siedlung wie lange bestehen bleiben wird, und wo in den nächsten Jahren ein Abbruch besteht. Die Genossenschaftler sind für Argumente der Generationensolidarität sehr ansprechbar, wenn sie und ihre Anliegen von der Verwaltung ernst genommen werden. Fast nie wird ein Abbruchantrag von einer Generalversammlung abgelehnt.

Die Bewohnerinnen und Bewohner, meist stimmberechtigte Mitglieder der Genossenschaft, haben Anspruch auf eine angemessene Ersatzwohnung, nicht selten bei einer benachbarten Genossenschaft. So dauert der Entmietungsprozess einige Zeit, davon profitieren Studierende, Flüchtlinge und Notwohnmieter, die über Organisationen wie das Jugendwohnnetz oder die Asyl-Organisation Abbruchwohnungen in grosser Zahl zusehens nutzen. Dass gut gebildete, mittelständische Familien von den Ersatzneubauten am meisten profitieren, war von Anfang an das Ziel vieler Genossenschaften. Inzwischen hat man aus den Erfahrungen gelernt: die Grundrisse sind wieder bescheidener, die Neubauwohnungen preiswerter geworden, «Budgetwohnungen» erleichtern die soziale Durchmischung.

Trotz der sozialen Abfederung im Einzelnen kritisiert Walter Angst, AL-Gemeinderat und Leiter Kommunikation des Mieterverbands Zürich, das wachsende Ausmass der Ersatzneubauten. «Es kommt zu syste-

Die Bevölkerung wird neu sortiert, Arbeiter, Alleinerziehende oder ältere Alleinstehende finden kaum mehr kleine, erschwingliche Wohnungen. Gänge Communities von Migranten werden aus der Stadt verdrängt. Walter Angst

matischen Verdrängungseffekten», warnt er, «die Bevölkerung wird neu sortiert, und immer mehr Menschen fühlen sich abgehängt. Arbeiter, Alleinerziehende oder ältere Alleinstehende finden kaum mehr kleine, erschwingliche Wohnungen, ganze Communities von Migranten, wie die Portugiesen im unteren Kreis 4, werden aus der Stadt verdrängt. Alles konzentriert sich auf das neue Bildungsbürgertum und auf junge Familien. Wir sollten offen diskutieren: Was für eine Stadt wollen wir? Wie sieht das prosperierende multikulturelle Zürich aus, von dem die rot-grüne Stadtregierung spricht? Hat es da noch Platz für Portugiesen? Oder für Tramfahrer?»

Angst fordert mehr einfache und preiswerte Umbauprojekte wie die von Lacaton & Vassal in Paris, und er möchte, dass sehr viel mehr Siedlungen in einfachem Standard erhalten bleiben. Diesen Wunsch teilt die Städtebau-Direktorin Katrin Gügler: «Neben Quartieren und Siedlungen, die eine Neupositionierung wirklich brauchen, gibt es auch andere, wo besser

Die Monokultur des Wohnens wird fast immer fortgesetzt. Die neuen Siedlungen leisten trotz guter Grundrisse und ökologisch einwandfreier Lösungen keinen Beitrag, die Stadt neu zu denken.

nicht zu viel verändert wird. Dort sollten die Grundeigentümer aber auch den Mut haben, nicht trotzdem zu viel Geld auszugeben und zu tief einzugreifen.»

Auch von städtebaulicher Seite regt sich zunehmend Kritik am Umbau der Gartenstadt-Quartiere aus der Nachkriegszeit. Deren Ordnung zerfällt immer mehr in einen Archipel von städtebaulichen Inseln. *Insel-Urbanismus* ist in Zürich zum neuen Paradigma geworden, wie Caspar Schäfer in einem Essay festhält: «Noch sind zu viele Inseln rein dem

Wissen vorbehalten und verharren mit ihrer grossen Masse in einer seltsamen Ruhe, anstatt eine urbane Dynamik zu entwickeln.³ Trotz dem hohen Architekturniveau gehen städtebauliche Zusammenhänge verloren, pflichtet Michael Hauser bei, – und es werden kaum neue geschaffen. Die vorher etwas langweiligen, einheitlichen Quartiere verlieren ihre Eindeutigkeit, bleiben aber langweilig: Es zieht kein städtisches Leben ein.»

Die traditionelle Monokultur des Wohnens wird fast immer fortgesetzt, im besten Fall bleiben Teile der Erdgeschosse für Waschsalons, Kinderkrippen und Gemeinschaftsräume reserviert; Gewerberäume oder Arbeitsplätze schliesst schon der behördliche Wohnanteilsplan weitgehend aus. Die neuen Siedlungen leisten trotz guter Grundrisse und ökologisch einwandfreier Lösungen keinen Beitrag, die Stadt neu zu denken. Auch hervorragende Projekte wie die Siedlung Altwiesen (Gmür Geschwenter Architekten 2015) in Schwamendingen oder die benachbarte Siedlung

Wäre es nicht denkbar, Strassenräume von Baulinie zu Baulinie einschliesslich der heutigen Vorgärten gesamthaft als Freiraum zu konzipieren? Michael Hauser

Mattenhof (Bachelard Wagner 2015–17) wirken selbst introvertiert, suchen kaum den Anschluss an die Stadt: Sie betonen die eigene Mitte und wenden Quartier und Strasse ihre Rückseite zu.

Die Gartenstadt der Nachkriegszeit mit ihren fließenden, parkartigen Grünräumen ist, je stärker sie bedroht scheint, zu einer Art Mythos geworden, an dem sich Quartierbewohner, Politiker und auch Städtebauer festhalten, obwohl ihr bei einer Dichte von 1,3 die Grundlage entzogen wird: Während die Neubauten bis zu doppelt so hoch sind wie die älteren Nachbarsiedlungen und auch deutlich dichter aneinanderrücken, hält man meist an offenen Bebauungsformen fest. Die einst parkartigen Freiflächen werden dabei zu schmalen Zwischenräumen, ihre Beanspruchung nimmt stark zu, und die ebenerdigen Schwelvenzonen, deren Bedeutung mit der Dichte wächst, werden zu Problemereichen. So sind überaus zeugende neue Gartenstadt-Siedlungen typischerweise solche, bei denen die Dichte weit unter dem Erlaubten bleibt: etwa die Ersatzneubauten Brügglacker (BS + EMI 2009–14) oder Grünmatt (Graber Pulver 2010–14).

Musste das Prinzip der Gartenstadt nicht mancherorts ganz über Bord geworfen werden – eben um deren Versprechen, die parkartigen Freiflächen, zu bewahren? «Es wäre unlauter zu behaupten, dass die Gartenstadt bei doppelter Dichte immer noch funktioniert», räumt Katrin Gügler ein. «Gartenstadt ist ja nicht nur eine morphologische Struktur, sondern

Mit dem Grünzug Dreispitz entsteht ein räumlich und funktional verdichteter Freiraum direkt vor der Haustüre, der dem ganzen Quartier zur Verfügung steht.

auch eine Art zu wohnen. Bei sieben statt drei Geschossen sind die Proportionen grundlegend andere, es entstehen aber auch neue Bedürfnisse und Potenziale.» Deshalb sei ihr Amt, zusammen mit dem Tiefbau- und Entsorgungsdepartement, daran, die Gartenstadt 2040 neu zu definieren. «Wir sind nicht zu früh dran», gibt sie zu, aber nun gelte es, das Bild der Gartenstadt zu transformieren. Der Freiraum wird stärker beansprucht – könnte er intensiver nutzbar gestaltet werden?

Wie das aussehen könnte, zeigt der Masterplan für den «Dreispitz» in Schwamendingen.⁴ Die neun Hektaren grosse Kleinhausiedlung aus der frühen Nachkriegszeit soll bis 2035 in Etappen neu überbaut werden – die bauliche Dichte (heute um 0,5) wird dabei mindestens verdoppelt, an den Rändern siebengeschossig und höher gebaut. Kern des Masterplans ist der neue Grünzug von 40 Metern Breite, der die Fläche der einstigen Hausgärten gewissermassen «einsammelt» (die Idee dazu formulierten Urs Primas und der Landschaftsarchitekt André Schmid in der Testplanung 2009).⁵ Es entsteht das, was Katrin Gügler fordert: ein räumlich und funktional verdichteter Freiraum direkt vor der Haustüre, der dem ganzen Quartier zur Verfügung steht – und der sich organisch in das System von Grünzügen einfügt, die das wichtigste Vermächtnis der «Ära Steiner»⁶ in Schwamendingen darstellen.

Das Dreispitz-Projekt zeigt, dass es möglich ist, die «Gartenstadt» der 1940er Jahre in eine urbanere Form zu transformieren. Und dies, ohne die Qualität des Wohnens im Grünen ganz über Bord zu werfen. Möglich wurde dies, weil die Baugesellschaft ASIG hier als fast alleinige Grundeigentümerin neun Hektaren besitzt und damit die Erneuerung eines ganzen Quartiers umfassend planen kann. Der Normalfall

ist das nicht. So geschieht es nicht selten, dass ein Neubauprojekt mit aller Sorgfalt die räumlichen Bezüge zu den Nachbarbauten definiert – diese dann aber bis zur Fertigstellung selbst dem Abbruch zum Opfer gefallen sind (vgl. Siedlung Eyhof, S. 30).

Die Stadt Zürich baut sich neu, ihre Aussenquartiere werden dichter? – aber nicht sehr städtisch. Die Verdichtung des Wohnens, gibt Katrin Gügler zu bedenken, könne nicht isoliert betrachtet werden: Es stellen sich Fragen nach der städtebaulichen Verträglichkeit sowie nach dem Stellenwert des ISOS-Ortsbildinventars, das viele Siedlungen erfasst. Die erfreuliche Zunahme der Familien mit Kindern erfordert massiv mehr Schulraum. Und der Druck auf die Freiräume nimmt zu; das «Ausweisen» von Flächen genügt hier nicht mehr. Es ist ein wichtiger Aspekt im neuen kommunalen Richtplan der Stadt Zürich, solche Infrastrukturen zu verorten.

An Leitbildern und am Vermöhen um Koordination fehlt es nicht. Aber die Handlungsmöglichkeiten sind eng begrenzt. Auch Genossenschaften sind letztlich individuelle Bauherren. Und die städtebaulichen Spielräume sind oft zu klein für die angestrebte Dichte. Instrumente aus einer längst vergangenen Zeit legen Geschosshöhe, Abstände, Mehrlängen- und Mehrhöhenzuschläge fest. Wenn man alles einhält, lässt sich die zulässige Dichte kaum ohne erhebliche Qualitätseinbußen realisieren. Das ist verheerend – vor allem für die Freiräume.

Mit Blick auf diese Problematik sind neue städtebauliche Ansätze gefragt. «Wäre es nicht denkbar», überlegt Michael Hauser, «die Strassenräume von Baulinie zu Baulinie gesamthaft als Freiräume zu konzipieren? Die Vorgärten zum öffentlichen Raum zu schlagen? Das hätte ein enormes Potenzial!» Der Freiraum könnte so funktional verdichtet werden, – als gemeinsame Identität des Quartiers. Den Eigentümern würde nichts entgehen, sie verlören keine Wertschöpfung, und sie könnten sich der Unterhaltspflicht entledigen.

Katrin Pfäffli stellt schliesslich die Frage, wie es mit den heutigen Neubauten in 30 Jahren aussehen wird, wenn die Lebenserwartung von Aussenwärmedämmung und Lüftungssystemen abgelassen ist: Wie soll dann die Instandsetzung finanziert werden? Steht dann eine weitere Verdichtungsstunde durch Abbruch und Neubau in Aussicht? Wer weiss. Vorherhand wird gebaut. —

Résumé

Urbaniser sans faire la ville 20 ans de construction de remplacement à Zurich

La ville de Zurich a commencé de se reconstruire à partir de 1998. Depuis, aucune autre ville suisse ne remplace ses anciens logements par des nouveaux dans une telle mesure. Cette démarche a permis de créer beaucoup d'habitations pour des familles de la couche moyenne instruite, de produire de la bonne architecture – mais peu d'urbanité. Les nouveaux lotissements perpétuent le plus souvent la monoculture de l'habitat existante et développent l'espace public vers l'intérieur, sans parvenir à se connecter à la ville. Et beaucoup essaient de se raccrocher aux qualités d'une cité-jardin ou répliquent même son modèle urbanistique, bien que la densité beaucoup plus élevée s'y oppose. Cette problématique est particulièrement visible dans quelques nouveaux lotissements du quartier de Schwamendingen qui est marqué par les barres et les espaces verts de l'époque d'A.H. Steiner. D'autres montrent en revanche de nouvelles alternatives comme de nouveaux quartiers qui présentent un visage résolument urbain côté ville et sont dotés à l'intérieur d'un espace libre fonctionnellement densifié qui sert à tout le quartier.

Summary

Half-hearted Urbanisation 20 years of replacement housing in Zurich: an interim balance

Back in 1998 the city of Zurich began to build itself anew. Since then no other Swiss city has replaced old housing buildings by new ones to the same extent. The result has been a considerable amount of additional housing space for educated middle-class families and a lot of good architecture but little urbanity. The new developments generally continue the existing housing monoculture and develop an inward public realm, without finding a connection to the city. And many of them attempt to adhere to the qualities of the garden city or even repeat its urban design patterns, although their far higher density hinders this. In the Schwamendingen district, whose character is shaped by rows of buildings embedded in green spaces dating from the early post-war era, the problem of densification in the garden-city is illustrated with particular clarity, while other examples indicate possible alternatives: new developments which show a decidedly urban face to the city and which, internally, offer outdoor space with a density of functions that benefits the neighborhood as a whole.



Peter Bialobrzeski

«Am Paradeplatz fühle ich mich als Aussenseiter»

Peter Bialobrzeski macht mit seinen fotografischen Städte-Tagebüchern weltweit Furore. Jetzt war er in Zürich unterwegs.

Von Ariel Hauptmeier, 08.03.2018

Ein halbes Dutzend «Diaries» hat der Künstler Peter Bialobrzeski schon fotografiert, Momentaufnahmen der Städte Wolfsburg und Athen, Beirut und Kochi, Kairo und Taipei. Letzte Woche ist er durch Zürich gestreift, bei meist winterlichen Verhältnissen. Sein «Zurich Diary» hat dem 56-Jährigen aus Wolfsburg Frostbeulen beschert – und uns Bilder einer Stadt, die man so noch nicht gesehen hat: Fernab des pittoresken Zentrums nimmt er das



Peter Bialobrzeski

Alltägliche, das Banale, das Graue in den Blick. Zum ersten Mal entsteht so ein Buch live. Eine Woche, fünfzig Bilder, das sind die Spielregeln.

Die Republik veröffentlicht vorab eine Auswahl von sieben Bildern, jeden Tag kommt eines hinzu, mit dem heutigen Tag schliessen wir die Serie ab. Wir haben Bialobrzeski in der Photobastei zum Interview getroffen.

Herr Bialobrzeski, das erste Bild, das einem für gewöhnlich zu Zürich einfällt, ist dieses touristische Klischee: die Limmat, rechts und links davon die Altstadt, dahinter der See und die Alpen.

Dieser Blick ist ja auch wirklich schön – und er lenkt die Erwartungen, mit denen man Zürich als Ganzem begegnet. Wobei die Stadt auch jenseits der tausendmal gesehenen Sehenswürdigkeiten eine klare Identität hat.



Peter Bialobrzeski

Was für eine Identität ist das?

Jenseits des Zentrums wirkt die Stadt sorgfältig, aber auch mühsam zusammengestellt. Es ist eine kosmopolitische Stadt, und sie ist sehr gefegt und aufgeräumt. Ich finde es spannend, wie man mit den ehemaligen Industriearealen umgeht. Hier wird Stadtbild auf eine relativ vielfältige Art inszeniert. Das hätte ich so nicht erwartet.

Viele Ihrer Bilder thematisieren Brüche – zwischen alt und neu, pittoresk und bombastisch, Gebäuden, die man geografisch zuordnen kann, und solchen, die überall sein könnten.

Man hat ja immer noch das Schweizer Haus als Klischee im Kopf: gelb gestrichen, die Fensterläden grün, die Dachziegel pittoresk vermoost. Das ist die eine Seite. Die andere sieht man etwa am Fifa-Gebäude in der Enge, mit diesem pompösen Hotel Ascot gegenüber. Das ist generisch – eigenschaftslos und austauschbar. Investorenarchitektur, die überall gleich aussieht. Es gibt sicher viele exzellente Architekten in der Schweiz. Aber das macht sich im Zürcher Stadtbild nicht bemerkbar.

Häufig fotografieren Sie Nicht-Orte – eigenschaftslose Gegenden, unwirtliche Kreuzungen, Gebäude, die nicht zusammenpassen. Wie empfinden Sie solche Orte?

Ich finde sie interessant. Sie erschrecken mich nicht, und ich finde sie auch nicht hässlich. Eher haben sie eine beruhigende Wirkung auf mich, im Sinne von: vertraut. Diese Architektur, so unwirtlich sie sein mag, erdet mich. Bei mir ist es tatsächlich genau andersherum: Ich fühle mich am Paradeplatz oder am Bellevue nicht zugehörig. Dort empfinde ich mich als Aussenseiter, vielleicht auch als Ausgestossener.



Peter Bialobrzeski

Wie gehen Sie bei Ihrer Arbeit hier in Zürich vor?

Ich habe vor meiner Haustür mit dem Fotografieren angefangen, in Wollichhofen, dort bin ich bei einem alten Freund untergebracht. Und von dort aus habe ich mich nach und nach durch die Stadt gearbeitet.

Zu Fuss?

Immer. Ich gehe los, sehe etwas, das ästhetisch funktioniert, das mich anspricht, etwas in mir auslöst. Dann suche ich mir einen Standpunkt, baue das Stativ auf, fotografiere ein, zwei Minuten lang und gehe weiter. Oft werde ich gefragt, wie viele Bilder ich an einem Morgen mache. Dann antworte ich: Keines, ich habe lediglich Material gesammelt. Erst in der Arbeit am Rechner entstehen aus den Datensätzen die Bilder.

Was ist die beste Zeit zum Fotografieren?

Rund um den Sonnenaufgang und rund um den Sonnenuntergang. Dann ist der Himmel schon oder noch blau, hinzu kommt das Gelb der Lichter. Grob gesagt, habe ich pro Tag zwei Stunden Zeit zum Arbeiten: eine Stunde am Morgen, eine Stunde am Abend. Der Morgen hat den Vorteil, dass die Stadt dann still und leer ist. Abends ist bisweilen das Licht interessanter, weil dann mehr Fenster beleuchtet sind.

Wann geht die Sonne derzeit auf?

Ungefähr um 7 Uhr 10.



Peter Bialobrzski

Da heisst es früh aufstehen. Und das bei der Kälte – an manchen Morgen hatte es minus zehn Grad.

Vor einigen Tagen hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben Frostbeulen an den Fingern, trotz meiner Lederhandschuhe. Zuerst am Zeigefinger, mit dem ich ausgelöst habe. Danach habe ich abwechselnd mit allen Finger ausgelöst – sodass am Ende alle Kuppen taub waren. Skihandschuhe gingen auch nicht, weil ich damit nicht auslösen konnte.

Wie wählen Sie die Quartiere für Ihre Streifzüge aus?

Ich habe eine vage Vorstellung von den Gegenden, weiss grob, was mich erwartet. Und dann gehe ich los. Das Schöne an meinem Beruf ist: Ich muss nicht repräsentativ sein. Niemandem gerecht werden. Ich habe den Luxus, mir selbst ein Bild von dieser Stadt machen zu können.

Was haben Sie immer in Ihrem Rucksack dabei?

Nur Kamera und Stativ.

Welche Kamera nutzen Sie?

Eine Canon 5D Mark II. Die mir aber gestern kaputt gegangen ist. Jetzt habe ich die gleiche Kamera von einem Kollegen ausgeliehen und warte auf Ersatz.

Und was für ein Objektiv?

Ein Shift-Objektiv, um die Linien gerade zu ziehen. Brennweite 35 Millimeter.

Immer?

Immer.



Peter Bialobrzski

Was geht in Ihnen vor, während Sie arbeiten?

Ich bin dann schon eins mit mir, sehr konzentriert und versunken in das, was ich tue. Und nach so einem Rundgang, gerade wenn er abends doch mal länger dauert, ziemlich ausgelaugt.

Auch beschwingt?

Es gibt verschiedene Phasen. Wenn ich mich frühmorgens aus dem Bett quälen muss, bei dieser eisigen Kälte, finde ich alles ganz furchtbar. Wenn ich unterwegs bin, bessert sich allmählich die Stimmung, und wenn ich dann die ersten Bilder mache, fühle ich mich wieder gut. Fotografie ist ja immer auch eine Aneignung von Welt. Ich übernehme die Kontrolle.

Hören Sie dabei Musik?

Nein. Im Studio, beim Bearbeiten der Bilder, höre ich den ganzen Tag über Radio. Aber wenn ich unterwegs bin, muss ich mich konzentrieren. Vor zehn Jahren, in Kuala Lumpur, habe ich es einmal mit Musik versucht. Die Bilder, die dabei entstanden sind, waren miserabel. Da sind meine Emotionen offenbar in eine andere Richtung gegangen.

Wie stark bearbeiten Sie die Bilder?

Grob gesagt nutze ich die Möglichkeiten der digitalen Dunkelkammer. Manchmal kopiere ich zwei Belichtungen zusammen, um übertriebene Farbtöne herauszunehmen und eine grössere Gleichmässigkeit zu erzeugen. Nur ganz selten retuschiere ich ein Detail heraus, etwa ein parkendes Auto. Mir ist es wichtig, dass alles gut ausgeleuchtet ist und es keinerlei Drama, nichts Anekdotisches, keine Zusatzemotion in diesen Bildern gibt. Die Struktur soll als Raum transparent werden.



Sind Sie Architekturfotograf?

Nein.

Landschaftsfotograf?

Nein.

Sondern?

Fotograf.

In welcher Tradition stehen Sie?

In der Tradition der künstlerischen Dokumentarfotografie. Ich beziehe mich auf Leute wie Walker Evans, Joel Sternfeld, Stephen Shore.

Was ist Ihre Methode?

Ich möchte über die Bilder einen Ort begreifen. Darüber hinaus kann ich nur antworten mit den Worten eines berühmten Kollegen, der gesagt hat: Ich fotografiere, weil ich sehen möchte, wie die Welt aussieht, wenn ich sie fotografiere. Anders gesagt: Die Städte, die ich in den «Diaries» fotografiere, sind auf diese Weise noch nicht fotografiert worden. Ich mache also zwei Statements: eines zum urbanen Raum, eines zur Fotografie.

Was ist die Idee hinter den «Diaries»?

Sie sind ein Gegenwartsarchiv der Städte. Eines Tages wird man vielleicht diese Bücher zur Hand nehmen und sagen: Zehn Jahre lang sah die Welt so und so aus.

Ein oft wiederholter Vorwurf gegen Sie lautet, dass Sie sich auf das Hässliche fokussieren, das Grau, die Hinterhöfe und Bausünden.

Das ist nicht mein Problem. Für mich sind diese Orte keineswegs hässlich, sondern erst einmal interessant. Ich bewerte nicht. Ich mache Vorschläge.

Ihr «Diary» über Ihre Heimatstadt Wolfsburg kam gar nicht gut an. Journalisten und Lokalpatrioten schimpften, eine Kritikerin beklagte eine «tränenströmende Tragik» in den Bildern.

In der Debatte äusserte sich aber auch der ehemalige VW-Kommunikations-Vorstand Klaus Kocks mit dem Satz: Man kann Bialobrzeski nicht verantwortlich machen für das, was in den 80er- und 90er-Jahren in dieser Stadt angerichtet wurde – er hat, in bester deutscher Dokumentartradition, die Dinge gezeigt, die sind.

Wollen Sie Kritik üben mit Ihren Bildern?

Gewiss bringen sie die Leute zum Nachdenken, so gesehen haben die Bilder ein kritisches Potenzial. Wobei: Das funktioniert per se. Auch ohne meinen ausdrücklichen Willen zur Aufklärung.

Was möchten Sie bei den Betrachtern auslösen?

Das müssen diese selbst entscheiden. Mir geht es darum: Schaffe ich es, binnen einer Woche das kohärente Bild einer Stadt zu zeigen? Die Bilder sollen als Bilder für sich argumentieren. Wenn du drei Bilder gesehen hast, erscheinen dir die nächsten Bilder dann als schlüssig, auch wenn sie etwas ganz anderes zeigen?

Führen Ihre Bilder dazu, dass die Menschen ihre Stadt mit neuen Augen sehen?

Diesen Effekt beobachte ich immer wieder.

Werden sich die Städte immer ähnlicher?

Nein, das glaube ich nicht. Taipei und Wuhan sind völlig anders, obwohl beide dem chinesischen Kulturkreis angehören. Hagen sieht anders aus als Zürich. Nächstes Jahr gehe ich für eine Woche nach Linz, auch eine relativ kleine Stadt in den Bergen. Wird es da Analogien zu Zürich geben? Meine Vermutung: Ja, aber nur zum Teil.

Sie werden es untersuchen.

Ich werde es untersuchen.



Peter Bialobrzeski



Peter Bialobrzeski

ANDRÉ MÖLLER

Zürich erwartet viel von David Weber: Sein Team soll die Stadt – je nachdem, welchen Politiker man fragt – klimafreundlicher, solidarischer und zugänglicher, flexibler und weniger bürokratisch, vor allem aber «smarter» machen. Das wären schon für eine Stadtpräsidentin hohe Ziele, doch der 39-Jährige führt das neue, sechsköpfige Smart-City-Team der Verwaltung.

2018 stellte der Zürcher Stadtrat seine Smart-City-Strategie vor: Mit digitalen Technologien sollte die Stadt besser und einfacher mit ihren Bürgern in Kontakt treten, aber auch die städtischen Angestellten untereinander besser vernetzen. Für Zürich war das kein komplettes Neuland, man bot den Bürgern damals bereits «Mein Konto» an, einen zentralen digitalen Zugang zu immer mehr städtischen Services.

Dem Stadtparlament, das die Smart-City-Strategie einst gefordert hatte, gefiel der Plan. Es stockte den geforderten Nachtragskredit im Mai 2019 sogar noch um 150 000 Franken auf 1,55 Millionen auf: Knapp vier Franken pro Kopf, aber für städtische Verhältnisse immer noch wenig Geld. Die Stadtentwicklung investierte 600 000 Franken in Innovationskredite (siehe unten), vor allem aber ins Team um David Weber, der am 1. Januar 2020 seinen Job als Leiter Smart City anging. Der grossgewachsene Enddreissiger hat nicht den Habitus eines städtischen Kadermitarbeiters. David Weber erinnert eher an den Studienkollegen, den man beim GZ Wipkingen auf ein Bier treffen würde: grau melierte Haare, schlichtes dunkles T-Shirt, passende Sneakers, entspannter Auftritt. Damit fügt er sich bestens ins Smart City Lab ein, das in den früheren SBB-Werkstätten an der Hohlstrasse in Altstetten untergebracht ist.



Auch auf dem Weg zur Smart City sollte immer der Mensch im Zentrum stehen, sagt David Weber.

CHRISTOPH RUCKSTADT / NZZ

Eine Möglichkeitenmaschine

Das weitläufige Industrieareal wirkt am Morgen, bei geschlossenem Gittertor, noch nicht sehr einladend. Es versprüht aber, wenn man das so sagen kann, den Geist des Unvollständigen. Das Smart City Lab ist hier in guter Gesellschaft: Auf dem Gelände stellt die Zurich-Crew hochwertige Kaffeemaschinen her, Fluidsolids tüftelt nebenan an Verfahren, um aus Abfall Plastik zu gewinnen. Das Lab selbst ist nur dank einem kleinen Schild auf der altherwürdigen, gemauerten Wand zu finden: erster Stock, Eingang B. Die zwei Büros sind mit Stühlen aus dem Brocki und Ikea-Interieur ausgestattet. An der Wand kleben einige hundert Post-its, man weiss: Hier wird geworshoppt. Die eine Tür ist mit einer Sternenhimmelpapete beklebt. Sie soll ins SBB-Lab führen, bleibt aber verschlossen.

Das Unfertige ist gewollt. «Das hier ist kein Amtshaus, es ist ein Freiraum», sagt Weber. Dass Sofas und nicht technischer Firlefanz den zentralen Teil des Labs einnehmen, entspricht seiner Vorstellung einer Smart City. Hier sollen Leute zusammentreffen. «Hugo Loetscher nannte die Stadt einst den Ort grösstmöglicher Gleichzeitigkeit menschlicher Möglichkeiten», sagt er. Das treffe das Ziel der Smart City ganz gut, «im Zentrum sollte immer der Mensch stehen». Es gehe also nicht an sich um Transportdrohnen und selbstfahrende Autos, um die jeweils neuesten technischen Visionen, wie sie Herrscher und Präsidenten seit Jahrtausenden für ihre Städte pflegten. Hier holt der Wirtschaftshistoriker Weber weit aus: Nero brannte angeblich seine Stadt ab, um sie smarter wieder aufzubauen, Herrscher wie Napoleon und Ceausescu rissen ganze Viertel ab, um ihr Bild einer besseren Stadt zu verwirklichen. Beim rumänischen Diktator schaute am Ende bloss ein überdimensionierter Präsidentenpalast heraus.

Übersetzer zwischen zwei Welten

Doch die Visionen einer Smart City veränderten sich stets, sagt Weber und erinnert an Norman Bel Geddes, der 1939 an der New Yorker Weltausstellung mit «Futurama» eine Stadt voller Highways entwarf, die alles verbinden und neue Räume erschliessen sollten. «Die heutigen Visionäre stellen sich darunter Vertical Farms vor, Drohnen für die städtische Logistik oder unterirdische Schnellzüge, die Metropolitanräume verbinden.» Alle grossen Visionen hätten den einen grundlegenden Fehler, «sie verkennen die Essenz der Stadt», eben das den Menschen Mögliche zu erweitern.

Weber ist kein Verwaltungsneuling. Er hat ab 2012 knapp sieben Jahre für die Stadt Zürich gearbeitet, in der Wirtschaftsförderung kümmerte er sich zunächst um Firmenansiedlungen. Früh war Weber auch beim Startup-Inkubator Blue Lion involviert, den die Stadt zusammen mit Swisscom und ZKB auf die Beine stellte. Als später in Zürich die Hackathons und Startup-Programme wie der Kickstart Accelerator wie Pilze im Regen aufschossen, fungierte Weber als Scharnier und Übersetzer zwischen der Verwaltung und den Tüftlern und den Tüftlern, die mit der Stadt zusammen neue Dienstleistungen entwickeln wollten oder städtische Daten brauchten.

«Man muss den Startups erklären, wie die Stadt funktioniert – welche Aufgaben sie bei einer Kooperation selbst übernehmen können und welche nicht.» Viele Gründer seien sehr jung und hätten kaum Erfahrung. «Sie kennen die politischen Abläufe nicht.» Der Verwaltung galt es wiederum aufzuzeigen, was ausserhalb der gewohnten Strukturen, gemeinsam mit Jungunternehmen, überhaupt alles möglich wird. Als bürokratisch und reformunwillig habe er die Stadtmitarbeiter dabei nie erlebt, sagt Weber. «Natürlich musste man Überzeugungsarbeit leisten, aber ich stiess immer auf offene Türen für eine Zusammenarbeit, für Experimente mit Startups.»

Von der Pandemie gebremst

Aber wird Zürich jetzt wie versprochen grüner, bürgernäher oder doch sparsamer? Verhehert man sich bei der Umsetzung so gegensätzlicher politischer Wünsche nicht zwangsläufig in Widersprüchen? Aus der Politik hält sich Weber heraus. Doch er sagt: «Die Smart City ist kein Ufo, das mit neuen Visionen und Zielen in der Stadt gelandet ist. Sie ist eine klassische Unterstützungsstrategie für bestehende Ziele, wie sie der Stadtrat formuliert hat.» Smart City Zürich stelle zusätzliche Instrumente und Methoden für deren Umsetzung bereit.

Die Smart City nach Zürcher Art ist also nicht aus sich heraus politisch, aber eben doch insofern, als sie auf die politischen Ziele der Mehrheit in der Stadt einzahlen soll. Und diese Mehrheit ist, wie zahlreiche Abstimmungen und die vergangenen Wahlen zeigen, nun einmal solide links und grün verortet: Zürich arbeitet auf den «Stadtverkehr 2025» hin (10 Prozent weniger Autoverkehr, Förderung Velo, öV und Fussverkehr) oder auf die 2000-Watt-Strategie (beziehungsweise bald Netto-null-Strategie). Das kann man nun gut oder schlecht finden. Aber klar ist auch, dass sich die Smart-City-Strategie nicht gegen den Willen der Mehrheit umsetzen lässt.

Inzwischen, ein halbes Jahr nach der Gründung des Smart City Lab, sind erste konkrete Ideen entstanden, wie sich die Stadt im Sinne ihrer Bürger verbessern liesse. Doch die Corona-Krise hat auch Webers Team etwas gebremst. Bald soll aber die ganze Reihe an Werkzeugen zur Verfügung stehen, die der Gemeinderat im Vorjahr gebilligt hat:

■ **Innovation-Fellowships:** Ab September wird die Stadt zwei Personen (Hochschulforscher oder Think-Tank-Mitarbeiter etwa), die sich beruflich mit Big Data beziehungsweise selbstorganisiertem Lernen beschäftigen, für neun bis zwölf Monate anstellen. Die beiden Stellen werden laut Weber nächstens ausgeschrieben. Diese Temporär-Experten sollen neues Wissen und neue Impulse

in die Verwaltung hineinbringen. «Die technologische Entwicklung verläuft sehr schnell, gerade bei Themen wie künstlicher Intelligenz oder Big Data», sagt Weber. «Als Stadtverwaltung wissen wir, da kommt etwas auf uns zu, wir haben dieses Know-how aber noch nicht aufgebaut.»

■ **Stadtbox:** Städtische Mitarbeiter reichen ihre Projektideen bei Smart City Zürich ein, eine Jury wählt die besten davon aus. Diese Mitarbeiter erhalten 70 Stunden Arbeitszeit und 1000 Franken für den Bau eines ersten kleinen Prototyps oder für eine Demo-Version. Bewährt sich die Idee, wird sie «in der Linie», also in der Dienstabteilung selbst, zur Reife gebracht. Im Gesundheits- und Umweldepartement (GUD), das die Stadtbox seit September testen konnte, wurden so ein digitaler Schicht- und Dienstplan für die Alters- und Pflegeheime oder ein Chatbot für Energieberatungen aufgelegt, der später auch für andere Themen und Dienstabteilungen adaptiert werden kann.

■ **Innovationskredite:** «Das ist Venture-Capital für die Stadtverwaltung, um möglichst kurzfristig ein Projekt zu testen, das mit Risiken verbunden ist», sagt Weber. Mit einem Budgetrahmen von 600 000 Franken pro Jahr (eine Million Franken ab 2021) liessen sich allerdings nur Pilotprojekte finanzieren, für die Umsetzung und den Betrieb müssen die Budgets der Dienstabteilungen erhalten. Mit solchen Krediten arbeiten städtische Mitarbeiter derzeit an der dreidimensionalen Darstellung des Zürcher Untergrunds, um die Bauplanung zu vereinfachen. Alle oberirdischen Bauwerke verfügen bereits über einen solchen digitalen Zwilling. Auch der Chatbot für die Energieberatung wird bis Ende Jahr in diesem Vehikel weiterentwickelt, ebenso ein Projekt, das mit Sensordaten die Nutzung der Infrastruktur in den städtischen Parkanlagen messen (und optimieren) will.

■ **Design-Sprints:** Städtische Mitarbeiter aus möglichst vielen Dienstabteilungen kommen für vier- bis fünftägige Workshops ins Smart City Lab, um eine spezifische Herausforderung zu meistern. Just in der Vorwoche versammelte sich eine Gruppe aus Stadtmitarbeitern und externen Expertinnen, welche niederschwellige Meldeangebote bei sexueller Belästigung entwickeln sollte.

Von Mühlebach nach Monterrey

David Weber ist Stadtzürcher durch und durch. Aufgewachsen ist er nicht weit weg vom Kunsthau, die Primarschule besuchte er im Mühlebach, das Gymnasium im Rämibühl. Und ein paar hundert Meter weiter studierte er danach Wirtschaftsgeschichte an der Universität Zürich. «Ich lebte immer entweder sehr lokal hier in Zürich oder sehr weit weg im Ausland.» Im Studium organisierte er sich einen sechsmonatigen Austausch in der nordmexikanischen Grossstadt Monterrey, um Spanisch zu lernen. Es dünkte ihm, das sei in Mexiko, fernab der Schweizer Austauschstudenten und der Stadtpartys, besser zu erreichen als in Barcelona oder Valencia. Weber blieb schliesslich nicht weniger als 18 Monate im Land und kehrte seither immer wieder dorthin zurück, dem Drogenkrieg zum Trotz, der gerade Monterrey stark getroffen hat. 2019 zog es Weber nochmals für ein fast einjähriges Sabbatical nach Mexiko-Stadt.

«Ich habe immer sehr gern für die Stadt gearbeitet. Doch nach sieben Jahren bei der Wirtschaftsförderung musste ich etwas Neues machen.» So wollte Weber mit Freunden in Mexiko-Stadt

«Die Smart City ist kein Ufo, das mit neuen Visionen und Zielen in der Stadt gelandet ist.»

David Weber
Leiter Smart-City-Team

Microfiling voranbringen oder startete ein E-Commerce-Startup. Während dieser Auszeit in Mexiko lernte er seine Freundin kennen, es wuchs aber auch das Heimweh nach der Schweiz, nach Familie und Freunden. Und Weber beobachtete mit einem Auge, dass das Stadtparlament die Smart-City-Strategie bewilligt hatte und die Stadt nun einen Leiter suchte. Also bewarb er sich.

Die Corona-Krise hat für Weber auch privat die Pläne durcheinandergewirbelt: Seine Freundin plante, fürs Studium nach Spanien auszuwandern, was doch ein Stück näher bei Zürich liegt als Monterrey. Jetzt, da das Virus in Mexiko so heftig wütet wie kaum anderswo auf der Welt, ist das fürs Erste vom Tisch. Die menschlichen Möglichkeiten, wie sie Weber in Zürich erweitern will, sind derzeit empfindlich eingeschränkt. Aber bis jetzt haben die Städte sich von jeder Pandemie wieder zurückgekämpft und sich dabei verbessert, etwa mit Abwassersystemen gegen die Cholera. Als Optimist baut David Weber auf die «smarter» City, die sich ihre Freiräume wieder zurückholt.

HOCH
PART
ERRE



Gespanne für den Ersatzneubau der Siedlung Wydäckerring beim Zürcher Triemli.

«Lebenshorizont erreicht»

Viele Studentinnen und Studenten leben befristet in Liegenschaften, die vor dem Abbruch stehen und werden so Zeugen der aktuellen Stadtentwicklung.

Jakob Junghanss, Lukas Ryffel, Oliver Xaver Burch* 26.06.2020 14:00

Die ETH Zürich öffnet ihre Tore wieder im August und so lernen und arbeiten wir vorerst in unseren eigenen vier Wänden. Zuhause – für viele von uns Studierenden bedeutet dies: ein Zimmer in einer Zwischennutzung. Wir wohnen an Orten mit klingenden Namen wie

Seebahnkolonie, Erismannhof, Überbauung am Salzweg, Siedlung Wydäckerring oder Brahmshof. Wir leben befristet in Liegenschaften, die kurz vor der Sanierung oder dem Abbruch stehen, und werden damit Zeugen der aktuellen Stadtentwicklung. Mit der Zwischennutzung beginnt die letzte Lebensphase eines Gebäudes, in der wir uns weit unter der üblichen Marktmiete ausbreiten dürfen. Das Jugendwohnnetz Zürich beispielsweise bietet fast 4'000 jungen Menschen in Ausbildung vorübergehend ein Zuhause. In unserer Studienzeit lernen wir so immer wieder neue Gebäude und Wohnungstypen kennen. Ob Gründerzeitblock, Gartenstadtzeile oder Boomer-Siedlung, mit oder ohne Wohnzimmer, grosse oder kleine Küche, mit Kinderzimmer, Durchgangszimmer, Balkon oder Dachterrasse. In einigen ist es im Winter kalt, in anderen im Sommer zu warm.

Wir haben gelernt, mit den Eigenheiten der Wohnungen umzugehen. Und wir bemerken dabei erstaunt, wie gut es sich an diesen Orten leben lässt – ihren angeblich veralteten Grundrissen oder der Ringhörigkeit zum Trotz. So etwas wie ein zeitgemässer Grundriss ist wohl ein Mythos: Jede Wohnung kann angeeignet werden, mit all ihren Vor- und Nachteilen.

In der Stadt Zürich wird so viel abgerissen wie schon lange nicht mehr, das bestätigen die Statistiken. Grosse Teile der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gebauten Gartenstadt wurden in den letzten zwei Dekaden aufgrund ihres hohen Verdichtungspotenzials ersetzt. Mittlerweile stehen jedoch weitaus jüngere Stadtstücke zum Abriss bereit, trotz ihrer akzeptablen Dichte. Obwohl die bestehende Realität eine vielversprechende Ausgangslage fürs Weiterbauen darstellt, wird weiterhin auf die gängige Praxis des

Ersatzneubaus gesetzt. Das Ziel, mehr Menschen Wohnraum zu bieten, verläuft sich meist im Ausbau von Wohnstandards, steigenden Mieten und mehr Fläche pro Kopf. Die Strategie des Ersatzneubaus offenbart die komplexen Umstände der Stadtentwicklung: die fehlende Kultur der Substanzerhaltung, die Alternativlosigkeit am Anlagemarkt, der politische Wille zur inneren Verdichtung, und der gesellschaftliche Wunsch nach ressourcenschonenden Bauten. Der Brunaupark ist wohl das aktuell prominenteste Beispiel, das dieses Zusammenspiel der Kräfte ad absurdum führt und damit den Ersatz von 25-jährigen Gebäuden in tadellosem Zustand bewirkt.

In den nächsten Monaten und Jahren werden sich viele weitere, teils architektonisch ambitionierte Projekte dem gleichen Schicksal fügen müssen. Vor kurzem hat die Stadt Zürich einen Wettbewerb ausgeschrieben, um die Überbauung am Salzweg vom Architekten Manuel Pauli zu ersetzen. Auch die Siedlung Wydäckerring von Kuhn + Stahel Architekten wird bald abgerissen. Viele dieser Gebäude sind in der Hochkonjunktur ab Mitte der 1960er Jahre entstanden. Die damalige Dynamik ist durchaus mit der heutigen Verdichtung zu vergleichen: Grossmassstäbliche Neubauten auf Stadtgrund ersetzen den sanierungsbedürftigen Bestand. Die Reaktion auf die grenzenlosen Wachstumsphantasien liess damals nicht lange auf sich warten: «Bauen als Umweltzerstörung» proklamierte der Zürcher Architekt Rolf Keller in seinem 1973 veröffentlichten Buch, und kritisierte die investitionsgetriebene Entwicklung der gebauten Umwelt. Die grossen Siedlungen, denen Kellers Kritik damals galt, sind heute unsere Ausgangslage. Und auch wir sind desillusioniert, wenn sie erneut einer von Ökonomie und Bauregeln getriebenen Banalität Platz machen müssen. «Die Anlage hat ihren Lebenshorizont

erreicht» steht dann jeweils in den Rückbaumitteilungen für Gebäude, die in vielen anderen Ländern getrost hätten stehen bleiben dürfen.

Gerade im Sinne der Nachhaltigkeit wollen wir diese Praxis hinterfragen: Betrachtet man nämlich den Primärenergieeinsatz über den gesamten Lebenszyklus, so ist eine Sanierung bei den meisten Bauten aus ökologischer Sicht sinnvoller als ein Ersatzneubau. Könnte nicht mit etwas Wagemut mehr aus unserer bestehenden Welt entwickelt werden – ohne dabei das Bestehende und dessen verbaute Energie zu verlieren?

Im Homeoffice lockt die Stadt mit Spaziergängen im Quartier. Ernüchert betrachten wir dabei die neuen Wohnklumpen, machen kehrt und gehen zurück in unsere befristeten Wohnungen. Dicht an dicht begleiten wir unser Zuhause zu seinem Lebenshorizont – hoffnungsvoll, dass an diesem in Zukunft weitergebaut wird.

* Jakob Junghanss, Lukas Ryffel und Oliver Xaver Burch befassen sich in ihrer Masterarbeit in Architektur an der ETH Zürich mit dem Gebäudebestand der Zürcher Nachkriegsmoderne.

Campus

“Wir brauchen ein drittes Bild der Stadt“, Rahel Marti, in: Huber, Werner, and Hochparterre AG. Architekturführer Zürich : Gebäude – Freiraum – Infrastruktur. 1. Auflage ed. Zürich: Edition Hochparterre, 2020. Print., S. 58-63

nach 2020

«Wir brauchen ein drittes Bild der Stadt»

Gespräch:
Rahel Marti

Neben dem Hochbaudepartement von André Odermatt ist auch das Finanzdepartement von Daniel Leupi als Liegenschaftsbesitzerin mit der baulichen Entwicklung Zürichs verknüpft. Im Gespräch beurteilen die beiden Stadträte die aktuelle Situation und skizzieren, welche Herausforderungen die Zukunft bringen wird.

Daniel Leupi, André Odermatt, Sie wurden 2010 in den Stadtrat gewählt. Wie hat sich der gebaute Raum Zürichs seither verändert?

André Odermatt: Ich sehe drei wichtige Entwicklungen: das Hochhaus, die Erneuerung des Bestands und den städtischen Wohnungsbau. 2011 wurde der Prime Tower fertiggestellt. Seither ergänzt ein Hochhaus nach dem anderen die Gestalt unseres Stadtkörpers, diese Bauform erlebt ein wahres Revival. Beim Ersatz ganzer Siedlungen geht es zügig weiter wie schon vor 2010, allen voran bei den Genossenschaften. Und beginnend mit den Überbauungen Kronenwiese und Hornbach baut auch die Stadt wieder vermehrt selber Wohnungen.

Daniel Leupi: Durch die volkswirtschaftliche Brille betrachtet lehle ich die Jahre seit 2010 zum Wirtschaftsboom, der mit der Jahrtausendwende einsetzte, genauer mit den bilateralen Verträgen mit der EU. Das seither konstante Wachstum manifestiert sich auch in der baulichen Erneuerungsrate. Anfangs hörte ich noch die Klage, sie betrage lediglich ein halbes Prozent. Jetzt liegt sie bei 1,5 Prozent und dürfte weiter steigen. Das ist erfreulich, denn bauliches Verdichten schafft mehr Wohn- und Arbeitsraum. Aber der Wandel bringt eben auch Schwierigkeiten, zum Beispiel sozialer Art. Wird mehr abgerissen und neu gebaut, reagieren die Menschen empfindlich. Es bedeutet, dass mehr Leute in die Stadt kommen und sich jene, die schon da sind, verändern müssen. Übrigens verändert sich nicht nur die Rate, sondern auch die Einstellung dazu. Als Gemeinderat hatte ich in einem Postulat vorgeschlagen, der Stadtrat solle die sozioökonomischen Auswirkungen von Ersatzneubauten darlegen. Es war mein einziger Vorstoss, der keine Mehrheit fand. Das wäre heute definitiv anders.

In den 1990er- und 2000er-Jahren wurden vor allem Büros gebaut und um Wohnanteile manchmal regelrecht gekämpft. Muss man heute umgekehrt Arbeitsplatzonen schützen?

André Odermatt: Da gilt es sorgfältig zu unterscheiden zwischen dem produzierenden Gewerbe und dem Dienstleistungssektor. Auf den Industrie- und Gewerbebezonen lastet tatsächlich ein grosser Druck, sie in Wohnzonen umzuwandeln. Mit der neuen Bau- und Zonenordnung (BZO), die seit 2019 in Kraft ist, stellen wir entsprechende Flächen sicher. Das ist eine wichtige und notwendige Errungenschaft. Etwas anders sieht es im Dienstleistungssektor aus, zu dem in der Stadt Zürich mehr als neunzig Prozent der Erwerbstätigen zählen. Da ist zu berücksichtigen, dass die Zahl der Arbeitsplätze in den vergangenen Jahren stark gewachsen ist – überproportional zur Bevölkerungszunahme. Im Moment weist die Stadt sogar mehr Arbeitsplätze als Bewohnerinnen und Bewohner auf. Dennoch hält die gültige BZO noch weitaus genügend Reserven für diesen Sektor bereit. Ein pauschaler Schutz ist heute also sicherlich nicht notwendig.

Daniel Leupi: Je nach Wirtschaftsbereich ist diese Nachfrage ganz unterschiedlich. Für Start-ups hat die Stadt als eine der ersten günstige Räume geschaffen, private Anbieter zogen nach, und die Nachfrage hält an. Auch Büros an zentralen Lagen sind gefragt. Dadurch steigen die Mieten aber teils so stark, dass Unternehmen Arbeitszentren aus der Stadt verlagern. Das wirkt dann in den Medien manchmal so, als ob die Stadt gemieden würde. Doch der Zuzug hält unvermindert an. Bürogebäude aus den 1950er- bis 1970er-Jahren stecken in einem Teufelskreis. Grössere, internationale Firmen suchen Räume mit hohen ökologischen Standards. Energieschleudern will niemand, wodurch sie auch nicht mehr saniert werden. Das versorgende Gewerbe wiederum ist auf günstige Mieten angewiesen, weil es oft nur schwache Margen erzielt. Wird ein Haus mit Gewerberäumen verkauft und der neue Besitzer interessiert sich nicht für den Bestand, saniert er, und flugs steigen die Mieten. Die Stadt versucht, bei eigenen Projekten günstigen Gewerberaum zu schaffen, etwa auf dem Koch-Areal – auch, um eine Wohnmonokultur zu verhindern.

Welche Nutzungen sind als nächste bedroht von den Trends in der Stadtentwicklung?

André Odermatt: Ein Bereich, der leicht vergessen geht, ist die Versorgung und Entsorgung, die Logistik der City. vielerorts in der Stadt ist es so eng, dass kaum mehr Platz bleibt für eine

Daniel Leupi (1965) sitzt seit 2010 im Stadtrat, zunächst als Vorsteher des Polizei-, seit 2013 als Vorsteher des Finanzdepartements. Zuvor war er acht Jahre Gemeinderat für die Grünen.

André Odermatt (1960) ist seit 2010 Mitglied des Stadtrats und seither Vorsteher des Hochbaudepartements. Zuvor sass er sechzehn Jahre für die SP im Gemeinderat.

Baustelleninstallation. So braucht es Gelände für die Bauma-
teriallogistik, von wo aus die Feinverteilung erfolgen kann.
Deshalb bleibt etwa das Hardfeld im Kreis 4 in der Gewerbe-
zone und der Logistik vorbehalten. Irgendwo muss die Stadt
ver- und entsorgt werden.

**100 000 zusätzliche Menschen bis ins Jahr 2040:
Das prognostizierte Wachstum ist atemberaubend.
Solche Schübe manifestierten sich bisher in
Stadterweiterungen und in den letzten Jahrzehnten
in umgenutzten Industriebrachen. Wie wird
sich das künftige Wachstum städtebaulich zeigen?**

André Odermatt: Einzonon im grossen Stil ist aus raumplanerischer
Sicht keine Option. Und die Industriebrachen sind weitge-
hend umgebaut. Wir brauchen deshalb ein neues, ein drittes
Bild. Die Stichworte dazu sind «Verdichten im Bestand» und
«Ersatzneubau». Dieses Bild ist am Entstehen, heute schon.
Wird eine ganze Überbauung ersetzt, kann es durchaus sein,
dass danach 500 statt 200 Menschen dort wohnen. Und im
Mehrfamilienhaus werden aus zwei Wohnungen drei oder
vier. Alles zusammengezählt ergibt das ein stattliches Wachs-
tum innerhalb des Bestands, wie es die BZO vorsieht. Die ent-
sprechenden Reserven dafür sind vorhanden.

Daniel Leuppi: Ich bin mit dem Velo wohl schon neunzig Prozent
der Strassen entlanggefahren. So habe ich mir ein ziemlich
dichtes Bild des Stadtraums verschafft. Neulich war ich bei-
spielsweise in Schwamendingen unterwegs. Bis anhin war
mein Bild dieses Gebiets das einer durchgrünten, relativ nied-
rigen Stadt. Nun habe ich überall, wo Arealüberbauungen
realisiert wurden, siebenstöckige Häuser gesehen, sie sind
aufgeplöpft wie Pilze. Der Modernisierungs- und Verdich-
tungsschub bricht die Homogenität auf.

**Kritische Stimmen nennen das «Inselurbanismus»:
Verdichtung pro Areal ohne übergeordnete Strategie.**

André Odermatt: Da müssen wir die Städtebauerinnen und Archi-
tekten stärker in die Pflicht nehmen, den Dialog mit dem
Quartier zu suchen und gerade bei grösseren Arealen für eine
besonders gute Einordnung zu sorgen. Das Freilager-Areal in
Altstetten etwa war früher ein geschlossenes Gebiet. Und
noch heute wirkt es nach innen orientiert, weil die neue Be-
bauung nicht genügend mit dem Quartier verknüpft ist. Es
scheint manchmal, als würden solche Überbauungen als In-
sel mit einem Zentrum konzipiert anstatt zum Rand hin, wo
die Nachbarn sind. In wenigen Jahren wird aber gleich ge-

genüber das Koch-Areal neu bebaut sein. So verlanden mit
der Zeit die Inseln, und eine zusammenhängend dichte Be-
bauung entsteht. Dafür müssen wir bei jedem Projekt genau
darauf achten, dass die neue Dichte die Stadtstruktur klärt
und stärkt. Dem Dazwischen, den Strassenzügen, Plätzen und
Grünräumen, kommt dabei eine ebenso grosse Bedeutung zu
wie den Bauten selber.

Daniel Leuppi: Die Grünräume sind wichtiger geworden, und das
sage ich nicht, weil ich Grüner bin. Die Zürcherinnen und Zür-
cher wollen nicht leben wie in Hongkong. Gleichzeitig erfährt
der öffentliche Raum eine Mediterranisierung. Als ich stu-
diert habe, fand das Nachtleben in ein paar Bars statt, wäh-
rend man heute auch abends viel mehr draussen ist...

André Odermatt: ... in einem der grösseren und kleineren Zentren
unserer Stadt. Neulich war ich in San Francisco. Dort ist die
Innenstadt am langweiligsten, dafür pulsiert das Leben durch
die vielen quartierbezogenen Läden und Restaurants in den
Aussenquartieren, die vergleichbar sind mit Seebach oder Wit-
tikon. Eine solch hohe soziale Dichte steht auch Zürich gut an.
Ich bin hier aufgewachsen, und im Vergleich zu früher sehe
ich heute fast den ganzen Tag über belebte Strassen, die Men-
schen sind unterwegs – auch in den Aussenquartieren. Diese
stärkere Urbanität gefällt mir.

**Die BZO 2016 und der kommunale Richtplan scheinen
zwei Haltungen zu entstammen. Während die
BZO die Nutzung bestehender Reserven verlangt,
erlaubt der kommunale Richtplan etwa in
Altstetten und Schwamendingen starke Aufzungen.
Ein planerischer Richtungswechsel?**

André Odermatt: Nein – ein anderer Zeithorizont und eine höhe-
re Planungsstufe. Optimistisch gerechnet wird es 2021, bis
der kommunale Richtplan in Kraft tritt – und es steht das
Jahr 2040 darauf. Zunächst sollen primär die BZO-Reserven
aufgefüllt werden. Der kommunale Richtplan steckt, neben
den Koordinationsleistungen etwa für das Sichern der nöti-
gen Infrastrukturen, die darüber hinausgehenden Möglich-
keiten ab. Und das stets aufgrund von qualitätssichernden
stadtplanerischen Verfahren.

Daniel Leuppi: Zurzeit wächst Zürich um 5000 bis 6000 Menschen
pro Jahr. Würden wir die Pläne auf 10 000 oder 20 000 zusätz-
liche Menschen pro Jahr auslegen, brächte das einen Damm-
bruch von Projekten mit sich, der die Kapazität der städ-
tischen Planung übersteigen würde. Wir strecken uns jetzt

schon nach der Decke, um mit dem Wachstum Schritt zu halten. Besser als die Schleusen zu öffnen ist es, Strukturen kontinuierlich aufzubauen.

Aller klugen Planung zum Trotz – wäre es nicht einfacher, die Stadt würde den ersten Agglomerationsgürtel eingemeinden und sich so Platz verschaffen?

André Odermatt: Statt 100 000 betrüge das Wachstum dann wohl 150 000 Menschen in den nächsten zwanzig Jahren. Opfikon war in den letzten Jahren neben Baar die am stärksten wachsende Gemeinde in der Schweiz. Ob eine Eingemeindung wirklich etwas vereinfachen würde? Ausserdem braucht es dafür mehr und stärkere Gründe als die Planung allein. Der finanzielle Leidensdruck, der 1934 zur Eingemeindung von Seebach, Schwamendingen oder Oerlikon führte, fehlt heute. Zum Glück, muss ich sagen. Wir gehen andere Wege, um zusammenzuwachsen. Im Projekt «Agenda Wachstum +» bestimmen die Stadt und ihre Nachbargemeinden gemeinsame Themen: ein ganzes Bündel vom Verkehr über Grünräume bis hin zu möglichen Landumlegungen, wenn die Gemeindegrenzen wichtige Areale zerschneiden. Wir wollen nicht mehr Rücken an Rücken planen, wie das etwa beim Bahnhof Stettbach noch der Fall war, sondern Face-to-Face. So bewältigen wir gemeinsam Aufgaben, die wir auf unseren jeweiligen Gemeindegebieten nicht mehr stemmen können – weil uns schlicht die Flächen dafür fehlen.

Daniel Leuppi: Auch der soziale Bereich braucht Zusammenarbeit. Seit einigen Jahren haben unsere Nachbarn in diesem Bereich Herausforderungen, die früher nur in der Kernstadt vermutet wurden, etwa die Zahl der Sozialhilfebezügler. Umgekehrt soll auch die Stadt Grenzen überschreiten mit Katalysator-Projekten. Warum nicht das nächste neue Institut der Universität in der Agglomeration aufbauen? Beim Eishockey- und Fussballstadion wird auf Stadtgebiet gebaut und geplant, in den Köpfen sind die Grenzen noch dicht. Hätte Zürich die Gemeindegrösse von München, dann wären Dübendorf und Schlieren selbstverständliche Teile der Stadt. Immerhin, es sollen schon Menschen aus dem Opfiker Quartier Glattpark nach Schwamendingen auf das Einwohneramt gegangen sein – im Glauben, ihr Quartier gehöre zu Zürich.

André Odermatt: Was wir wirklich brauchen, sind grenzüberschreitende Planungsinstrumente und Pläne, deren Schnittstellen stimmen. Noch komplizierter als diese planerische Arbeit sind oft die Diskussionen um die Finanzierung gemeinde-

übergreifender Projekte. Es sind deshalb auch gemeinsame Finanzierungsinstrumente nötig. Die Wasserversorgung funktioniert längst über alle Grenzen hinweg, mit den Gemeinden als Vertragspartner. Ähnlich könnte das bei Grünräumen oder in der Bildung laufen. Warum nicht im Gebiet Leutschenbach/Glattpark ein Schulhaus teilen mit Opfikon? Allerdings bräuchte es im Moment wohl noch zwei Lehrerzimmer, so unterschiedlich sind die Kulturen – da haben wir schon noch ein Stück Weg vor uns (schmunzelt).

«Wir brauchen neue Instrumente»

Die Stadtentwicklung wird immer komplexer. Die städtische Gebietsverantwortliche und der Landschaftsarchitekt reflektieren die Planung.

Interview:
Gabriela Neuhaus

Weiche Bedeutung hat die Neuüberbauung und Öffnung des früheren Zollfreilagers für die Entwicklung der Stadt, namentlich der umliegenden Quartiere?

Klingele Frey: In Zürich begann die Umnutzung ehemaliger Industrieareale ab den Neunzigerjahren zuerst im Norden und setzte sich mit besonderer Dynamik im Westen der Stadt fort. Ab dem Jahr 2000 untersuchten wir auch das Entwicklungspotenzial im Letzigebiet. 2005 verabschiedeten wir Grundsätze zur Gebietsentwicklung, die diesen Stadtteil als heterogenes Konglomerat unterschiedlichster Baustrukturen und Nutzungseinseln wahrnehmen. Diese Inseln wollen wir mit ihren unterschiedlichen Charakteren erhalten und weiterentwickeln und gleichzeitig über Wege und Freiräume verbinden.

Vogt: Als man auf dem Areal noch zollfrei handelte, gehörte es nicht einmal zur Schweiz. Deshalb war es weit schärfer vom übrigen Stadtkörper abgetrennt als etwa das Maag-Areal. Dieses war integriert, obschon es der Öffentlichkeit nicht zugänglich war, weil viele Menschen dort arbeiteten und in der Nachbarschaft wohnten. Das Zollfreilager beschäftigte nur wenige. Also war es nicht im Bewusstsein der Menschen - und ist es bis heute nicht. Das zeigt zum Beispiel die Debatte über den Standort des Schulhauses: Vielen war nicht bewusst, dass im Freilager innert kürzester Zeit viele Familien wohnen werden. Das verändert den Magnetismus der Stadt. Die Umnutzung des Areals prägt das gesamte Quartier, weil die Siedlung eine kritische Grösse erreicht hat.

Weshalb hat die Stadt nicht dafür gesorgt, dass die Schule rechtzeitig zum Wohnungsbezug bereitsteht? Und wieso nicht dort, wo die Kinder wohnen, sondern ausserhalb des Freilagers, wo Familiengärten der Schule weichen müssen?

Klingele Frey: Das ist die Perspektive, die wir heute haben. Begonnen hat die Planung hinsichtlich Schulanlagen im Letzigebiet selbstverständlich früher. Damals hatte die

Bereitstellung von Schulraum in der Infrastrukturdebatte der Stadt Zürich noch keine so hohe Priorität, wie sie es heute hat. Eine 2007 ausgearbeitete Strategie zeigte auf, wo der Schulraum im Gebiet unterzubringen ist. Im Rahmen dieser Strategie fiel der Entscheid auf das Familiengartenareal, das ja im Besitz der Stadt ist. Heute würde man es wohl etwas anders angehen, allenfalls sogar mit dem Investor den Bau eines Schulhauses auf dem Areal aushandeln. Nicht zuletzt, weil die Bauherrschaften, Grundeigentümer und Entwickler ein vertieftes Verständnis dafür entwickelt haben, wie wichtig die Bereitstellung von Schulhäusern und Grünräumen für die Vermarktung von Wohnungen ist.

«Wir wollten den insularen Charakter des Letzigebiets weiterentwickeln.»

Monika Klingele Frey

Vogt: Aber man kann doch einen privaten Bauherrn oder Generalunternehmer nicht verpflichten, eine Schule zu bauen. Was in der Schweiz fehlt oder noch in den Kinderschuhen steckt, sind PPPs, sogenannte Public Private Partnerships. In Deutschland werden solche Gebietsentwicklungen oft im Auftrag der Stadt von privaten Firmen abgewickelt. Diese sind weder ganz privat noch ganz öffentlich, vergleichbar mit den Zürcher Genossenschaften. Für die Transformation grosser Areale müsste man nicht nur ein entsprechendes Baurecht schaffen, sondern grundsätzlich über neue Instrumente und Prozesse der Stadtentwicklung nachdenken.

Klingele Frey: Sie haben vollkommen recht. Auch die Stadt Zürich sucht nach Wegen, um die verschiedenen Akteure noch stärker in die Stadtentwicklung einzubinden. Als man im Jahr 2002 das Gebietsmanagement für Entwicklungsgebiete einführte, um unterschiedliche Beteiligte wie stadtinterne Abteilungen, private Bauherrschaften

und Entwickler zu koordinieren, stand vor allem die Transformation von Industriegebieten zu gemischt genutzten Stadtteilen im Vordergrund. Heute sind die Anforderungen hinsichtlich Stadtteilentwicklung noch komplexer und bedürfen der Weiterentwicklung vorhandener Instrumente. Da kann man durchaus von den Nachbarländern lernen und Modelle wie beispielsweise PPPs proaktiv prüfen und lokal anpassen.

Welche Rolle spielt die Freiraumplanung für die Einbettung ins Stadtquartier?

Vogt: Rund um das Areal ist nicht Natur, sondern gebaute Stadt. Bis in die Sechzigerjahre wuchs die Stadt von innen nach aussen, heute ist es umgekehrt: Sie implodiert. In einer solchen Situation muss man im öffentlichen Raum mit städtischen Typologien arbeiten, was leider oft als konservativ gilt. Dabei verstehen es die Menschen, wenn ich

«Für den Schwatz über den Gartenzaun braucht es den Zaun.»

Günther Vogt

von einem Quartierpark oder Quartierplatz spreche. Die öffentlichen Räume im Zürcher Freilager sind explizit für das Quartier konzipiert. Das ist nicht dasselbe wie ein grosser Stadtplatz oder -park. In Zürich bin ich innert kürzester Zeit am See. Die nahen Wälder, der Zürich- und der Üetliberg, das See- und Limmatufer sind die eigentlichen Parkanlagen der Stadt. Das wird oft nicht verstanden. Öffentlicher Raum muss verhandelt werden, und da sprechen wir nicht immer die gleiche Sprache.

Hätte man die bestehenden Grünräume und Parkanlagen rundum nicht noch weiter verdichten und die innenliegenden Freiräume enger halten können?

Klingele Frey: Hier geht es um städtebaulich verträgliche Dichte. Im Letzigebiet haben wir auch Kleinhaussiedlungen. In diesem Kontext muss man entscheiden, welche Dichte überhaupt möglich ist. Bei der Auslotung des Konzepts betrachteten wir die nun gebaute Dichte sowohl für die künftigen Nutzer als auch für die Einbindung in das Umfeld als verträglich. Historisch hatte das Zollfreilager bereits einen grossen Fussabdruck, der sich durch Massivität auszeichnete.

Vogt: Wir können durchaus über höhere Dichte sprechen. Geplante Urbanität ist aber nicht dasselbe wie gelebte Urbanität. Weshalb funktioniert Zürich West nicht wirklich? Mitunter, weil das Wohnungsangebot im Hochhaus auf grosse Wohnflächen mit wenigen Bewohnern ausgerichtet ist. Doch ohne Menschen ist auch ein noch so dicht

bebauter Stadtteil nicht urban. Alle reden nur von der baulichen Dichte, ich spreche von der sozialen Dichte: Ob sich abends 200 oder 2000 Menschen im Quartier bewegen, ist ein Unterschied.

Was war der Knackpunkt bei der Planung der Aussenräume?

Vogt: Das Erdgeschossproblem hat uns sehr beschäftigt, nicht bloss gestalterisch. Man muss klar unterscheiden zwischen privaten und öffentlichen Räumen – halbprivat geht nicht. Für den Schwatz über den Gartenzaun braucht es den Zaun. Fehlt er, gibt es ziemlich sicher Streit. Deshalb haben wir den öffentlichen Raum, den sich die Bewohnerinnen des Freilagers und der umliegenden Quartiere aneignen können, von den privaten Bereichen klar abgegrenzt. Daraus können durchaus Zwischenzonen entstehen, aber erst durch gelebte Urbanität. Zuerst müssen die Menschen verstehen, ob sie an einem Ort erwünscht sind oder nicht. Man muss öffentlichen Raum verhandeln.

Machte die Stadt der Bauherrschaft Auflagen, etwa betreffend Erdgeschossnutzungen und Freiraumgestaltung?

Klingele Frey: Wir stehen immer im Dialog mit den Grundeigentümern. Man kann beratend und manchmal auch ermahmend darauf hinweisen, dass ein ausgewogener Wohnungsmix sowie die Nutzung und die Gestaltung der Erdgeschosse der Bauherrschaft etwas bringen. Auch im Gestaltungsplanverfahren kann man so etwas formulieren. Dann aber kommt der Markt ins Spiel, und wie es schliesslich herauskommt, ist eine andere Geschichte.

Vogt: Der vorgeschriebene Wohnanteil ist eine gute Sache. Dadurch leben hier Menschen, und das Quartier ist am Wochenende nicht ausgestorben. Für alles Weitere bräuhete es aber eine Person, die den richtigen Angebotsmix steuert und aktiv nach passenden Mietern sucht.

Wie haben Sie den gesamten Prozess erlebt? Sind Sie zufrieden mit dem Resultat?

Vogt: Insgesamt war der Prozess fast vorbildlich, sogar ohne einen Steuerungsmanager. Erstens weil die Zürcher Freilager AG als Bauherrschaft gesprächsbereit und offen war. Zweitens weil Meili & Peter die Moderatorenrolle bei den Architekten übernahmen. Bedauerlich ist aber, dass nach zweijähriger Arbeit bis zum Gestaltungsplan noch einmal ein städtebaulicher Wettbewerb für einen Teilbereich durchgeführt wurde. Ausserdem wird der öffentliche Raum, der das Areal als gestalterische Klammer zusammenbinden sollte, nun durch zwei Landschaftsarchitekten gestaltet. Ich kritisiere keine gestalterischen Haltungen, sondern das Schweizer Phänomen, Planungsaufgaben in kleinstmögliche Einheiten zu teilen.

Klingele Frey: Die Mischung von Nutzungen und Wohnungstypen im Freilager ist innovativ. Die Transformation des Areals ist mit den verfügbaren Mitteln gelungen. Für die Beurteilung des Ganzen ist es heute aber noch zu früh. Der Belebung muss man Zeit lassen, das ist ganz normal. ●

Ans Klima anpassen

Zürich zu kühlen, verändert Städtebau und Architektur. Mehr Bäume, mehr Kies, mehr Luft, mehr Wasser, mehr Schatten werden nötig. Das birgt die Chance auf eine schönere Stadt.

Text:
Rahel Marti

Zuerst sichtet jemand einen Adler, ein paar Wochen darauf sind es zwei, sie beginnen ein Nest zu bauen auf einem Hausdach in Oerlikon. Dann findet jemand frühmorgens am Bellevue ein Hirschgeweih, wenig später tragt ein Rudel Hirsche durch die Stadt, etwa dreihundert Tiere, die am Limmatquai flänieren und auch mit Abschussaktionen nicht zu vertreiben sind. Als es Winter wird, bemerkt man Wölfe und im Engo-Tunnel einen Bären. Im Sommer darauf sind Schlangen da, auch giftige. Und dann fangen die Pflanzen an zu wachsen. Efeu vor allem und andere Schlingpflanzen; weisser Knötlich, Clematis, Glyzinen. Später Schachtelhalm und Pestwurz, die bis ins erste Stockwerk reichen und so schnell zulegen, dass man nur noch die wichtigsten Strassen frei halten kann. Im Herbst ragt das Hotel-Hochhaus in Oerlikon wie ein gewaltiger Baumstrunk in den Horizont, von Efeu umklammert.

All das geschieht in Franz Hohlers Erzählung «Die Rückeroberung». Sie endet mit einem sinnierenden Erzähler: «Und ich sitze da und denke darüber nach, ob es jetzt noch einen Sinn hat, die Stadt zu verlassen, oder ob das alles nur der Anfang von etwas ist, das sich von hier aus unendändäbar ausbreiten wird.»

Natur oder Stadt

Nun, so weit wird es vermutlich nicht kommen in Zürich. Aber wer die städtische Fachplanung Hitzezuminderung (FPH) liest, denkt unwillkürlich an Hohlers Erzählung. Etwa vierhundert Mal kommen auf den zweihundert Seiten der FPH die Begriffe «Baum- und grün-vor», und man lernt, wie viel eine intakte Vegetation in unseren Breitengraden zur Anpassung an das wärmere und zum Schutz vor einem heisser werdenden Klima beitragen kann. Erschienen 1984 entsprang «Die Rückeroberung» der Umweltschutzbewegung jener Jahre – vor allem aber zeichnete Franz Hohler ein Gegenbild zur Zivilisation und zur Art und Weise, wie wir Menschen Städte bauen und darin leben.

Diese städtische Zivilisation war in den letzten Jahrzehnten nicht eben naturverbunden. Gerade Zürchs markanten Wachstums- und Transformationschub der vergangenen zwanzig Jahre haben Städtebauerinnen, Planer und Architektinnen als Aufbruch in eine neue, intensive

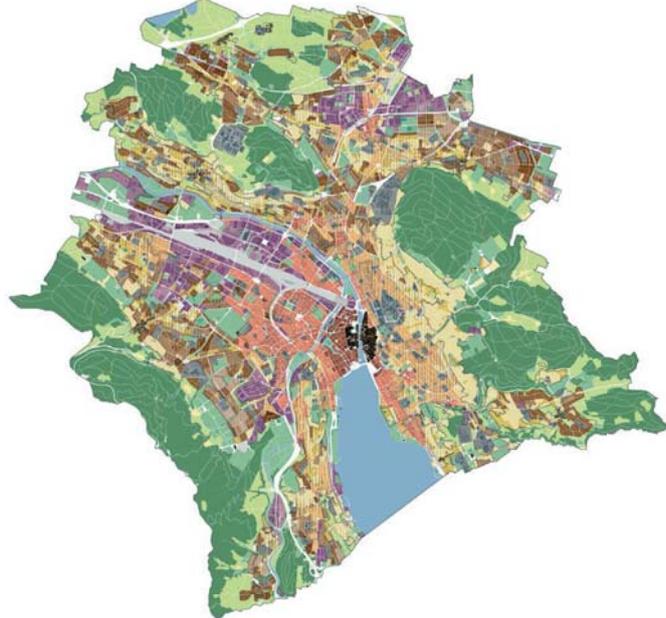
Urbanität – endlich sind wir Grossestadt! –, und sie verliehen dieser Entwicklung das Gesicht einer harten, kleineren Stadt. In diesem Bild kommt die Natur kaum vor. Natur in der Stadt stört, kostet und schadet, sie ist nicht nötig. Pflanzen sind dekoratives «Nice-to-have»; die Unterhaltskosten bestimmen Auswahl und Grösse. Naturnahe Gestaltungen belächelten Architektinnen und Städtebauer – an deren klimatische Wirkung dachte man keinen Augenblick.

Ein Beispiel dafür ist Green City Mahlegg, das neue Quartier auf den Brachen von Papier- und Textilfabriken im Süden Zürchs. Auf der Karte, die die gefühlte Temperatur an einem Sommertag um 14 Uhr anzeigt, leuchtet das Quartier nicht grün, sondern rot – tiefrot: Man misst Temperaturen um die vierzig Grad. Und das, obwohl Green City das erste Gebiet Zürchs mit dem Zertifikat «2000-Watt-Areah» ist. Doch greem bezieht sich lediglich auf das Erstellen und den Betrieb der Gebäude und auf das Verhalten der Bewohnerinnen. Bei der Energieeffizienz von Gebäuden hat man in den letzten Jahren Fortschritte erzielt – bis und mit Aussenhülle. Der Aussenraum aber spielte kaum eine Rolle. Die Verschattung, die Begrünung, die Entsorgung und das Wasser im Aussenraum und in der Umgebung – all diese für ein gutes Stadtklima wichtigen Aspekte waren bei der Planung von Green City vor zehn Jahren kaum Thema.

Erst die heissen Sommer der letzten Jahre haben den Klimawandel in den Schweizer Städten am eigenen Leib spürbar gemacht. Heute wechselt man intuitiv auf die schattige Strassenseite, sucht die Kühlung des Waldes, bemerkt den Unterschied zwischen dem Schatten eines Gebäudes auf Teer und dem eines Baums auf einer Wiese. Gesunder Menschenverstand, eigentlich ganz einfach. Doch dieser war in der Stadtentwicklung der letzten Jahre kaum gefragt, so wenig wie die Natur als gestaltende Kraft. Mit technischen Mitteln wollen wir uns vom Klima unabhängig machen, doch diese Klimantfernung ist ein Teufelskreis: Sie heizt die Symptome, die sie bekämpfen will, weiter an, wodurch diese stärker und umfassender werden und immer schwieriger zu bewältigen sind.

Zürich hat Glück

Die FPH ist nun die erste Planungsgrundlage für Zürchs Stadtklima. Sie zielt auf die räumlich differenzierte Klimaanpassung und damit auf Symptombekämpfung ab, nicht auf Klimaschutz. Über einen heissen Sommertag freuen sich viele – die Probleme fangen an, wenn die →



Flächplanung Hitzezuminderung, Teilplan Hitzezuminderung
Verknüpf mit diesem Plan ist ein Set von Handlungsanleitungen für jeden Stadtstrukturtyp siehe Seite 10.

Stadtstruktur
Historische Kerne
historische Altstadt
Dorfkern
Heterogene Gebiete
Büro/Vorstellung
Gewerbe/Industrie
Mischgebiet Wohnen
Urbane Kerngebiete
Kernblock
geschlossene Randbebauung
siehe Model Seite 10

Urbane Wohnstadt
offene Randbebauung
Grüne Wohnstadt
Wohnsiedlung mit höherer Dichte
Wohnsiedlung mit mittlerer Dichte
Kleinräumige Wohngebiete
Einfamilien-/ Mehrfamilienhäuser
Institutionelle Einrichtung
Schule, Sportanlage, Universität/ Hochschule, Spital, Alters-/ Pflegezentrum, Gemeinschaftszentrum

Freiraumstruktur
Wald
Grün- und Freiraum
Kulturlandschaft
institutioneller
Freiraum
Gewässer
Platz- und Strassenräume siehe Model Seite 11
sonstige Flächen

Massnahmengebiete
(hergeleitet aus der Planhitzekarte und den Planhitzewerten des Kantons Zürich)
Massnahmengebiet 1
Verbesserung der bioklimatischen Situation am Tag und in der Nacht notwendig
Massnahmengebiet 2
Verbesserung der bioklimatischen Situation am Tag notwendig
Massnahmengebiet 3
Erhaltung oder Verbesserung der bioklimatischen Situation empfohlen
Plan: Berchtholdstrasse
Space & Options

Die Fachplanung Hitzeanpassung
Planungen für Klimaschutz und Klima-
anpassung laufen auf allen drei Staatsbe-
leben. Das Bundesamt für Umwelt gibt mit
Grundlagen, Pilotprogrammen und An-
reizimpulsen, etwa mit der Studie
«Hitze in Städten» von 2016. Der Kanton
Zürich stellt im Rahmen des Programms
«Klimawandel» seit 2018 Klimaanalyse-,
Planleitweis- und Stützstellenkarten zur Ver-
fügung, die als GIS-Daten zugänglich
sind und einen faszinierenden Fundus an
Informationen bieten. Für die Stadt Zü-
rich haben die regionale und die kanton-
nale Richtpläne Klimaziele und Klima-
massnahmen fest, wobei der kommunale
Richtplan noch in der politischen Diskus-
sion steckt. In diesem Gefüge bildet die
Fachplanung Hitzeanpassung (FPH) eine
Anker- und durchgängigste Plan-
nungsgrundlage. Sie ist für die Behörden

verbindlich und soll nun in Gesetzen und
weiteren Planungsinstrumenten verankert
werden (siehe To-do-Liste Seite 9). Die
FPH verknüpft die Zielvorgaben
im Stadtgebiet zu vermeiden, gefährdete
Stadtgebiete zu entsorgen, die Kalt-
luftsysteme zu erhalten. Sie analysiert den
Zusammenhang von Klima und Stadt-
struktur und weist die Belastung geogra-
phisch und sozial aus. Dabei verknüpft sie
alle verantwortlichen städtischen Ämter
und bildet mit ihnen und 200 Seiten ein
Kompendium zu städtebaulichen Fragen.
Die Methode der FPH ist dreifach auf-
gebaut: Die Teilpläne Hitzeanpassung,
Entlastungssysteme und Kaltluftsysteme
erhalten detaillierte Informationen und
Massnahmen bis ins Strassengeviert.

Die Toolbox umfasst acht Handlungs-
felder und 13 Handlungsansätze, die sich
kombinieren lassen; die in Bezug auf
Stadt- und Grünstruktur relevanten
sind jeweils gekennzeichnet. Die elf
Teilgebiete stimmen mit den wichtigsten
Stadtstrukturtypen überein, die wie-
derum in den Teilplänen ausgewiesen sind.
Die möglichen Handlungsansätze sind
für jedes Teilgebiet bestimmt, gewichtet,
kumuliert und in der Wirkung model-
liert. Vorher-Nachbar-Karten erlauben,
dass man die Unterschiede erfasst
und sich vorstellen kann. Für wichtige Bau-
projekte – ob im öffentlichen Raum oder
auf Parzellebene – kann man also heu-
resuieren, in welchem Strassengeviert
sie sich befinden, und erhält ein Set von
Massnahmen sowie deren Wirkung.
www.stadt-zuerich.ch/fachplanung-hitzeanpassung

→ Hitze über Tage und Nächte anhält. Die FPH will die Ge-
sundheit und das Wohlergehen der Bevölkerung erhalten,
auch bei den bis zu vierzig Hitzetagen und fünfzig Tropen-
nächten, die für 2040 vorausgesagt werden. Es geht um
intakte Böden, grosse Bäume, genügend Wasser und kühle
Lüftchen, es geht darum, den Bedarf an Kühlmassnahmen
zu beschränken, und selbstverständlich geht es in einer Stadt
wie Zürich auch darum, dass man ungern in Kauf nimmt,
wenn Arbeitende aufgrund der Hitze weniger leisten.

«Zürich hat Glück», sagt Martin Berchtold. Der Co-Ge-
schäftsführer von Berchtoldkrass Space & Options hat im
Auftrag und in Zusammenarbeit mit der Zürcher Verwal-
tung und dem Büro Geo-Net die FPH erarbeitet. «Zü-
rich kann sein Klima nicht nur entlasten, sondern sogar
verbessern, wenn die Stadt die Regeln des klimakölogi-
schen Städtebaus beachtet.» Zwar ist die Innenstadt
wegen starker Versiegelung und dichter Bebauung eine
Wärmeinsel, auf der es im Mittel zehn Grad wärmer ist
als im Umland. Doch Zürichs Glück sind die bewaldeten
Hänge, die tagsüber weniger heiss werden und nachts gut
abkühlen. Auch in Berlin oder Wien entsteht durch Wiesen
und Wälder zwar nächtliche Kühle, sie bleibt in diesen
flachen Metropolen aber mehr an Ort. In Zürich dagegen
ergiesst sie sich wie Bäche den Ufer, den Adlisberg und
den Zürichberg hinunter und nimmt über den Wiesen-
säumen zwischen Waldrand und Stadt so richtig Fahrt
auf – die Wohngebiete an den Hängen werden durchge-
lüftet. Je länger die kalte Luft jedoch unterwegs ist, desto
mehr bremst die Stadt sie ab. Über Grünräume als Tritts-
steine gleitet sie noch ein Stück dahin. Im Talboden aber,
in der Innenstadt und im Zürichsee, kommt nicht mehr
viel kühle Nachtluft an. Ausgerechnet in diesen Gebieten
sind aber die meisten öffentlichen Klimate, Bussen, der
Verkehr und die Menschenströme. Im Talboden ist die
Stadt dicht und versiegelt, heizt tagsüber auf und gibt die
Hitze nachts wieder ab – der Wärmeiselleffekt.

Zürich kühlen – konkret

Das belegt die FPH mit zahlreichen ausführlichen
Analysen. Die «Klimaanalyse Zürich» benannte die wich-
tigsten stadtklimatischen Massnahmen schon 2011 – man
hat also fast ein Jahrzehnt verloren. Martin Berchtold kom-

mentiert nichtern: «Der Erkenntnisprozess musste und
muss sich noch durchsetzen. Das braucht Zeit.» Zürich
wollte es gründlich machen. Mit dem nötigen Geld und der
Bereitschaft, es für diese Sache auszugeben.

Und so lohnt sich die Lektüre der ganzen FPH mit den
Erklärungen und Erkenntnissen zum Stadtklima, dessen
Feinheiten man dadurch erfasst. Der Clou der FPH liegt
darin, dass wie sie in der Stadtstruktur verankert ist.
Sie berücksichtigt, dass Hitze verschiedene Stadtteile, je
nach Strassengeviert je nach Lage, Bebauung und Begrü-
nung, aber auch je nach Bevölkerungsstruktur ganz un-
terschiedlich betrifft. Sie ordnet das Stadtgebiet in belastete
und weniger belastete Gebiete ein und schlägt konkrete,
vertretbare Massnahmen vor. «So bisher bis hinunter in
einzelne Strassenzüge, kenne ich detailliert keine städtische
Klimaplanung», sagt Martin Berchtold. Die FPH benennt
acht Handlungsfelder – zum Beispiel Kaltluftbahnen, Grün-
räume, Strassennetze, Siedlungsstruktur und Gebäu-
de – und abgeleitet davon 13 Handlungsansätze mit etwas
sperrigen Namen wie «Grünflächen klimakölogisch ge-
stalten», «Aufenthalts- und Bewegungsrisiko entsorgen
und begrünen» oder «Fassaden- und Dachmaterialien mit
hoher Albedo verwenden» (siehe Seite 1). Albedo bedeutet Ein-
strahlung, der Albedo-Wert gibt die in weißer Sonneneinstral-
lung eine Oberfläche zurückstrahlt, anstatt sie zu absor-
bieren und dadurch zu erhitzen.

Da ist zum Beispiel die «Geschlossene Fandbebauung»:
Für ein Blockrandgeviert im Kreis 4 simuliert und berech-
net die FPH, wie sich die sommerliche Hitze selbst dort
kühlen lässt, wo vom Asphalt bis zum Dach scheinbar al-
les gebaut und fertig ist wie Geschlossene Handbebauung
Seite 12; indem die Innenhöfe klimakölogisch gestaltet und
die Strassennetze beschattet, entsiegelt und begrünt
werden, indem man Fassaden bepflanzt und Strassen und
Parkplätze mit hoher Albedo materialisiert. Die Kombination
der Massnahmen führt in der Simulation dazu, dass die
gefühlte Temperatur um verbreitet sechs bis zehn Grad
sinkt. Das sind starke Zahlen. Ein paar hundert Meter wei-
ter liegt der Ballingplatz auf Seite 13. Die einstufige
Verkehrsschneise ist heute ein beliebter Treffpunkt in Ausser-
sihl. Doch auf der Teerwiese steht die Hitze um 14 Uhr bei
35 Grad. Mehr Bäume, mehr Grünflächen und entsiegelte

Oberflächen könnten den Rackofen gefühlt um bis zu vier
Grad kühlen, im Schatten der Bäume um bis zu acht Grad.
Neben «Geschlossener Randbebauung» und «Platzraum»
wurden für die FPH neun weitere Zürcher Bebauungs-
situationen modelliert und simuliert. Das kostete Geld und
Zeit, «doch man lernt dabei viel über wirksame Massnah-
men», rechtfertigt die Projektleiterin von Grün Stadt Zü-
rich Lone Severin den Aufwand. Es sind Erkenntnisse, die
auch anderen Städten und Gemeinden nützen, denn auch
wenn die klimatische Situation durch Topografie und Be-
bauungsstruktur überall anders ist, sind die Massnahmen
für einzelne Bebauungstypologien durchaus übertragbar.

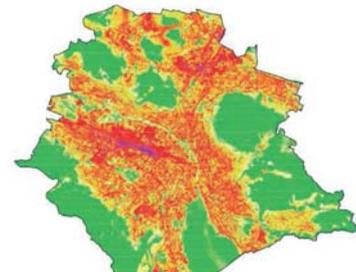
Was ist machbar, was ist sinnvoll?

Soll sich Zürich also rückerobern lassen wie in der
Erzählung von Franz Hohler? Immerhin beweist die FPH:
Bäume, bepflanzte Fassaden und chaussierte Böden lö-
sen sich für das Stadtklima. Doch in den elf Teilgebieten
handelt die FPH jeweils mit dem Maximum an Massnah-
men. Das ist verführerisch, weil es zeigt, dass eine merkli-
che Kühlung möglich ist. Doch was wird tatsächlich reali-
siert? Von wem? Und wer bezahlt?

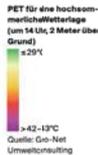
Mehr Grün zu schaffen, ist schon wegen des Platzbe-
drucks nicht einfach (siehe Seite 9). Vor allem aber braucht es
dazu Wasser – die Grundlage schlechthin für Leben, Pflan-
zen und Klima. Auch Wasser benötigt Platz in Böden, in der
Vegetation und in Infrastrukturen, damit es versickern
und gespeichert werden kann. Das ist in Zürich schwierig,
weil der teure Boden auch unterirdisch stark genutzt ist.
«Zürich liegt an vielen Stellen einer Betonplatte mit et-
was Gras obendrauf», sagt Stadtplaner Martin Berchtold
lakonisch. «Zudem gilt Wasser oft als Gefahr, Niederschlä-
ge werden so schnell wie möglich abgeleitet und
Kanalisationen ausgebaut. Dabei müsste man aus stadtkli-
matischer Sicht Jeden Tropfen in der Stadt behalten.»
Das Schwammstadt-Prinzip (siehe Seite 9) setzt deshalb da-
rauf, dass Böden, Vegetation und Infrastrukturen Wasser
speichern: auf Dächern in Wassertanks oder auf Plätzen,
Sportplätzen und Strassen, die nach einem Starkregen
gefüllt bleiben, damit das Wasser Zeit zum Versickern
hat. Genau dieses Wassermanagement ist in der FPH aber
noch nicht ausgeführt. Da hat Zürich aufzuholen.

Dichte oder Kühle?

Die Überlegungen führen unmittelbar zur nächsten
Frage: Wie soll eine Stadt die Grünflächenverteilung erhöhen,
wenn sie wirklich gerade stark verdichtet? Laut Prognosen
dürfte Zürich bei 2040 um 100 000 auf 520 000 Ein- →



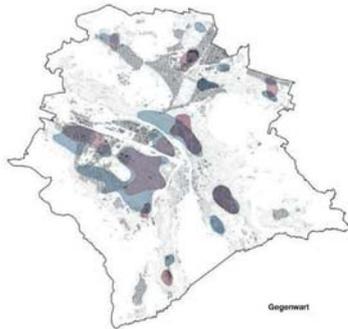
Physiologisch äquivalente
Temperatur (PET)
Die PET gibt an die tatsäch-
lich wahrgenommene
Temperatur und kann deut-
lich höher ausfallen als
die gemessene Lufttempe-
ratur. In grossen Wald-
beständen, bei Baumgrup-
pen oder Gebäuften liegt
die PET bei 20 bis 22 Grad
Celsius, was einer mäs-
sigen Wärmebelastung ent-
spricht. Stark besonnte
Areale weisen eine PET von
mehr als 35 Grad Celsius
und damit eine starke Wär-
mebelastung auf. Die
höchste PET in der Stadt
Zürich tritt im Gebiet des
Güterbahnhofs und des
Hauptplatzes auf.



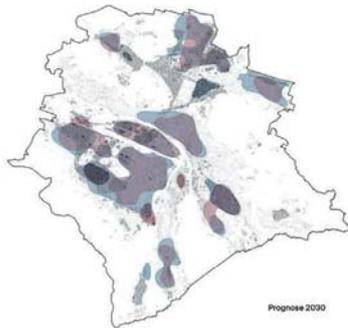
Fachplanung
Hitzeanpassung
Stadt Zürich, 2020
Auftraggeber:
Stadt Zürich
Benennung/Beauftragter:
Anita Hochbaur,
Amt für Städtebau, Grün
Stadt Zürich, Immobilien
Stadt Zürich, Liegenschafts-
amt Zürich, Umweltschutz
Zürich, Umweltschutz
Gesundheitsamt Zürich
Beratung/Planungsbüro
und Expeditoren:
Berchtoldkrass Space &
Options, Parisruhe,
Geo-Net Umweltentwik-
lung, Hannover
Kontext: Die Betrag für die
ersten vier Monate der Auftrags-
leistung gemäß der Stadt Zü-
rich im Rahmen des Mitteln
schlüsseligen Bereichs.

Vulnerabilität und Überlagerung der Hotspots am Tag und in der Nacht

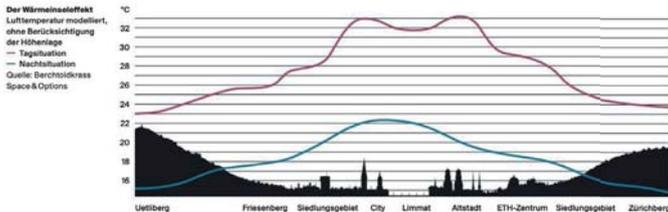
- Hotspots Tag
- Hotspots Nacht
- Hotspots
- Tag und Nacht
- Siedlungsraum
- Gebiete mit baulicher Verdichtung über die BZO 2016 hinaus
- Vorschlag kommunaler Richtplan
- Pinne: Berichtsadress Space & Options



Guggenwil



Prognose 2030



Der Wärmeisoleffekt
Lufttemperatur modelliert, ohne Berücksichtigung der Höhenlage

- Tag
- Nachtsituation

Quelle: Berichtsadress Space & Options

Uetliberg Frisensberg Siedlungsgebiet City Limmat Altstadt ETH-Zentrum Siedlungsgebiet Zürichberg

Die To-do-Liste

Einige Massnahmen, die die Fachplanung Hitzeerminderung (FPH) nennt, werden bereits angewendet, wenn auch noch nicht unter dem Begriff der Hitzeerminderung. Verbindlich ist die FPH aber erst für die Behörden. Deshalb packt die Stadt die Umsetzung in sechs Bereiche gliedert. Dazu zählt etwa, gesetzliche Vorgaben für die kantonale Planungs- und Baugesetz mitzuentwickeln oder die städtische Bau- und Zonenordnung anzupassen. Auch die Verzahnung der FPH mit behörden-

verbindlichen Instrumenten wie Richtplänen, Energie- oder Erlebensplanung gehört dazu. Die FPH soll Eingang finden in Hoch- und Tiefbauprojekte sowie in Strategien und Kontakte der Ämter für Städtebau, Tiefbau, Hochbau, Freiraum und städtische Immobilien. Und schliesslich gilt es, Planende und Bauende, Grundeigentümerinnen und öffentliche Institutionen zu informieren und zu beraten. Dazu will die Stadt Förderinstrumente entwickeln. Zahlreiche klimarelevante Aspekte wurden in der FPH nicht oder nur am Rand bearbeitet.

Nichtete Arbeiten könnten sein:

- Einfluss anthropogener Wärmequellen wie etwa Abwärme
- Klimakomfort im Innenraum, dadurch Kühlung, steigender Energieverbrauch und wiederum mehr Abwärme
- aktive Erzeugung von Thermik auf Aussen für Durchlüftung und Kühlung
- Energie- und Wärmebilanzen für die ganze Stadt als übergeordnetes Instrument, etwa wie die zentrale Energieplanung aus Solaranlagen oder der Ausbau von Kälteanlagen sich im Vergleich zu anderen Optionen auswirken
- Lebenszyklusbetrachtungen der einzelnen Handlungsmaßnahmen, etwa bei der Fassadenbegrünung

→ wohnerinnen und Einwohner wachsen. Sind Dichte und Kühle kein Widerspruch? Simon Diggelmann hat die Erarbeitung der FPH seitens des Amts für Städtebau begleitet. «Bessere Verdichtung gegen gutes Stadtklima, das ist verkürzt», sagt er. Beim Neubaus von Arealen würden mitunter höhere Gebäude und dafür mittlere Freiräume geschaffen, etwa auf dem Koch-Areal in Altstetten. Sicher brauche es städtebauliche Reaktionen und Regeln. «Wie für die Gebäudetechnik und die Energieversorgung gilt es nun, auch für das Stadtklima Massnahmen zu verbreiten und zu festigen», so Diggelmann. Stadt und Private müssten Erfahrungen sammeln und Standards entwickeln zur Hitzeerminderung. Das könnten Schwellenwerte für Kaltluftströme, Vorschriften zum Albedo-Effekt oder solche zu klimarechter Materialisierung sein.

Alles hat zwei Seiten - mindestens

Wie würde man das Quartier Green City heute bauen? Man würde wohl den Aussenraum stärker verschatten, mit Vegetation oder baulichen Mitteln. Man würde versuchen, Kaltluft vom Uetliberg und Luftbewegungen über der Sihl in das Quartier zu leiten. Man könnte die Hauptachse in Ost-West-Richtung anlegen statt von Norden nach Süden. Man würde so wenig wie möglich versiegeln und mehr Bäume pflanzen, vielleicht eine wachsende Allee in der Mitte. Man könnte Wassersprinkler installieren, die in den heissesten Stunden benetzen und kühlen. Sicher aber würde man den städtebaulichen Entwurf klimatisch modellieren und anpassen.

Das alles kostet Geld - wie viel, ist im Zusammenhang mit dem Klima allerdings trickreich zu berechnen. Alles hat zwei Seiten, mindestens. Das Schwammstadt-Prinzip entlastet die Kanalisation, bepflanzte Häuser benötigen weniger Kühlenergie ~~siehe Seite 20~~, eine klimaökologische Naturwiese braucht keinen wöchentlichen Schnitt wie ein Zierrasen. Begrünung und Aussenräume lassen sich vielleicht auch über den Mehrwertausgleich finanzieren, die Stadt setzt das kantonale Gesetz gerade in eigene Vorschriften um. Angesichts des Klimawandels eindeutig ist: Spart man heute mit und an den Massnahmen, könnte es morgen teuer werden.

Doch ist ein grünes Zürich städtebaulich überhaupt erwünscht? «Der Klima-Totalumbau von Zürich ist nicht das Ziel», relativiert Simon Diggelmann. Steinerne Orte wie der Sechseläutenplatz oder die viel gescholtene Europapalace haben ihre Berechtigung im Charakter einer Stadt. Und es gibt auch die Wintermonate. Interessant

wird es deshalb sein, die Hitzeerminderung nicht allein als teure bauliche Massnahmen zu verstehen, sondern über neue Verhaltensmuster nachzudenken: Warum nicht von Spanien die Siesta übernehmen? Das könnte auch die Spitzenbelastungen der Infrastruktur senken, die der Stadtplanung zu schaffen machen.

Eine grosse Chance

Zürich hat das Asphaltieren in den letzten Jahren übertrieben, wie etwa der Escher-Wyss-Platz zeigt, wo eine einzige Teerfläche als Platz erhalten soll - dominiert von funktionalen Forderungen, dekoriert mit Kunst und schöngeredet in einem alzu nichternen Stadtbild. Im Sommer fällt allenthalben auf, wie Wirtinnen und Wirte verzweifelt versuchen, mit Blumenkisten und Pflanztrögen aller Art wenigstens ein bisschen Stimmung und etwas Schatten auf die Trottoirs zu zaubern. Oder die neue Lagerstrasse: eine Teerbahn von rund 25 Metern Breite mit allen Schikanen - doch eine Schatten spendende Baumreihe in der Mitte fehlt. Die Gitterrostabdeckungen der Baumgraben: Praktisch und dauerhaft, doch aus offenen Rabatten könnten wilde Malven sprössen.

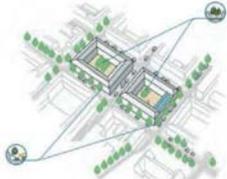
Klar: Wo chaussiert und bepflanzt wird, da gelangen mehr Staub, Dreck, Nässe und Steine in Stadt und Häuser. Auch in der Klimaangepasstung hat jede Massnahme mindestens zwei Seiten. Trotzdem gebären einfältig durchgezeichnete Plätze und Höfe nun hoffentlich der Vergangenheit an. Aus administrativen Hantierungen in städtischen Plänen wie «klimaoptimiert gestaltete Aufenthaltsweg» werden bildenschematische und baumbeschattete Quartierstrassen, Pfingstweid-, Birmenendorfer-, Badener- und Wehltalerstrasse reifen mit Platanenreihen zu Boulevards im Pariser Stil. Nicht zu vergessen, dass Pflanzen Zeit zum Wachsen brauchen. Heute gesäte Veränderungen wirken erst in zwanzig, dreissig Jahren so richtig.

Franz Hohlers stockwerkhohe Schachtelhalme, die zugewachsenen Hochhäuser: Seine Dachangelast wird wohl kaum zum Zukunftsbild. Und doch: Die Analysarkarten der FPH zeigen fast im gesamten Stadtgebiet Handlungsbedarf, um die Wärmebelastung zu senken und die bioklimatische Situation zu verbessern. Städtebauer müssen die Möglichkeiten dazu beim Planen, Architektinnen beim Bauen ausschöpfen. Der Klimawandel lässt keine andere Wahl. Das Schöne an diesem Milieu ist, dass eine grosse Chance birgt: Klimaangepasstung und Klimaschutz fördern eine lebendigere, eine vielseitigere, eine schönere Stadt. Zürich sollte damit beginnen. ●

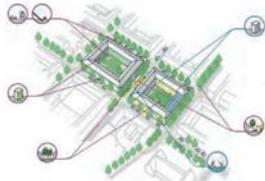
Deutliche Unterschiede

Drei Simulationen in unterschiedlichen Baustrukturen zeigen, wie sich das städtische Klima verbessern und die Hitze um mehrere Grad senken lassen.

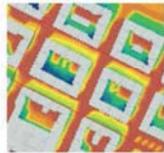
Geschlossene Randbebauung



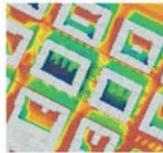
Beispiel Gebiet Engel-/Kanzleistrasse, heutige Situation.



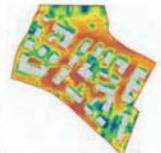
Klimaoptimierte Situation.



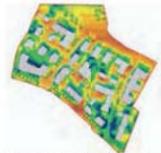
Heutige Situation:
PET um 14 Uhr, 2 Meter über Grund.



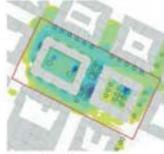
Klimaoptimierte Situation:
PET um 14 Uhr, 2 Meter über Grund.



Heutige Situation:
PET um 14 Uhr, 2 Meter über Grund.



Klimaoptimierte Situation:
PET um 14 Uhr, 2 Meter über Grund.



Differenz am Tag:
PET um 14 Uhr, 2 Meter über Grund.



Differenz in der Nacht:
Lufttemperatur um 4 Uhr.



Differenz am Tag:
PET um 14 Uhr, 2 Meter über Grund.



Differenz in der Nacht:
Lufttemperatur um 4 Uhr.

Heterogener Geschosswohnungsbau



Beispiel Gebiet Badener-/Dachlerstrasse, heutige Situation.



Klimaoptimierte Situation.

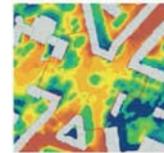
Platzraum



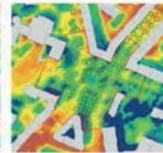
Beispiel Bullingerplatz, heutige Situation.



Klimaoptimierte Situation.



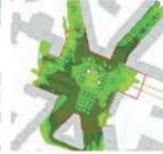
Heutige Situation:
PET um 14 Uhr, 2 Meter über Grund.



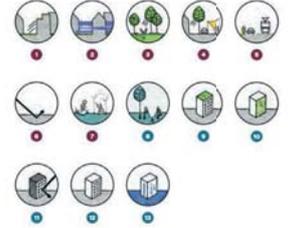
Klimaoptimierte Situation:
PET um 14 Uhr, 2 Meter über Grund.



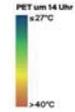
Differenz am Tag:
PET um 14 Uhr, 2 Meter über Grund.



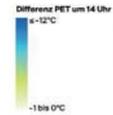
Differenz in der Nacht:
Lufttemperatur um 4 Uhr.



- 1 Handlungsmaßnahme
- 2 Baulinien für
- 3 Baulinien für
- 4 Baulinien für
- 5 Baulinien für
- 6 Baulinien für
- 7 Wasser im städtischen Raum etablieren
- 8 Regenwasser zurück halten und versickern
- 9 Dächer klima-ökologisch begrünen
- 10 Fassaden klima-ökologisch begrünen
- 11 Materialien mit hoher Albedo für Fassaden und Dächer verwenden
- 12 gebäude-nahen Ausstrahlung beschatten
- 13 Energie effizient nutzen



- Massnahmen (Auswahl)
- Gebäude
 - Beschattung Bäume
 - Beschattung Sonnensegel, Pergola
 - Fassadenbegrünung
 - Erlaubung, helle Farbe
 - Ertüchtigung oder Begrünung von Oberflächen und Dachflächen



- Differenz Lufttemperatur (um 4 Uhr)
- 0,25 bis -0,25 K
 - 0,25 bis -0,50 K
 - 0,50 bis -0,75 K
 - 0,75 bis -1,00 K
 - nicht bewertet (im Ist-Zustand überbaut)
- Abbildungen:
Berchthold/Grass Space & Options, Geo-Net
Umweltconsulting

Mehr Grün! Aber wo?

Bahngräben überdecken, Strassenbäume setzen, Fassaden begrünen und Gärten erhalten: Wege zu mehr Grün in Zürich gibt es viele. Aber auch Hindernisse.

Text:
Wiviane Ehrenberger

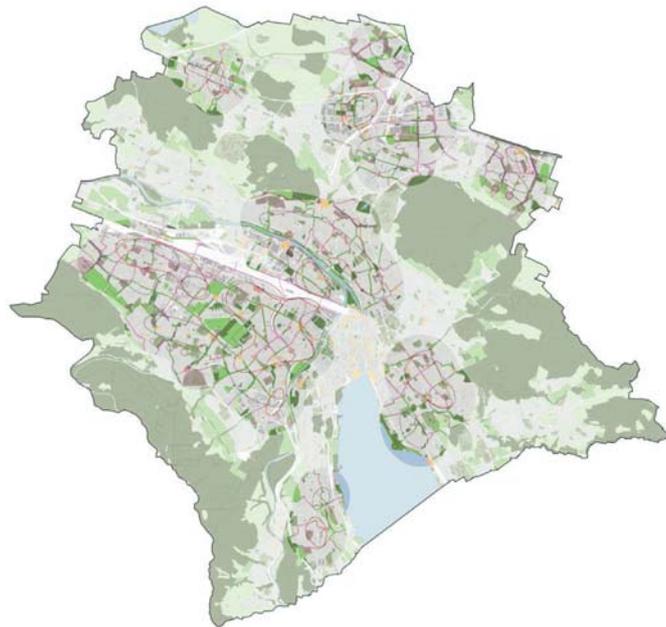
Grüne Tramstrasse, üppige Alleen, blühende Dächer und rankende Fassaden - das Bild, das die Fachplanung Hitze-minderung (FPH) der Stadt Zürich zeichnet, ist nicht nur im Hinblick auf das Klima verführerisch. Es verspricht auch ein neues, ein grüneres Stadtgefühl. Wie der Teilplan Entlastungssystem zeigen, sollen sich von Bäumen gesäumte und beschattete Fusswege als feines grünes Netz in den Siedlungsraum legen. Doch wo gibt es im immer dichter werdenden Zürich überhaupt noch Platz für mehr Grün?

Neue Parks braucht die Stadt

Den grössten Kühlungseffekt bei sommerlicher Hitze haben grüne Freiräume. Ab etwa einem Hektar Fläche kühlen sie nicht nur die nahe Umgebung, sondern werden auch zur Klimaanlage für benachbarte Quartiere. Weil es im Siedlungsraum kaum noch grössere, nicht überbaute Flächen gibt, könnte die Überdeckung von Verkehrsinfrastrukturen eine Möglichkeit sein. Für sechs neue Parks mit einer Fläche von 42'000 Quadratmetern setzt sich zum Beispiel der Verein Seebahn-Park ein. Die private Initia-

tive möchte den Seebahngraben überdecken und so im Quartier Aussenquai (mehr Details unten) schaffen. Peter Keller, Vorstandsmitglied des Vereins, ist zuversichtlich, dass das Projekt durch die FPH Auftrieb erhält - immerhin ist die besagte Fläche im Teilplan Entlastungssystem als künftiger Freiraum markiert. In Kürze werden sich Landschaftsarchitekturstudierende der Hochschule Rapperswil mit den Qualitäten dieser Parks beschäftigen. Allerdings: Realistisch ist auf einer Überdeckung eher ein steppenartiger Grünraum als ein waldartiger mit gross-kronigen Bäumen. Dennoch geben die Initianten von einer deutlichen klimatischen Verbesserung aus.

Für den Strassenraum sieht die FPH neue Bäume und entsiegelte Bodenflächen auf Tramstrassen, Verkehrsinseln und Parkplätzen vor. Obwohl es da teils um kleine Flecken geht: Strassen machen einen Viertel des Siedlungsraums aus, und weil die Stadt über viele Strassenflächen selbst verfügen kann, hat sie hier grosses Beeinflussungspotenzial. Doch der Strassenraum ist ein umkämpftes Pflaster. Fussgängerinnen, Velos, Autos und öffentlicher Verkehr müssen ihn teilen - nun also auch noch mit mehr Bäumen. Wer die Prioritäten neu verteilt, wird zwangsläufig dem einen oder der anderen Platz wegnehmen. Kommt dazu, dass beim Bäumeplanzen die



Neuer Wortschatz:

Stadtklima und Klimakologie
Das lokale Klima in Städten unterscheidet sich von dem im Umland. Vor allem im Sommer werden Städte zu Wärmeinseln. Bebaute und versiegelte Flächen speichern die Hitze und geben sie nachts wieder in den Stadtraum ab. Wärmeinseln kühlen nachts auch deutlich weniger ab, weil die nächtliche Durchlüftung schwach ist oder fehlt. Gewerbe, Industrie und Verkehr sorgen für zusätzliche Wärme. Die mittlere Lufttemperatur in Innenstädten

liegt daher im jährlichen Durchschnitt um ein bis drei Grad über jener im Umland oder in grossen städtischen Parks. In wind- und wolkenlosen Sommernächten kann der Unterschied sogar zehn Grad und mehr betragen. In diesem Zusammenhang spricht man von **Stadtklima**. Die **Klimakologie** untersucht, wie sich das Klima auf das Ökosystem auswirkt und umgekehrt – zum Beispiel Hitze und Vegetation in der Stadt. Der Begriff **klimakologisch** bezieht sich auf diese spezifischen Teil einer ökologischen Massnahme.

→ Sicht im Verkehr genauso gewährleistet bleiben muss wie die nächtliche Durchlüftung. Breite Strassen sind dafür geeignet, auch um Schadstoffe hinauszublasen, aber Strassenbäume können die Luftbewegung bremsen.

Für Silas Hobi, Geschäftsführer des Vereins Umverkehr, ist klar: Eine Planung, die die Hitze senken will, ohne das Auto als Mitverursacher des Klimawandels zu hinterfragen, ist reine Symptombekämpfung. Würden öfter Parkplätze und Fahrspuren zu Velowegen umfunktioniert, gäbe es automatisch mehr Platz für Bäume und Grünflächen. Mit den beiden Initiativen für ein gesundes Stadtklima und für eine zukunftsfähige Mobilität will Umverkehr darum während zehn Jahren jährlich 0,5 Prozent der Strassenfläche in Grünflächen mit Bäumen und 0,5 Prozent in Fuss- und Velowege sowie Bus- und Transparen umwandeln. Die Erkenntnisse aus der FPH liefern dem Verein nun weitere Argumente für seine Initiativen.

Noch nicht in der Pflicht

Die grosse Mehrheit der Grundstücke in Zürich aber gehört Privaten. Ihnen schlägt die FPH eine ganze Reihe von Handlungsansätzen vor: etwa Innenhöfe zu entsiegeln und Fassaden und Dächer zu begrünen, was die lokal gefühlten Temperaturen um etliche Grad senken kann (siehe Seite 10 und 11). Auf den gesamten Siedlungsraum haben solche Massnahmen mit Abstand das grösste Potenzial. Doch ausgerechnet bei der Frage, wie die privaten Grundigentümer in die Pflicht genommen werden können, greift die FPH zu kurz. Während die Stadt sich selbst eine straffe Agenda auferlegt hat, um die FPH umzusetzen, hat die Planung für Private lediglich den Charakter von Empfehlungen.

Gerade bei der Fassadenbegrünung wird die Diskrepanz zwischen dem klimatischen Ideal und den gesetzlichen Rahmenbedingungen deutlich. Während die Dachbegrünung und die Grünflächenziffer gesetzlich geregelt sind, halten für die Vertikalbegrünung weder das kantonale Planungs- und Baugesetz noch die städtische Bau- und Zonenordnung Bestimmungen bereit (siehe Seite 7). In der Kernstadt ragt eine begrünte Fassade schnell einmal in

den Strassenraum, was eigentumsrechtliche Fragen auswirft und eine aufwendige Koordination zwischen den zuständigen städtischen Ämtern bedingt. Soll die Vertikalbegrünung einen Beitrag zur Hitzeminderung leisten, müssen solche bürokratischen Hürden sinken.

Gewachsene Grünräume schützen

Zu tun gibt es auch bei den privaten Aussenräumen. Um ihre Umgebung wirksam zu kühlen, sollten sie unverriegelte, sickerrfähige Oberflächen und grosse Bäume aufweisen, die die Fassaden verschatten und die Verdunstung begünstigen. Darüber hinaus kann der unverriegelte Boden CO₂ und Wasser speichern – vorausgesetzt, er ist gesund und es wachsen Pflanzen, die nützen statt schaden. Ein klimakologischer Grünraum ist dabei nicht unbedingt teuer: Eine Naturwiese etwa muss man weniger oft mähen als einen Ziergarten. Generell gilt aber: Mit der standardmässig vorgezeichneten Tiefgaragenüberdeckung von fünfzig Zentimetern Bodentiefe ist das alles nicht zu bewerkstelligen – sie gleicht im Aufbau eher einer extensiven Dachbegrünung. Dagegen könnte eine gesetzlich verankerte Unterbauungspflicht, kombiniert mit einer Baumpflanz- und Begrünungspflicht, die Grünraumgestaltung auf privatem Grund lenken und die rasante Versiegelung eindämmen.

Und da sind noch die Lebenszyklen, auf die Daniel Keller hinweist, Co-Geschäftsführer des Büros Stadtlandschaft: Gerade wenn ein Gebäude sanierungs- oder abrisstfrei ist, ist der gewachsene Grünraum am wirkungsvollsten und sind alte Bäume im Hinblick auf das Klima am produktivsten. Bei einem Ersatzneubau oder einem grösseren Umbau muss der Grünraum aber meist ebenfalls weichen. Die Umsetzungsagenda der FPH sieht zwar Massnahmen vor, um den Grünanteil bei Neubauprojekten zu erhöhen – genauso wichtig ist es aber, dabei auch ausgewählte Grünräume und alte Bäume auf Privatgrund zu erhalten. Es gilt, in der Öffentlichkeit und bei privaten Bauherren ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass über lange Zeit gewachsene Grünräume wertvoll sind und es sich lohnt, sie in der Projektentwicklung zu berücksichtigen. ●

Parkbaum

- Kronenwachstum ohne Einschränkung
- maximale ökologische Leistung: Schatten, Kühlung, Lebensraum für Tiere
- luftdurchlässiger Boden, damit das Wasser zu den Wurzeln gelangen kann und diese nicht ersticken
- viel Platz für Wurzelwachstum
- intaktes Bodenleben
- mit Mikroorganismen
- genügend Grundwasser vorhanden



Strassenbaum

- Kronenwachstum eingeschränkt
- Wärmereizabnahme von nahe stehenden Gebäuden
- geringe ökologische Leistung wegen Hitze und Trockenheit
- mechanische Schäden durch Anfahren, Astabrische
- Bodenversiegelung (Asphalt, Beton)
- Verdichtung des Bodens durch Begießen oder Befahren
- wenig Platz für Wurzelwachstum
- geringe Aufnahme von Wasser und Nährstoffen wirkt sich auf Widerstandsfähigkeit und Stabilität aus
- veränderter Grundwasserspiegel aufgrund von Tiefbauaktivität

Die Standortbedingungen von Stadtbäumen unterscheiden sich stark und beeinflussen die Lebensdauer der Bäume. Quelle: Grün Stadt Zürich



Christine Bäum

Die Architektin (58) ist seit 1998 für die Stadt Zürich tätig, zunächst im Amt für Städtebau, später als Leiterin der Bereichsplanung und Entwicklung im Tiefbauamt. Seit 2015 ist sie Direktorin der Dienstabteilung Grün Stadt Zürich im Tiefbau- und Entsorgungsbereich.

«Einen Baum in der Stadt zu pflanzen, ist ein grosses Projekt»

Wie steht es um den klimakologischen Zustand der Stadt Zürich? Müssen wir mit dem Bauen aufhören und die verbleibenden freien Parzellen als Parks erhalten, um uns vor der zunehmenden Hitze zu schützen?

Christine Bäum Park- und Strassenflächen können das Stadtklima tatsächlich entlasten. Eine grosse Erkenntnis aus der Fachplanung Hitzeminderung (FPH) ist jedoch, dass im städtischen Raum auch viele kleine Massnahmen einen wichtigen Kühlungseffekt auf ihre unmittelbare Umgebung haben. In Innenhöfen, im Strassenraum, auf Dächern und an Fassaden gibt es noch viel unausgeschöpftes Potenzial. Das heisst, dass man auch mit Bauen und Verdichten Hitzeminderung erzielen kann.

Aus der FPH erschliesst sich, dass zusätzliche Bäume durch ihr Verschatten und Verdunsten den grössten Beitrag leisten, um die Aufenthaltsqualität in der Stadt zu verbessern. Warum pflanzt man nicht einfach viel mehr Bäume in der Stadt?

Zürich ist schon dicht bebaut – neben dem Konkurrenzkampf um den oberirdischen Raum herrscht auch unterirdisch ein Gedränge. Einem Strassenbaum gehen wir für seinen Wurzelraum heute eine Baumgrube von rund zwölf Kubikmetern zu, aktuell prüfen wir grössere Gruben von bis zu 36 Kubikmetern. Einen Baum in der Stadt zu pflanzen, ist ein grosses Projekt. Im Gegensatz zu Parkbäumen sind Strassenbäume hohen Belastungen ausgesetzt. Das betrifft den öffentlichen, städtischen Grund. Auf den privaten Parzellen gibt es weitere Schwierigkeiten,

etwa mit Grenzabständen, die das Pflanzen von Bäumen verhindern. Zurzeit erarbeiten wir das Konzept «Blümenlied der Stadt», in dem wir zehn Handlungsansätze vorstellen, um den Baumbestand zu erhalten und auszubauen – auf dem öffentlichen Grund und auf den privaten Parzellen. Das Thema Trockenheit wird in der FPH nur am Rand erwähnt. Welche Bedeutung haben die zunehmenden Trockenperioden für die Strassenbäume?

Eine zentrale Rolle wird das Wassermanagement spielen. Wie kann die Feuchtigkeit im Boden gehalten werden? In einem Pilotprojekt mit dem Tiefbauamt werden wir in der Glesserstrasse neue Ulmen nach dem Schwammstadt-Prinzip pflanzen. Die Baumgruben weisen einen mehrschichtigen, gut durchwurzelbaren Bodenaufbau auf, in den das Regenwasser geleitet und wo es gespeichert wird. Der Grundsatzt der Untergrundsentswässerung, das Niederschlag so rasch wie möglich abgeführt werden soll, muss angepasst werden. Könntig muss das Wasser einerseits das Grün bewässern, andererseits muss es verdunstet können, um die Umgebung zu kühlen.

Welche Hürden sehen Sie für die Umsetzung des Massnahmenkatalogs der FPH?

Es ist wichtig, zwischen der öffentlichen Hand und privaten Grundigentümern zu unterscheiden. Im Strassenraum ist die Konkurrenz um den Platz eine zentrale Herausforderung. Oberirdisch teilen sich Autos, öffentliche Verkehr, Vögel, Fussgängerinnen und Bäume den Strassenraum. Unterirdisch gilt es, Platzansprüche von Baumgängen mit Leitungen, Kanalisation und Fernwärme zu koordinieren. Da wird eine unterirdische Raumplanung dringend. Bei privaten Grundigentümern wird neben den noch fehlenden Gesetzesgrundlagen der Kostenfaktor zentral sein. Da können wir heute schon Wissen vermitteln und mit geeigneten Förderinstrumenten Anreize schaffen.

Bepflanzte Häuser

Dass es in Zürich erst wenige grüne Dächer, Fassaden und Höfe gibt, hat mit deren Pflege und Unterhalt zu tun. Drei gut gedehnte Beispiele zeigen, dass sich die Investition lohnt.

Text:
Claudia Moll
Fotos:
Mina Mansel

Grün ist das neue Gold. Diesen Eindruck erhalten nicht nur Lieferantinnen der Fachplanung. Hitzeerminderung der Stadt Zürich. Schon lange ist bekannt, dass Pflanzen in dicht bebauten Gebieten viel Gutes tun: Ihre Blätter binden Staub und Gase, ihr Wurzelraum speichert Wasser, ihr Schattenwurf vermag Temperaturextreme auszugleichen und den Kühlbedarf von Gebäuden zu reduzieren. Grüne Korridore in der Stadt fördern die Luftzirkulation und die Biodiversität und bieten den Menschen Raum für Bewegung und Erholung. Und schliesslich sind Pflanzen in ihrer immensen Vielfalt schlichtweg schön anzusehen und ein oft willkommenen Kontrast zur Architektur. Gründe für grünere Städte gibt es also viele. Dass diese heilsversprechende Entwicklung in Zürich erst amatzweise sichtbar ist, liegt an einer weiteren Eigenschaft der Pflanzen: Sie sind anspruchsvoll. Standort und Exposition müssen genauso stimmen wie Artenwahl, Bodenqualität und -zusammensetzung. Das A und O sind Pflege und Unterhalt. Die Kosten dafür sind vielerorts der Grund, dass aufwendigere Vorhaben in der Schublade verschwinden zugunsten solcher, die weniger Zeit und Geld erfordern.

Die Dachhoase

Neue Formen städtischen Grüns sind in Zürich und Umgebung aber durchaus erkennbar. Ein gelungenes Beispiel ist der Dachgarten des Hochschulcampus Toni-Areal in Zürich West, der seit sechs Jahren heranzwächst. Die angenehm temperierte Oase dreissig Meter über Strasseniveau ist ein beliebter Aufenthaltsort der Studierenden, leistet aber noch mehr. Auf der gesamten Fläche von 7000 Quadratmetern enthält der Bodenaufbau Speicherplatten aus Styropor, die das anfallende Regenwasser zurückhalten und so die Abwasserkanäle des ehemaligen Industriequartiers entlasten. Blüme, Stäucher und Stauden saugen das angestaute Wasser auf. Ihre Blätter verdunsten es und kühlen damit die Luft über der Dachterrasse. Bei starker Sonneneinstrahlung ergibt das eine Temperaturdifferenz von bis zu zehn Grad zwischen den von der Sonne aufgeheizten Betonplatten am Rand des Dachs und dessen grünem Zentrum. Einer ungewöhnlich starken Substratschicht von 80 bis punktuell 120 Zentimetern ist es zu verdanken, dass der Dachgarten sich gut entwickelt. «Nur eine frühzeitige und intensive Zusammenarbeit zwischen Architekten, Landschaftsarchitek-

innen und Ingenieuren ermöglicht das», erklärt Jochen Soukup, Landschaftsarchitekt und Partner bei Studio Vulkan. «Dachgärten sind eine Chance und ein interessantes Aufgabenfeld für unseren Beruf.»

Die Blätterwand

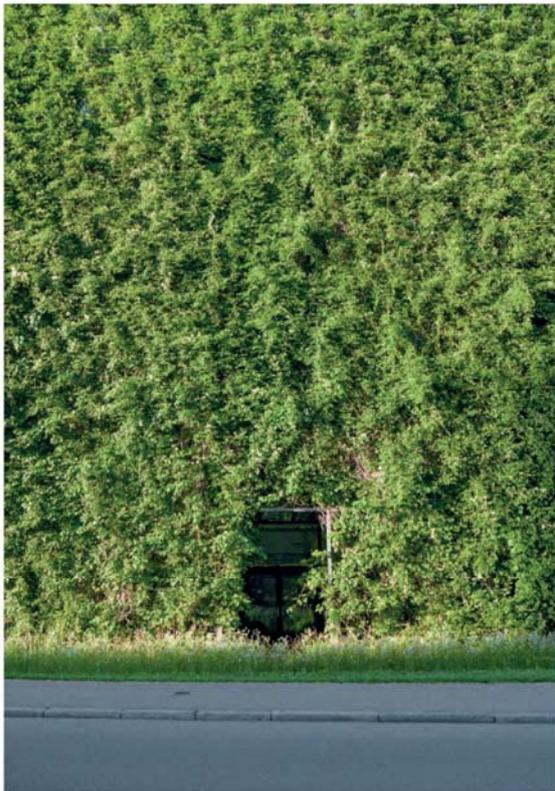
Die Sonneneinstrahlung vermindern, über Verdunstung Wärme abführen, Regenwasser speichern: Mit solchen Trümpfen warten auch grüne Fassaden auf. Zwei Systeme sind gefällig: das fassadengebundene, bei dem die Pflanzen ihre Nahrung aus Trögen und substralthaltigen Wandplatten an der Gebäudehülle beziehen, und das bodengebundene, bei dem sie direkt aus der Erde wachsen. Letzteres braucht zwar mehr Platz, aber weniger extensiven Unterhalt und schont damit Ressourcen. Ein imposantes Beispiel dafür findet sich in Glatzbrugg, wo sich ein Stahlgerüst über die gesamte Länge und Höhe eines Bürogebäudes erstreckt. Fünf Meter von der Südfassade des gläsernen Kubus abgerückt und bis auf 27 Meter hinauf mit sommergrünen Kletterpflanzen berankt, spendet es Schatten und sieht schön aus. Facility Manager Rudolf Eberle: «Im Sommer ist es hinter dem Gerüst angenehm kühl, und in laublosem Zustand gelangen dennoch Licht und Wärme ins Gebäude.» Im Vergleich zu den anderen Fassaden beansprucht die beschattete Südseite am heissen Tagen rund dreissig Prozent weniger Kühlleistung. Eine eindruckliche Zahl. Nachteile sieht Rudolf Eberle nur wenige: Mit zweimal jährlichem Schnitt, regelmässigem Wässern und Düngen halte sich der Pflegeaufwand im Rahmen. Am aufwendigsten sei das Zusammennehmen des Laubs im Herbst. Es habe aber Geduld gebracht in all den Jahren bis zur heutigen grünen Pracht. «Das Erziehungsbild war lange etwas mickrig», urteilt Eberle.

Der Dschungelhof

Das städtische Klima positiv beeinflussen können auch Grünräume am Boden. Im Innenhof der Oberbauung Manhof, wiederum in Zürich West, ist eine üppige Landschaft gewachsen. Schon in den Sonderbauvorschriften von 2004 zur Umwandlung des einstigen Industrieareals hatte die Stadt hier eine offene Fläche gefordert. Das von hohen Wohnbauten gesäumte Rechteck, zu den Gleisen hin offen, ist heute das grüne Herz des Wohn- und Dienstleistungsviertels zwischen Prime Tower und Pfingstweidpark. Grössere und kleinere Gehölze bilden ein dichtes Grün auf dem topografisch modellierten Untergrund und schaffen Distanz zwischen den Gebäuden. Und der Hof ist gross genug, um einen kühlenden Luftaustausch in Gang zu bringen. ●



Dachgarten
Hochschulcampus
Toni-Areal, 2014
Zürich
Baueinheit: Alireza
Generalunternehmung,
Zürich
Landschaftsarchitekt:
Studio Vulkan, Zürich
Begrünung:
Intensive Dachbegrünung
Entwicklungsleiter:
Fl. SJ Msa (Dachflächen
inkl. Innenhöfe)



Green Wall, 2002
 Glattnegg 214
 Bauherrschafft:
 Alpine Finanz Immobilien,
 Glattnegg
 Landschaftsarchitektur:
 Radeschallpartner, Meilen
 Begrünung:
 Vertikalbegrünung
 Rankerliste
 Erstellungskosten:
 keine Angaben



Maaghol 2014
 Zürich
 Bauherrschafft: Swiss Life,
 Zürich; SFS Immobilien,
 Olten
 Landschaftsarchitektur:
 Krebs und Henke
 (Projekt von Rützler Krebs
 Partner, Winterthur
 Begrünung:
 Begrünung Innenhof
 (BFD) und Lauf Tiefgarage
 Erstellungskosten
 (Gesamtpreis):
 Fr. 1,9 Mio.

«Wir dürfen die Dächer nicht mehr verschwenden»

Stelnerne Dichte und technische Ansätze: Der Zürcher Städtebau kümmert sich noch wenig um Klimafragen. Ein Gespräch darüber, was sich im Denken und Entwerfen ändern soll.

Interview:
René Marti

Die bauliche Verdichtung heisst Städte zu Wärmehäusern auf. Sind Dichte und ein angenehmes Stadtklima ein Widerspruch?

Katrin Gögler: Das könnte man meinen. Ich fasse den Klimawandel aber auch als Herausforderung auf, die Stadt anders zu denken: Der kommunale Richtplan ermöglicht zum Beispiel zusätzliche und besser vernetzte Freiräume. **Sarah Barthe:** Ohne Verdichtung der Stadt schon in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren Thema wegen der Umwelt- und Luftverschmutzung. Dann verlor sich das wieder. Das Paradigma der autogerechten Stadt – der strittigste Punkt – wurde nie infrage gestellt. Das müssen wir jetzt

korrigieren. Der motorisierte Individualverkehr ist in der dichten Stadt ineffizient. Die Strassenkapazität gehört den Gütern und dem öffentlichen Verkehr. Der Städtebau muss die Strassenfläche neu zuteilen und Bedingungen schaffen für mehr Bäume und effizientere Verkehrsbeziehungen. **An der neuen Lagerstrasse hat man auf eine Baumreihe verzichtet, weil in zwanzig Jahren vielleicht eine Tramlinie gebaut werden soll. Ein Fehler?** **Katrin Gögler:** Auf jeden Fall müssen wir beweglicher werden im Umgang mit Bäumen, trotz ihres emotionalen Werts. Vielleicht muss ein Strassenbaum in zwanzig Jahren einer Werkleitung weichen. Jetzt können wir ihn entweder gar nicht setzen, oder wir denken in Zyklen und wählen eine Baumart, die schnell wächst.

Temporäre Bäume – Lorenz Eugster, sträuben Sie als Landschaftsarchitekt sich dagegen?

Lorenz Eugster: Im Gegenteil. Der Ansatz ist produktiv. Man könnte die Bäume auch mit ausnahmsweise blau-weißen gestrichelten Bänken begleiten. Das würde den Übergangscharakter betonen. Solche Werkzeuge brauchen wir, um schnell reagieren zu können, anstatt abzuwarten und am Ende gar nichts umzusetzen. **Sarah Barthe:** Weil wir im Klimawandel unter Zeitdruck stehen, ist ein junger Baum diesbezüglich minderwertig, und man möchte den alten erhalten. Aber einen Baum nicht zu setzen aus Angst davor, ihn einst wieder fällen zu müssen – das kann es nicht sein. **Lorenz Eugster:** Wir müssen themenübergreifend denken, statt weiterhin sektoriell zu planen. Somit erfüllen zwar alle Ämter und Planer ihre eigenen Ansprüche, aber am Ende kommt stets ein breites Trottoir ohne Baum heraus, weil alles anders zu kompliziert wäre. **Katrin Gögler:** Allerdings müssen wir auch bei den Bäumen das Gesamtbild im Auge behalten. Es gibt verschiedenste Bedürfnisse und Ansprüche an Grünflächen. Im Jahreszy-



Lorenz Eugster
Der Landschaftsarchitekt (40) führt das gleichnamige Büro für Landschaftsarchitektur und Städtebau in Zürich und ist vorwiegend als städtebaulicher Experte unterwegs.



Katrin Gögler
Die Architektin (55) ist seit 2007 Direktorin des Amts für Städtebau der Stadt Zürich.



Sarah Barthe
Die Architektin (32) führt in Basel das Atelier für Architektologie und ist Mitglied von Courtdom 2000, einem Kollektiv, das die Architekturschaffen in Zeiten des Klimawandels thematisiert.

kus ist auch einmal eher genügend Licht gefragt als Abkühlung. Ich wünsche mir offene Debatten ohne moralische Scheuklappen. Im Moment ist der Freiraum im Gegensatz zur Bebauung gesetzlich schwach formuliert, und eine qualitative oder quantitative Messbarkeit existiert nicht.

Sarah Barthe: Grüne Orte – öffentlich oder zumindest gemeinschaftlich – werden in einer dichten Stadt mit weniger Nutzfäche pro Kopf wichtiger. Künftig treffen wir uns öfter in Parks, unter Bäumen, am Wasser.

Welche Regeln wären sinnvoll, welche Gesetze nötig?

Katrin Gögler: In der aktuellen Harmonisierung der Baubegriffe prüft die Stadt jene zur Begrünung, etwa die Unterbauanziffer oder die Grünflächenanziffer. Je nach Resultat könnte als Alternative zur Grünflächenanziffer auch eine Grünvolumenziffer interessant sein, um das Grün nicht nur flächig zu denken.

Lorenz Eugster: Neue Regeln sollten wohlüberlegt sein. Sonst besteht die Gefahr von unerwünschten Effekten. Die Grünflächenanziffer etwa kann unausgeregte Parkierungsleistungen verhindern und so indirekt Tiefgaragen fördern.

Die Fachplanung Hitzeminderung (FPH)

setzt stark auf Fassadenbegrünungen. Wie soll das rasch umsetzbar sein?

Katrin Gögler: Wir sollten mehr ausprobieren, statt alles von Anfang an technisch perfekt lösen zu wollen. Bodenbegleitende Begrünungssysteme sind unkomplizierter und günstiger als Fassadengruben. Das können einfache Gewächse sein wie Glyzinen oder geeignete Rebsorten. Es muss auch nicht jede Fassade grün werden. Vielleicht ist hier die Vorzone geeigneter, dort das Dach oder eine Wasserfläche. Die FPH enthält einen Baukasten für lokal passende Kombinationen.

Sarah Barthe: Wir dürfen die Dächer nicht mehr verschwenden. Entweder nutzen wir sie für die Energiegewinnung, als Dachterrasse oder für eine intensive Begrünung zugunsten des Klimas.

Lorenz Eugster: Fassadenbegrünungen sind klimatisch wirksam und wachsen schnell. Werden sie aber mehr oder weniger zufällig platziert, bekommen sie etwas Episodisches und Applizierendes. Wie verhindern wir, dass Günstige aus dem Baumarkt gesetzt wird, das nach fünf Jahren eingetriggt? Wie überdauern die Gewächse Mieter- oder Besitzerwechsel? Lenken wir das mit einer Regulierung oder über Bewirtschaftungsverträge? Es stellt sich die Frage, wie viel Zeit und Aufwand wir gesellschaftlich zu investieren bereit sind.

Wie soll die FPH in weitere Planungsinstrumente einfließen?

Katrin Gögler: Wenn es um lokale Massnahmen gegen die Hitze geht, sehe ich unsere Rolle darin, Ziele zu definieren und weniger das Weg, wie sie zu erreichen sind. Architektinnen und Bauherchaften sollen herausfinden können, wie sie das Thema konkret umsetzen wollen.

Sarah Barthe: Da spielt uns die Zeit in die Hände. Hausgeigentümern reagieren vermehrt auf die Hitze, weil die Nutzerinnen das fordern. Ein Springbrunnen im Hof oder eine im Sommer schattige und im Winter sonnige Fassade werden zu Vermarktungsargumenten.

Katrin Gögler: Kaltluftströme dagegen sind ein übergeordnetes System, das wir gesamtstädtisch denken müssen. Das kann sich in der Freize- und Zonenordnung niederschlagen, zum Beispiel als Drehaltbereiche oder als Vorgaben zu Abständen und Dimensionen.

Sarah Barthe: Damit die Bereiche der Kaltluftströme nicht zugebaut werden, brauchen sie einen gesetzlichen Schutz. Somit passiert dasselbe wie mit den Wasserläufen: Vor Jahrzehnten tolte man sie ein, heute holen wir sie mit viel Aufwand wieder hervor.

Ist es kulturell richtig, Städtebau und Architektur zu überformen – für ein bisschen Luft?

Sarah Barthe: Die durchgründet und aufgelockerte Stadt ist nichts Neues – schon vor hundert Jahren hat man städtischen Bedingungen berücksichtigt.

Lorenz Eugster: Kaltluftwerte vorzuschreiben, ahndet tatsächlich dem technischen Ansatz, wie er etwa beim Lärm Anwendung findet. Das ist gabelstapler-typisch frustrierend. Städtebau ist gerade auch eine Konkurrenz der Normen. Welche ist eben mehrheitsfähig? Welcher Konsens verlangt von den Architekten eine Form?

Katrin Gögler: Beim Lärm gelangt es Architektinnen, die Normen räumlich zu denken. Qualitative Lösungen werden wir mit der Zeit auch bei der Kaltluft erreichen. Wir kennen die Fakten – jetzt können wir mit dem Entwickeln beginnen.

Ausgerechnet der Stadtteil Altstetten,

ein Verdichtungsgebiet, weist grosse Kaltlufttaschen auf. Wie reagiert das Amt für Städtebau darauf?

Katrin Gögler: Altstetten eignet sich für die Verdichtung wegen Kriterien, die klimatisch ebenfalls relevant sind: zum Beispiel die Erschliessung mit dem öffentlichen Verkehr, die Parzellengrößen oder die Versorgung. Nun kommt das Stadtklima als zusätzliches Thema. Wir müssen die Interessen abwägen. Die FPH ist keine Konkurrenz zu anderen Planungsinstrumenten, sondern damit verzahnt.

Die Zahnbürsten-Verdichtung ist aber bereits im Gang. Wie schnell sind Regeln parat,

um die Kaltluft zu sichern?

Katrin Gögler: Es braucht Zeit, das Nötige in der Nutzungsplanung zu regeln. Der kommunale Richtplan wird zwar zum Teil schon berücksichtigt, aber festgesetzt ist er noch nicht, und auch die Grundlage im kantonalen Planungs- und Baugesetz fehlt noch. Aber wir müssen nicht warten, wir können anders entwerfen und anders bauen, weil wir dank der FPH nun wissen, was zu tun ist.

Sarah Barthe: Auf uns Architektinnen und Architekten kommen mit dem Klimawandel zahlreiche neue Aspekte zu. Für die Klimaanpassung gilt es, die Kaltluft zu beachten, für den Klimaschutz, die graue Energie stärker zu gewichten. Zurzeit scheinen Abriss und Neubau günstiger, weil die Allgemeinheit viele Energiekosten trägt. Es braucht eine Bepreisung der falschen Energie und Anreize, um Gebäude und Substanzen zu erhalten und weiterzuverwenden.

Wie beeinflusst die FPH die neuen Zürcher

Hochhaus-Lettlinien, die ausgebaut werden?

Katrin Gögler: Da schauen wir uns zum Beispiel die Fußwege und die Thermik an, die zwischen Gebäuden entstehen können. Doch das Thema ist noch wenig erforscht, und im Unterschied zur Kaltluft ist die Wirkung von Thermik vermutlich eher lokal.

Sind wir bald froh, um einen Sechsstunden-

Stunden- statt einen Zwei-Stunden-Schatten

bei Hochhäusern?

Katrin Gögler: So weit würde ich nicht gehen, aber ich bin zuversichtlich, dass der Kantonsrat demnächst den Drei-Stunden-Schatten genehmigt. Diese Erhöhung gäbe uns mehr Spielraum zugunsten der Verdichtung, nun nützt sie vielleicht auch klimatisch.

Sarah Barthe: Aus Klimatisiert ist das Hochhaus ein Klumpenrisiko, ein schwer anpassbarer Luxus-Dinosaurier. Türme als Lösung für intakte Kaltluftströme zu stillieren: Das sehe ich nicht.

Lorenz Eugster: Der Landschaftsarchitekt Adriaan Geuze bot in den 1990er-Jahren New Yorks Hochhäuser als Gehoblandschaften, als Biotope. Und so wie hierzulande das Gleisfeld zum Lebensraum für Tiere wurde, könnten wir das Hochhaus tatsächlich als Brutgebiet für bestimmte Vogelarten denken. ●

Städtebau-Stimmigkeit
Dicht und kühl
Wie hängen Städtebau und Stadtklima zusammen? Podiumsdiskussion am Montag, 2. September, 19.30 bis 20.30 Uhr, Kulturpark, Zürich. Infos und Anmeldung: www.staedtebau.ch/hochpaerech

„IN ZEITEN DES AKTIVISMUS «STADTKUNST» - extrem lokal und ziemlich international“, Bice Curiger, in: Curiger, Bice, Zweifel, Stefan, Amsler, Ronnie, and Museum Strauhof. *Ausbruch & Rausch : Frauen Kunst Punk 1975-1980*. Erstveröffentlichung ed. Vol. No 305. Zürich: Edition Patrick Frey, 2020. Print. Edition Patrick Frey., S.32-76

IN ZEITEN DES AKTIVISMUS «Stadtkunst» - extrem lokal und ziemlich international

Bice Curiger

AUSBRUCH UND RAUSCH

Was geschah zwischen 1975 und 1980, was vorher und nachher nicht möglich schien? Dies ist die Frage, die uns beim Rückblick auf die paar fröhlich aufbegehrenden Ereignisse leitete und Anlass war zu dieser Publikation und einer Erinnerungsausstellung.¹ Unvergessliche gemeinschaftliche Episoden in unseren Biografien, welche von heute aus gesehen die Vorstellung dessen, was Kultur ist und sein könnte, immer noch ganz schön herausfordern.

Hauptschauplatz war die Städtische Galerie zum Strauhof, ein rechtschaffen barockes Haus mitten im eleganten Zürcher Geschäftszentrum. Zwei Mal flammten dort während einer jeweils kurzen Zeitspanne und mit beeindruckendem Publikumserschlag anarchisch aufbegehrende Manifestationen auf. Überbordende Ausstellungen, populär, feministisch und kunstexpansiv, die zugleich rohe kollektiv-kulturelle Experimente waren. Damit verbunden fanden an wechselnden Orten sporadisch die Bühnenauftritte der nonchalanten *Frauenrakete* statt, in welcher sich die selbstbewusst amateurhafte Kraft vermischte mit jener der aufkeimenden Punk- und New-Wave-Musikszene.

Es war ein Ausbrechen aus den Fesseln einer in Selbsthypnose verharrenden, sich ach so modern fühlenden Nachkriegsgesellschaft. Ein Traum vom Erspüren der eigenen gestaltenden Potenz. Zwischen Kunst und Nichtkunst – mit wilder Bottom-up-Kraft – offenbarte sich eine Sprache, die direkt und mitreissend war in ihrer fordernden Lebendigkeit.

Zürich war und ist keine Metropole, aber auch keine hinterwäldlerische Kleinstadt. Gross genug, um aufgerückt und angeschlossen zu sein an die symptomatischen neuen und aufregenden Erscheinungen der Zeit. Und wie im Brennglas lässt sich hier konzentriert das Zusammenspiel vieler relevanter Aspekte ablesen, die uns immer noch oder gerade heute wieder interessieren. In gebündelten Erscheinungen, die auch an anderen Orten – vielleicht disparater und anders, mit mehr Härte ausgesondert – zutage traten.

VORGESCHICHTE, KULTURELL UND PERSÖNLICH

Blenden wir zurück in die späten 1960er-Jahre, ins Zürich und in die Schweiz von damals, um zu verstehen, wie es zu all dem kommen konnte.

¹ Initiatorin ist Gesa Schneider, auf deren Einladung in Strauhof Zürich vom 21. August bis 4. Oktober 2020 die Ausstellung *Ausbruch & Rausch. Zürich 1975-1980. Frauen Kunst Punk* stattfindet.



Blick in die Städtische Kunstammer Strauhof, um 1963. (Foto: Stadtsarchiv Zürich).

Besucherin vor Presselandschaft in *Frauen sehen Frauen*, 1975. (Foto: Ruth Vögelin).

Filmstills aus der Tagesschau des SRF vom 23. Juli 1980 mit Mann beim Münztelefon vor Sergio Gallis *«A Bigger Splash»* nach David Hockney.



Minirockdemo vor dem Café Odeon, August 1967. (Foto: Willy Spiller).

Valie Export präsentiert ihr *Tapp- und Tastkino* während der *Underground Explosion* im Volkshaus Zürich, 1969. (Foto: Heinz Baumann).

Es war die Zeit, als die Schreibende noch Schülerin der mit dem unsäglichen Namen versehenen städtischen «Höheren Töchterchule» war. Auch wenn das «Höhere» sich auf die Schule mehr als auf den sozialen Status der Töchter beziehen sollte, es passte alles nicht mehr zur Zeit und der schon spürbaren Aufbruchsstimmung. Vereinzelt trugen wir Miniröcke und Haare, die bis mindestens über die Schulter fielen, und verstörten damit das Lehrpersonal. An der Pinnwand im Schulzimmer hing plötzlich das Bild der Kinks, die damals, 1966, im Saal des Hotel Spigarten im Zürcher Aussenquartier Altstetten aufgetreten waren, was sofort den degoutierten Spott einiger Lehrkräfte auf sich zog. Ja, und bis 1971 hatten Frauen in der Schweiz kein Stimmrecht. Und 1967 – also ein Jahr vor dem neuralgischen '68 – fand in Zürich vor dem Café Odeon eine Demo für den Minirock statt. Es war ein Aufstand gegen die Doppelmoral: Das Etablissement, das in der oberen Etage ein Striptease-Lokal betrieb, hatte einer Frau in kurzem Rock den Eintritt zum Café im Erdgeschoss verweigert.

VORGESCHICHTE, ANARCHISCH-KÜNSTLERISCH-EXPANSIV

Der Aufbruch nahm Konturen an. Was hier interessiert, ist das, was bisher zu wenig Beachtung fand: Hat das Stichjahr 1968 die Diskussion zu stark auf das Politische und augenfällig Gesellschaftliche gelenkt – und steht die Aufarbeitung der nachfolgenden 70er-Jahre als Labor kultureller Ausdifferenzierung noch bevor? Was ist in der Kultur im engeren Sinne, in den künstlerischen Disziplinen Kunst, Musik, Literatur, Theater während deren Ausweitung und Demokratisierung geschehen? Was waren neben den inhaltlichen die künstlerischen und ästhetischen Ideale und Antriebsmomente? Und war das Einmünden in Aporien und Ausverkauf unumgänglich?

Das Jahr 1968 hat auch in Zürich zu Studentenprotesten geführt (männerdominiert, und das genderneutrale Wort «Studierende» war noch nicht in Umlauf), aber vor allem – und das mag von aussen gesehen fast rührend erscheinen – zu einem Kampf für ein Jugendhaus, der in Tumulte auf der Strasse mündete. Bereits im Januar 1968 trat in der Schweiz in mehreren Städten, so auch im Volkshaus in Zürich, das Living Theatre aus den USA auf, mit den Stücken *Frankenstein* und *Mysteries* und ein Jahr später mit *Paradise Now*. Eine Nacktheit zelebrierende, pazifistisch-anarchische Kommune um Judith Malina und Julian Beck, und es fand 1969 die *Underground Explosion*² statt mit Valie Exports *Tapp- und Tastkino* und Peter Weibels martialischem «Totalangriff auf das traditionelle Kunstverständnis» (*WOZ*). Die Vorgänge auf der mit grossen Stachelrahtballen «verzerrten» Bühne liessen ein verstörtes Publikum zurück.³

2 Das «Intermedia Event», wie sie es nannten, wurde zwischen dem 15. April und dem 16. Mai 1969 in München, Zürich, Essen und Köln gezeigt und von Karlheinz Hein und dem Zürcher Dieter Meier organisiert.

3 «We had to break it up raze it up rake it up rattle roll movement went to emotion for the physicality/sensory bombardment.» Carolee Schneemann, in: «Expanded Cinema. Free Form Recollections of New York» (1970), in: David Curtis, A. L. Rees, Duncan White (Hg.), *Expanded Cinema. Art Performance Film*, Tate Publishing, London 2011, S. 92.

«Polizeistunde» nannte man die mitternächtliche Sperrfrist der öffentlichen Lokale in Zürich, eine Regel, die bis in die 1990er-Jahre gelten sollte. Wer länger ausgehen wollte, ging in die «frivolen» privaten Nachtclubs. «Platte 27» hiess einer der eher künstlerisch avantgardistischen Sorte der späten 1960er. Das Wort Disco existierte noch nicht – es war ein Ort, wo Jugendliche nach Mitternacht tanzen konnten und in welchem auch live Musik- und Filmexperimente à la Expanded Cinema wie etwa die legendäre Band Guru Guru Groove (später nur noch Guru Guru) und erste Filme von Hans-Jakob Siber, Dieter Meier oder HHK Schoenherr vorgeführt wurden. Ich erinnere mich, dass ich den geheimnisvoll hinter einer Sonnenbrille versteckten Urs Lüthi dort zum ersten Mal sah. In dem sonst karg ausgerüsteten Lokal hing sein Plakat *Urs Lüthi weint auch für Sie*. Selbst in den traditionellen Institutionen wie dem Kunsthaus Zürich geschah ein Aufbruch mit der 1971 präsentierten, aufwühlenden und heftig diskutierten Ausstellung *11 Tableaux* von Edward Kienholz mit *Roxy's*, einer begehren morbidem Horrorvision eines in der Zeit erstarrten Bordells, düster beleuchtet, eng, muffig und höchst theatralisch.

Kunst und sogenannter Underground verbanden sich ganz natürlicherweise, da war etwa das auf die amerikanischen Beats wie Gary Snyder ausgerichtete und gleichzeitig auf Frank-Zappa-Fanzine getrimmte *Hotchal*. Ein von Urban Gwerder als hektografiertes Falblatt publiziertes Medium, in welchem der junge HR Giger, der bereits in der Galerie Stummer seine Bilder zeigte, immer wieder auftauchte. Und genauso konnte man in *Hotchal* auf einen Beitrag von Daniel Spoerri über André Thomkins stossen.

DIE ALTEN UND DIE JUNGEN

Eine neue vitale, wildwüchsige Kreativität war am Entstehen. Wie soll man diese umschreiben? Sie verkörperte so etwas wie ein Paradox der raffiniert ungehobelten, ausscherehenden Art. Hier herrschte kein übermächtiger intellektueller Überbau, es war ein freies, furchtloses und gewitztes Ausgreifen, das auch dem Umstand geschuldet war, dass die künstlerische Ausbildung in Kunstgewerbeschulen stattfand. So war denn der Bauhüslers-Geist im etablierten Kunstgeschehen sehr ausgeprägt. Die kriegsverschonte Schweiz, und speziell Zürich, sah sich mit deren impulsgebenden Vertretern wie Max Bill, Richard Paul Lohse, Hans Fischli sowie mit Emigranten wie Hans Finsler gesegnet und hatte in dieser düsteren Zeit die Ideale der (konstruktiven) Moderne ungebrochen hochhalten können. Mit ein Grund, warum gleich nach 1945 die Schweizer Grafik und Fotografie international vorne mit dabei waren. Doch diese Schulen waren um 1970 herum zu einer Art geschmackssicherer Industrieschmiede geworden. Erst in den 90er-Jahren wurde der Status der Kunsthochschule in der Schweiz eingeführt. Nur in Genf, das schon immer nach Frankreich orientiert war, gab es längst eine Akademie. Nicht zuletzt deshalb sind und waren Schweizer Künstler*innen gerne autodidaktisch im Gebaren, quer einsteigend und nur moderat diskursorientiert.



HR Giger, *Gehirnanatomie*, 1967, Titelblatt des Katalogs *ARh*, 1971.

Urs Lüthi, *Urs Lüthi weint auch für Sie*, 1970, Offset-Poster, 70 x 50 cm.

Edward Kienholz, *Roxy's*, 1960/61, Installation, die 1971 in seiner Ausstellung *11 Tableaux* im Kunsthaus Zürich zu sehen war.



Vreni Volzert und Dieter Meier an der Zürcher Schiffplande während der sogenannten «Miswa(h)l», Zürich, 5. Juli 1969. (Foto: Keystone).

Claudia Honegger hält als erste Frau 1969 die 1.-Mai-Rede auf dem Münsterhof in Zürich, nach spontanen Verhandlungen einer rebellischen Gruppierung mit den offiziellen Organisatoren. (Foto: Keystone).

Doris Stauffer: Fotografie während der «Miswa(h)l» 1969, deren Motto lautete: «Wenn ein Walfisch Miss Wal wird, findet eine Miswa(h)l statt. Wir sind nämlich keine Kühe, die man für die Grösse ihres Euters präsentiert.»

Ende der 1960er-Jahre war die tonangebende Konkrete Kunst jedoch in Affirmation gefangen und im Ansehen der uns Jungen zur «Bankenkunst» verkommen – zu Bildschmuck für Sparkassenfilialen. Der Kunsthistoriker und Schriftsteller Paul Nizon publizierte 1970 die auch während der folgenden Jahrzehnte viel zitierte Schrift *Diskurs in der Enge*, in welcher er noch von einem ländlichen Bild der Schweiz ausging, das zu diesem Zeitpunkt eigentlich bereits überholt war. Er beklagt darin das Fehlen eines anregenden Kunstzentrums à la Paris, das er sich herbeisehnt als Gegenbild zum hier dominant Utilitaristischen, dem Wohlgeordneten, dem damaligen Dogma der «Guten Form». Als Antidot verteidigt Nizon – ein ehemaliger Studienkollege von Harald Szeemann – das Erbe einer expressiv und surreal pop-anarchischen Kunst, exemplifiziert durch Friedrich Kuhn und der von ihm so benannten «Zürcher Schule der kleinen Wahnwelt», in welcher der Künstler (immer noch hauptsächlich männlich fixiert) die Haltung des poetischen Bürgerschrecks und Ungeheuers einnimmt. [...]

4 Rosa Luxemburg (1871–1919) studierte von 1889 bis 1897 an der Universität in Zürich und wohnte an der Plattenstrasse 47. Sie kam nach Zürich, weil hier seit den 1860er-Jahren auch Frauen studieren durften.

DER POLITAUFBRUCH, DIE DOGMATISIERUNG UND DAS UNIVERSITÄRE

Von deutschen und französischen Studentenunruhen beeinflusst fanden auch in Zürich Aufstände statt, die bald, 1969, an der Feier zum «Tag der Arbeit», in der Person von Claudia Honegger eine weibliche Profilierung bekamen. Sie hält als erste Frau in Zürich die offizielle 1.-Mai-Rede, während das begeisterte Publikum «Rosa Luxemburg» skandiert.⁵ Sie ist damals 22 Jahre alt, Mitbegründerin der FBB (Frauenbefreiungsbewegung), Mitglied der Fortschrittlichen Studentenschaft und stellt in ihrer Rede bereits die bis heute nicht eingelöste Forderung nach «gleichem Lohn für Mann und Frau». Ein paar Wochen später, am 5. Juli, findet in der Nähe der sogenannten, von ersten Haschraucher*innen besetzten Riviera, dem Limmatufer beim Bellevue, ein von der FBB organisiertes, schräges «Misswa(h)l»-Happening statt. Dort wird mit einer Kleiderversteigerung Geld gesammelt, um am Bellevue einen «Antibabypillen-Automaten» einzurichten. Claudia Honegger ist am Anlass aktiv dabei und verlässt bald darauf Zürich, um in Frankfurt bei Jürgen Habermas und in Paris bei Pierre Bourdieu zu studieren. Sie wird später Ordinaria für Soziologie an der Uni in Bern.

«Globuskrawall» hiess der 1968er-Aufstand in Zürich und er steht für eine Auseinandersetzung zwischen den Jugendlichen mit der Polizei, wie sie schon 1967 nach einem Konzert der Rolling Stones stattgefunden hatte und sich nun 1968 nach dem Auftritt von Jimi Hendrix im Hallenstadion wiederholte. Während die linksgerichteten Studenten- und Bürgerrechtsbewegungen an anderen Orten auf der Welt viel stärker mit der Arbeiterschaft oder als Direktbetroffene gegen den Vietnamkrieg protestierten, stellte man in Zürich auf der Strasse mit der Forderung nach einem «Autonomen Jugendhaus» den konkreten Wunsch nach Freiraum ins Zentrum der Auseinandersetzung. Es war der Ausdruck einer allgemeinen Unzufriedenheit und eine diffuse Auflehnung gegen die Gesellschaft. Dazu gesellten sich Proteste an der Universität im Anschluss an den europäischen Aufbruch.

Im Rückblick erscheinen gerade diese akademisch geprägten Ereignisse in Zürich wie ein Vorspiel zu den 1980, also rund zehn Jahre später, stattfindenden Zürcher Opernhauskrawallen, wie ein hochsprachlich abgehobenes Präludium zur «dialektalen», dadaistisch verbrämten, aber auch militanten «Bewegung». Diese Krawalle breiteten sich dann während vieler Wochenend-Rituale machtvoll in der Innenstadt aus. Angestachelt durch das beklagte Missverhältnis von staatlichen Förderungsmillionen, die für den Opernhausumbau bereitstanden, gegenüber all dem «alternativ Antibürgerlichen», das am Entstehen war. Als Folge dieser Ereignisse entwickelte sich die Rote Fabrik in mehreren Schritten über die Jahre zu einem subventionierten, neuen alternativen Kulturzentrum, das Ateliers, Probe- und Auftrittslokale und ab 1987 auch die Shedhalle als Ausstellungsort beinhaltet. [...]

MULTIPERSPEKTIVISCH, LOKAL UND INTERNATIONAL

Was die New Yorker Szene noch heute an Faszinierendem bietet, ist dieses Hyperzentralisierte und Akademisierte im Aushandeln von Trends und Selektionsritualen in der Kunst: Alle haben gleichzeitig das gleiche gesehen und gelesen. Bloss bleibt da ein Makel, der nicht abgenommen, sondern eher noch zugenommen hat durch die angifizierte Globalisierung: Es ist, etwas zugespitzt formuliert, der beschränkte Glaube, der allein herrschende Teil einer bloss auf sich bezogenen Monokultur zu sein. Früher nannte man dies Chauvinismus.

In Europa hingegen war und ist man natürlicherweise angewiesen und ausgerichtet auf Austausch und Übersetzung. Das Geschehen (in pluralistischer «Einzahl») findet geografisch verzettelt und in verschiedenen Spracharchipelen statt. Hier herrscht auch eine transformative Kraft und Dynamik im Wechsel der Perspektiven mit einem eingebauten Zeitfaktor, den die produktive Verzögerung mit sich bringt. Die Ereignisse geschehen untereinander ein bisschen verschoben, im Geben wie im Nehmen. Um möglichst bei allem dabei sein zu können – um mit den verschiedenen Schauplätzen und Feuerstellen beschäftigt und verbunden zu sein –, ist der stete Blickwechsel unumgänglich.

Um 1970 waren wir alle noch irgendwie italoophil und frankophil, doch hatte Paris die Bedeutung als eindeutiges Zentrum längst und endgültig abgegeben an vereinzelte neue europäische Kunstzentren, die sich herab bildeten. Diese hatten nach dem Krieg die grosse Anregung durch die junge amerikanische Kunst mit Pop, Fluxus, Minimal und Konzept-Kunst aufgesogen: der Grossanlass documents in Kassel, die Akademie in

⁵ Siehe: Ury Stahl, Miriam Wiesel (Hg.), *Walter Koller Bern: Verleger*, Edition Patrick Frey, Zürich 2019.

Düsseldorf mit Joseph Beuys, in Italien Turin (wo die Arte povera ihre radikal erneuerten Ideen in die Welt setzte), Genua, von wo aus der Kurator Germano Celant agierte, und Rom (wo sich die mythische Galleria l'Attico befand, in welcher Iannis Kounellis 1969 zwölf lebende Pferde ausstellte). Vieles davon war hier auch bald zu sehen, wie die Arte povera oder die Düsseldorfer Szene im Kunstmuseum Luzern.

Die Schweiz war nach dem Krieg gesegnet mit aussergewöhnlichen Kuratoren wie Arnold Rüdinger, Franz Meyer, Harald Szeemann, der 1969 mit dem Paukenschlag *When Attitudes Become Form* internationale Ausstellungsgeschichte schrieb, und Jean-Christophe Ammann, der im Kunstmuseum Luzern gerade in den 1970ern ganz früh vieles von echt Avanciertem vorstellte. Mit seiner passionierten, offen kommunikativen Art definierte er auch die Rolle des Vermittlers neu, und es gelang Ammann, eine sprühende und einflussreiche Kunstszene um sich herum zu generieren.

Weltläufigkeit verströmten ebenso die Zürcher Galerien Bruno Bischofberger, Annemarie Verna sowie jene, die oft Filialen von international tätigen Häusern waren, wie Gimpel & Hanover, Konrad Fischer, Maeght Lelong, Paul Facchetti, Marlborough, André Emmerich. Doch für die Entstehung eines neuen Kunstklimas waren vor allem die lokalen Player wichtig, wie Pablo Stähli, Jörg Stummer und die kurzfristig existierende Galerie von Li Tobler, wo Manon 1974 ihr spektakuläres *Lachs-farbenes Boudoir* einrichtete. Von Bedeutung war auch das InK. Halle für internationale neue Kunst, von 1978 bis 1982 im Zürcher Kreis 5, dem ehemaligen Industriequartier, wo Urs Raussmüller mit neuartigem, räumlich grosszügigem Gestus wichtige Namen präsentierte.

Derweil tauchte Harald Szeemann nach seiner *documenta 1972* ab, wohnte zurückgezogen im Tessin und beschäftigte sich zehn Jahre lang kaum noch mit Gegenwartskunst, um sich den ideengeschichtlichen Ausstellungen wie *Jungesellemaschinen* (1975), *Monte Verità* (1978) und *Der Hang zum Gesamtkunstwerk* (1983) zu widmen. Als er 1974 in Bern das Kuriosum einer Wohnungsausstellung einrichtete, *Grossvater, ein Pionier wie wir*⁶, stand nicht Kunst, sondern das Phänomen der «Dauerwelle» im Zentrum, und dies in einer Zeit, wo dem «Haarigen» eine enorme Symbolfunktion zukam, denn Grossvater war Coiffeur. Leider erfuhr die Ausstellung von Harry, wie wir ihn nannten, dem eher ungekämmtten Bartträger, der gerne geblümete Hemden trug, 2018 eine allzu ehrfürchtige und gänzlich humorlose Rekonstruktion, in der das augenzwinkernd Antiburgeoise der Zeit auf der Strecke blieb.

DAS NEUE WORT «SZENE» – DIE VERSCHLUNGENEN ARME DER KUNSTSZENEN

Urs Lüthi war der unangefochtene Star der Zürcher 1970er-Jahre. Nicht nur eine grosse Inspiration, er war auch jener Künstler, der sehr jung sich daran

⁶ Sie fand in der ehemaligen Wohnung seines Grossvaters, Érienne Szeemann, statt. 2018 organisierte das Getty Center in Los Angeles zusammen mit der Kunsthalle Bern eine Rekonstruktion als Wanderausstellung.



PROCESSI DI PENSIERO VISUALIZZATI

JUNGE ITALIENISCHE AVANTGARDE
ANSELMO, BOETTI, CALZOLARI,
FABRO, GRIFFA, KOUNELLIS,
MAINI, MATTIACCI, MERZ, PAOLINI,
PENONE, PISTOLETTO, PRINI,
SALVO, ZORIO

SONDERAUSSTELLUNG IRMA INEICHEN, JOSEPHINE TROLLER

31. MAI - 5. JULI 1970
TÄGLICH VOM 10-12, 14-17, DONNERSTAG
VOM 20-22 UHR, MONTAG GESCHLOSSEN



Katalog mit den italienischen Künstlern zur Ausstellung *Visualizzate Desgrozios* von Jean-Christophe Ammann, Kunstmuseum Luzern, 1970.

InK. Halle für internationale neue Kunst – Ausstellungsraum unter der Leitung von Urs Raussmüller, 1978. (Foto: Urs Raussmüller).

Andreas Züst, Werner Büttner, Georg Herold und Albert Ochlen, 1978. (Foto: Andreas Züst).



Urs Lüthi und David Weiss, *Lazy Days* (Detail), 1974, Inkjet auf Papier, 28,7 x 42 cm, 1974/2018. (Foto: Urs Lüthi und David Weiss).

David Weiss, *up and down town*, 1975, Künstlerbuch, 11 x 18 cm, Edition Stähli, Zürich, 1974/2018.

Alternativer Dia-Abend mit Sigmar Polke, Antrid Heibach und Achim Dachow bei Andreas Züst auf dem Spiegelberg, 1977/78. (Foto: Andreas Züst).

machte, die sprichwörtliche Enge der Schweiz spielend zu überwinden und, ganz untypisch für einen damaligen jungen Künstler, sofort auch in Italien, Frankreich, Österreich und 1977 an der documenta 6 in Kassel auszustellen. Mit seinen fotografischen und performativ genderfluiden Rollenspielen und im Ton einer berückenden Coolness fand seine Kunst breiten Anklang. Jean-Christophe Ammann wies ihm eine zentrale Rolle zu in der berühmten gewordenen Ausstellung *Transformer – Aspekte der Travestie*, 1974 im Kunstmuseum Luzern.⁷ Eigentlich war eine Einzelausstellung mit Lüthi geplant gewesen, die sich dann zu jener Gruppenausstellung ausweitete, die in die Kunstgeschichte einging, weil mit ihr erstmals die Genderthematik in einem Museum ins Rampenlicht gerückt wurde. Unvergesslich der bunte Aufmarsch der Gäste zur Vernissage in Luzern! Katharina Sieverding, die einzige Frau auf der Künstlerliste, trug ein geschnürtes Mieder wie sehr viel später Madonna und dazu einen kleinen, flachen, schwarzen Hut – eine unwahrscheinliche Erscheinung in der noch sehr katholischen Innerschweiz.

1976 stellt Manon in der Zürcher Galerie Jamileh Weber in einer Performance sieben «Männerfiguren als lebende Kunstobjekte» aus. In Zürich nimmt man all die artigen wie abartigen «Attitüden, die Form werden» gelassen aus dem Augenwinkel wahr. Zugleich grassiert die Meinung, dass es etwas präventios sei, sich Künstler zu nennen. Eine sub- oder gegenkulturelle Haltung, die sich besonders in Zürich im «Szenendenken» verbreitet. Ein David Weiss verkörpert sie, er ist verbunden mit dem makrobiotischen Laden Mister Natural⁸ am Hirschengraben und «macht Sachen»: Er zeichnet wunderbar poetisch cartoonartige Bildgeschichten und malt in Gouache auf Papier feine Netzbilder als eine Art Max Bill auf LSD. Er produziert kleine Publikationen wie das «Regenbüchlein»⁹, stellt bei Stähli aus und gleichzeitig auch in einer weiteren wichtigen Ausstellung im Kunstmuseum Luzern, *Mentalität Zeichnung* von 1976.

1974 war ich nicht nur erstmals in New York,¹⁰ sondern da schenkte mir Sigmar Polke den Katalog seiner grossen, retrospektiven Ausstellung, die gerade tourte (Eindhoven, Tübingen und Düsseldorf). Er war damals 33 Jahre alt und war in Zürich gelandet als der neue Freund meiner Freundin Katharina Steffen, wo er von nun an bis 1977 viel Zeit verbrachte. Dies schlug ein, «die Begegnung hat mich verändert, zumindest meine Auffassung von Kunst», das schreibe ich in *Wir Kleinbürger!*¹¹ Und so entstand nach vielen Gesprächen und schriftlichem Austausch mein erster ernsthafter und doch überschwänglich begeisterter Essay über ihn,

7 Am gleichen Ort, ein Jahr später, 1975, stellen neun Frauen aus *Die sieben Geschichten der sieben Prinzessinnen* von Nizami, Carmen, Vanessa, Annemarijke, Manon, Clara Czerny, Monika, Maria Gregor, Anita Osterwalder, Esther, auf Einladung von Markus Rätz.

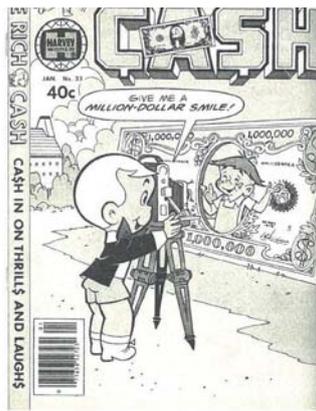
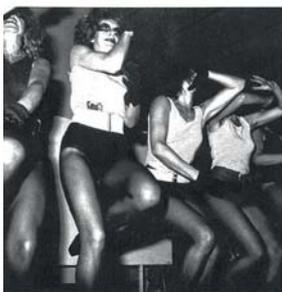
8 Den er zusammen mit Robert A. Fischer, Rosine Courtin und Peter Schwegel gründete.

9 *up and down town*, Edition Stähli, Zürich 1975.

10 Meine Eindrücke zur Skatigen Kunst und Subkultur fanden in einem ganzseitigen Artikel im *Tages-Anzeiger* Zürich ihren Niederschlag, 7.6.1974. Wiederabgedruckt in: *Female Chic*, hg. von Gina Bucher, Edition Patrick Frey, Zürich 2015, S. 650–653.

11 Bice Curiger, «Wir, die intergalaktischen Kleinbürger», in: Petra Lange-Berndt und Diemar Rüttel (Hg.), *Sigmar Polke: Wir Kleinbürger! Zeitgenossen und Zeitgenossinnen. Die 1970er-Jahre*, Verlag der Buchhandlung Walther König, Köln 2009, S. 239–282, hier S. 241.

der 1977 in den *Kunst-Nachrichten* zusammen mit einem Text- und Bildbeitrag von Polke abgedruckt wurde: «Das Lachen von Sigmar Polke ist nicht zu töten – oder: Sie haben wohl ein Loch im Kopf, das Sie unbedingt mit Kunst stopfen wollen.»¹² [...]



Dauerbrenner *Panzerknackerballett* mit dem «abgemerktesten» Serge Stauffer am Boden, 1975. (Foto: ZHdK).

Titelblatt des US-Comics *Richie Rich*, Katalog *Saus und Braus*, Zürich 1980.

Die berühmte-berühmte Panzerknackerbande von Walt Disney.

EINE NEUE FRÖHLICHE GEMEINSCHAFT

«Künstler oder nicht Künstler, das war nie die Frage! Jeder ein Star, jeder einzelne eine komplexe Galaxie!», schrieb ich in «Wir, die intergalaktischen Kleinbürger».

Halten wir nochmals fest: Die hiesige Szene zeichnete sich als kreativer Wildwuchs aus, intelligent, unbelastet von formalistisch theoretischen Korsetts, als Gemeinschaft gesegnet mit einem aufgeschlossen frechen Selbstbewusstsein. Freie Radikale, die sich abends in den drei Bars treffen mit Namen Fantasio, Kon-Tiki, Splendid und mit der Zeit auch im Castel Pub und im Hey ... Die Stimmung ist dörflich vertraut und die Mischung so vielfältig über alle Klassen hinweg, wie kaum je in den Lokalen der Grossstädte, wo schnell ausdifferenziert wird, hier die Studierenden, da die Polit- oder Kunstszene, dort die Musikfreaks. Oder doch: Die Bars waren unser Warhol'sches Max's Kansas City vom Zürcher Niederdorf. Wichtig auch, wir befanden uns in der Schweiz im Windschatten der politisch harten Auseinandersetzung um die RAF oder die Brigade Rosse. Das war es wohl auch, was Polke & Cie., die hier immer wieder aus Hamburg, Köln und Düsseldorf eintrudelten, mit Achim Duchow, Astrid Heibach, Ernst Mitzka, Georg Herold, Albert Oehlen und anderen, anzog, dieses entspannt Gemütliche, auch treuherzig Verspielte, die lebenswürdige Offenheit.

Da gab es auch die grosszügigen Züst-Zwillinge, Andreas, den immer alerten Fotochronisten, Künstler und Glaziologen, und Luzius, den Privatmann und Hobby-Ziegenzüchter, die beide oft und gern hoch über dem Zürichsee auf den «Spiegelberg» zum Festen einluden. Sie verfügten über einen «wohlhabenden» Hintergrund, während jedoch selbst die Arbeiterkinder unter uns möglicherweise im Vergleich mit anderen Orten auf der Welt ebenfalls in die Kategorie des «Richie Rich, the poor little rich kid» fielen, wie er im Katalog von *Saus und Braus* neben Globi zitiert wird. Es ging uns gut, wir konnten feiern und fröhlich posieren für die Ewigkeit. Gleichzeitig hatte man jegliches Beamtendenken abgestreift, man jobbte, dachte nicht an morgen, und wenn, dann nur romantisch, radikal utopisch. Jobs gab's immer.

«PANZERKNACKERBALLETT»

1974 findet die erste kollektiv szenische Manifestation statt, welche ein paar Monate später zur Ausstellung *Frauen sehen Frauen* führt. Diese segelt unter dem vielversprechenden und Fesseln sprengenden Titel *Panzerknackerballett*, das in einem Zelt auf dem Hechtplatz nahe Bellevue präsentiert wird, im Rahmen von Thearena.¹⁵ Ein bescheiden dimensioniertes Kulturfestival mit Poesielesungen, Clownauftritten, Diskussionen und eben auch mit unserem schrägen Ballett. Zur zackig schrillen Musik der Andrews Sisters entwickelten wir – ein auf nicht mehr eruierbare

¹⁵ Dies war der bescheidene Vorläufer dessen, was heute in Zürich jedes Jahr im Sommer als das gross angelegte Event «Theaterrepublik» stattfindet. Das Zelt situierte sich ein Jahr später auf dem Münsterhof, siehe Chronologie, S. 139.

Weise sich zusammenfindendes Grüppchen Frauen – fröhlich bewaffnet mit knallenden Spielzeugrevolvern eine rüde Parodie auf Revuegirls. Damals gab's keine Samstagabend-TV-Show im Fernsehen ohne solch beinschwingende lebende Puppen. In schwarzen Strumpfhosen und Ringelhemdchen bekleidet, hüpfen wir im losen Gleichschritt über die Bühne und trugen die schwarzen Halbmasken, die auf Walt Disneys Gangsterbande, die Panzerknacker, verwiesen, und schossen in die Luft. Unnötig zu betonen, welchen Spass wir dabei hatten, auch weil es uns gelang, allseits heiteren Zuspruch zu verbreiten.

Unser *Panzerknackerballett* wurde zur «Pièce de résistance» in allen zukünftigen Aufführungen der *Frauenrakete*, in stets leicht wandelnder Zusammensetzung der gut ersetzbaren Tänzerinnen. Das Einstudieren der Schritte war «bubileicht», und allfällige Patzer gehörten sowieso zum Charme und kalkulierten Charakter der Auftritte. [...]

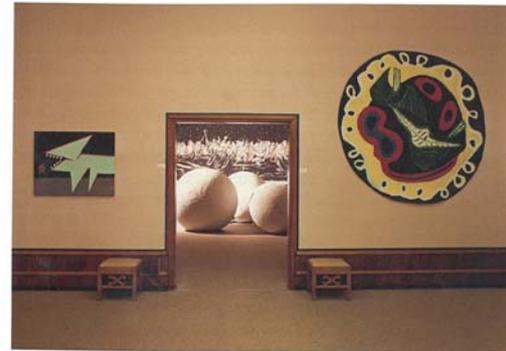
SCHWANENGESANG

Es ist schwierig, im Rückblick das Persönliche und das Allgemeine voneinander zu trennen, um zu analysieren, was die Wende an der Schwelle der anbrechenden Postmoderne um 1980 alles beinhaltet. Schon wenn ich mir vor Augen führe, was während der Vorbereitung zu *Saus und Braus* so geschah, zeichnet sich ab, welch komplett unterschiedliche Universen sich plötzlich gleichzeitig auftraten.

Am 24. Mai 1980 erscheint im *Tages-Anzeiger* ein langes Gespräch, das ich mit Andy Warhol und seiner Entourage im Zürcher Hotel Dolder geführt hatte, wo Warhol residierte, um Porträtaufträge entgegenzunehmen.²⁷ «Alles ist viel zu ernst!», sagt Andy und beklagt, dass die Intellektuellen ihn fallen gelassen hätten, weil er diese Porträts der High Society macht, die helfen, seine Zeitschrift *Interview* zu finanzieren. Und als hätte er schon die *Wurstserie* oder *Plötzlich diese Übersicht* von Fischli / Weiss gesehen, meint er über die intellektuelle Kritik: «Die haben einfach keinen Humor. Wenn etwas lustig ist, denken sie, es sei nicht ernst zu nehmen.» Auf meine Frage bezüglich seiner Filme, die ich ein Jahrzehnt vorher in der Platte 27 in mich aufgesogen hatte, sagt er: «Es ist so schwierig, heute etwas Experimentelles zu machen. Es gibt jetzt so viele grosse, teure Filmproduktionen, die wirklich gut sind, besser als Underground, nein, das ist ein dummes Wort; als experimentelle Filme. Alles ist auch so schnell geworden, man nimmt alles schnell auf, jedes Thema.»

Ende Mai 1980 besuchten wir die Biennale in Venedig. Hier zog nicht nur die italienische Transavanguardia sehr viel Aufmerksamkeit auf sich, da trat auch Laurie Anderson in einer Kirche auf mit United States of America und sang unter anderem «Oh Superman». Ein umwerfendes Erlebnis, es war so neu, so eindrücklich, wie sie verstand, das Technoide schlangenbeschwörerisch mit dem fragil Persönlichen zu vermengen in dieser betörend eigenen Tonlage zwischen simulierter Nähe und struktureller Kälte.

Bei der Rückkehr aus Venedig hatten wir erstaunt festgestellt, dass überall Scheiben eingeschlagen waren und junge Demonstranten sich



Gemälde von Anselm Stalder (*Nassknacker-tischen*, 1981) und Klaudia Schifferle (*Die Giraffenselig*, 1981) vor dem Raum von David Weiss (*Planetarium*) in der Ausstellung *Bilder* im Kunstmuseum Winterthur, 1981. (Foto: Kunstmuseum Winterthur).

Peter Fischli, *Die Tierwelt*. Ausschnitt aus der Installation *Das Mergelwand* (mit Lebewesen Meerschweinchen und Mäusen), 1981, in der von Rudolf Koella und Patrick Frey kuratierten Ausstellung *Bilder*, Kunstmuseum Winterthur, 29. März – 10. Mai 1981. (Foto: Kunstmuseum Winterthur).

Scharmützel mit der Polizei lieferten. Der Aufstand der neuen «Bewegung» war in unserer Abwesenheit geschehen.

Ein paar Jahre später schrieb ich über diesen Moment: «Doch nach dem Erkennen des Verbindenden erschien es bald als ebenso notwendig, der Unterschiede gewahr zu werden. Für die Kunst bedeutete es das Erkennen ihres vitalen Potentials – z. B. komplexe Sachverhalte als Metapher darzustellen – und die Notwendigkeit, dieses nicht leichtfertig aufzugeben, [...] während in der Alternativkultur Werte wie Selbsterkenntnis im Formulieren von Gruppenidentität eher im Vordergrund standen.»²⁸

Laurie Anderson trat gleich anschliessend in den ersten Junitagen im Kunsthaus Zürich auf – allerdings vor ganz wenig Leuten, weil noch niemand sie kannte.²⁹ Die Europäer und die New Yorker: Wir fühlten die gegenseitige Faszination als neue Generation, die endlich wieder im Austausch zu sein schien, nach einer langen Pause, als Amerika tonangebend und ganz auf sich bezogen war. Endlich interessierte man sich jenseits des Atlantiks auch wieder für uns, was mit ein Grund sein sollte, warum wir dann bald einmal *Parkett* als zweisprachig transatlantische Brücke gründen wollten.

Rund zwei Wochen nach der Eröffnung von *Saus und Braus* fuhr ich nach Paris, um mich Meret Oppenheim vorzustellen, nachdem ich den Auftrag erhalten hatte, eine Monografie über sie zu schreiben, die dann 1982 erscheinen sollte.

War die Professionalisierung unumgänglich? Dazu muss ich mich noch einmal selber zitieren, wie ich 1977 über das Ende der *Frauenrakete* räsionierte: «Durch dieses Medium haben die Leute viel unmittelbarer gespürt, um welche (neuen) Qualitäten es uns ging. Doch wir konnten das nicht durchhalten; die Frische, die Frechheit, die Aufbruchsstimmung, die Mischung aus Unbekümmertsein und Leidenschaft, das war nur am Anfang «einfach da» – und bald verfielen einige Frauen doch dem Wahn, dem professionellen Theater nachzueifern, andere verstiegen sich darin, einfach immer alles gut zu finden, den dritten war vor allem plötzlich die moralische Belehrung das wichtigste... Für mich besteht die Enttäuschung darin, dass Frauen nicht bereit waren, nachdem uns intuitiv etwas Neues und Gutes gelungen war, künstlerische Kriterien gemeinsam zu reflektieren.»³⁰

Und bald sollte Zürich unter dem Schlagwort «Needlepark» die internationale Aufmerksamkeit lang anhaltend auf sich ziehen. Noch heute lassen sich nur schwer die Gründe für diese schreckliche soziale Krise aufzählen. Waren es die Folgen einer zu schnell vollzogenen Urbanisierung eines einstmals ruralen Landes? Oder war es allein der Zynismus und die kulturelle Überforderung der Politik? Auch raubte uns der HIV-Virus manche unserer liebsten und talentiertesten Freund*innen – war es schlicht das Ende der sorglosen Exuberanz?

²⁸ Bice Curiger, «Saus und Braus», in: *DU*, Nr. 8, 1988, S. 24–29, hier S. 28.

²⁹ Jacqueline Burckhardt hat damals am Kunsthaus Zürich ein Performance-Programm kuratiert.

³⁰ «Phantasia, Polaroid und die Freude am Banalen», Gespräch von Angela Thomas und Caroline Kesser mit Bice Curiger, in: *Kassandra. Feministische Zeitschrift für die vielmehr Künste*, Nr. 3, 1977, S. 44–49, hier S. 49.

FAZIT

Was von heute aus interessiert an den hier präsentierten Ereignissen zwischen 1975 und 1980 ist das aktivistische Moment einer verschworenen Gemeinschaft, wenn sie getragen ist von einigenden Anliegen und Inhalten. Und wie sie hier gleichzeitig mit ganz bescheidenen Mitteln diesen Widerhall auslösen konnte in einem freudig reaktiven lokalen Echoraum, der damals entstand und auf den wir unsere Handlungen aufbauten.

Heute sind wir ganz ungewollt ausgeliefert und im Griff einer entfesselten Kommunikationstechnokratie. Und doch fühlen sich viele künstlerisch Tätige je nach geografischer Lage, besonders aber in der Schweiz, erst recht publizistisch nicht begleitet, ja, wie in eine schalltote Kammer versetzt, ins Vakuum einer fehlenden lokalen Auseinandersetzung. Eine erstickende Vorstellung, wenn man bedenkt, wie Internet doch (noch) kein Ersatz ist für die nun geschrumpften Feuilletons in den alten Printmedien. Während online sich alles schnell irgendwie und immer ins Endlose und Ortlose verästelt, alles abhebt und wieder versickert in der unendlichen ungefilterten, nicht akzentuierten Flut, leben wir in einer Welt der Rankings – doch wer macht die Wertung? Zwischen breitem Mainstream, den gezählten «Likes» und den Auktionshitparaden, ist die Antwort wirklich so platt wie: «der Markt»?

Im Wunsch, auszubrechen – einst und heute, nicht nur aus der bestehenden gesellschaftlichen Enge und dem Konformismus –, fasziniert das damalige Freisein von der ubiquitären Hyperprofessionalisierung, der heutigen Standardwährung unserer Kultur, in Ausbildung, Produktion und Vermittlung. Es beeindruckt auch das damalige Vertrauen in die Kunst, um gleichzeitig ihre Erneuerung und Ausweitung einzufordern; der Glaube, dass Kunst der Ort und der Ausgangspunkt einer Kraft sein könnte, um gegen Dogmatisierungen aller Art aufzubegehren und anzukämpfen, wenigstens für einen kurzen Moment. Ja, Kunst ist Skopsis gegen Doktrin und Regelwerke – akademische wie kommerzielle.

Ist die Kunst heute zu stark im Würgegriff von Kommerz und Professionalisierung? Wir alle sind Teil einer einzigen grossen Industrie. Auch wenn wir nichts tun, sind wir angeschlossen. Wir hinterlassen ungefragt Spuren, verwertbare Einschaltquoten in allem. Der Lebendigkeit zuliebe wünscht man sich doch zuweilen einen Mainstream-Ausbruch, welcher die Einfalt von Einschaltquoten und deren Unkultur auf den Kopf stellen würde – auf den fröhlich menschenliebenden, denkenden Kopf! Als eine neue «Music for Millions», die in der Intimität der verschworenen Gruppe auszusenden und zu geniessen wäre.

Bice Curiger war, neben den im Text erwähnten Tätigkeiten, von 1992 bis 2012 Kuratorin am Kunsthaus Zürich. Sie leitete 2011 die 54. Biennale von Venedig und ist heute künstlerische Direktorin der Fondation Vincent van Gogh Arles.



UM DES REIMES WILLEN
KANNT ICH EINEN KULLEN.

Dunst, Frankfurt, unversehrt 2004

Klaudia Schifferle, letzte Seite ihres Künstler-
büchleins *Um des Reimes willen hörent ich
einen Kullen*, 1979, 15×21 cm, unpaginiert,
Auflage: 100 Exemplare.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

Bücher

- Huber, Werner, and Hochparterre AG. *Architekturführer Zürich : Gebäude – Freiraum – Infrastruktur*. 1. Auflage ed. Zürich: Edition Hochparterre, 2020. Print.
- Boudet, Dominique, Claus, Sylvia, Schärer, Caspar, Kurz, Daniel, Simon, Axel, Hofer, Andreas, Davidovici, Irina, Gmür, Patrick, and Ess, Peter. *Wohngenossenschaften in Zürich : Gartenstädte Und Neue Nachbarschaften*. Zürich: Park, 2017. Print.
- Curiger, Bice, Zweifel, Stefan, Amsler, Ronnie, and Museum Strauhof. *Ausbruch & Rausch : Frauen Kunst Punk 1975-1980*. Erstveröffentlichung ed. Vol. No 305. Zürich: Edition Patrick Frey, 2020. Print. Edition Patrick Frey.
- Cereghetti, Marco, and Stadtzunft Zürich. *Zürich - Aufbruch Einer Stadt*. Zürich: NZZ Libro, 2017. Print.
- Weber, Bruno, Hesse, Jochen, Dieterich, Barbara, Bliggenstorfer, Susanna, Schott, Clausdieter, and Zentralbibliothek Zürich. *Hundert Zürcher Ansichten*. Zürich: Scheidegger & Spiess, 2017. Print.
- Beetschen, Mirko, and Houlmann, Stéphane. *Wohnort Zürich : Interieurs & Stadtleben*. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2014. Print.
- Spoerri, Bettina, and Rozsa, Klaus. *Zürich Abseits Der Pfade : Eine Etwas Andere Reise Durch Die Lebendige Stadt Jenseits Der Reichen Fassaden*. 1. Auflage ed. Wien: Braumüller, 2019. Print.

Zeitschriften

- Bund Schweizer Architekten, and Vereinigung Schweizer Innenarchitekten. *Werk, Bauen Wohnen*, Ausgabe 9-2018, Zürich, Verlag Werk.
- Bund Schweizer Architekten, and Vereinigung Schweizer Innenarchitekten. *Werk, Bauen Wohnen*, Heft 4: Technische und technologische Architektur, 1980, S. 28-40.
- „Zürich Kühlen : Die Fachplanung Hitzeminderung Und Ihre Folgen Für Den öffentlichen Raum, Den Städtebau Und Die Architektur in Der Stadt Zürich.“ Hochparterre, 33. Jahrgang, 9 (September 2020), Themenheft (2020): Hochparterre; 33. Jahrgang, 9 (September 2020), Themenheft. Print.

Filme

- „Zürich Tagebuch“, Stefan Haupt, Schweiz, 2020
- „Platzspitzbaby“, Pierre Monnard, Schweiz, 2020
- „Der Buezer“, Hans Kaufmann, Schweiz, 2019
- „Max Frisch, Citoyen“, Matthias von Gunten, Schweiz, 2008
- „Snow White“, Samir, Schweiz, 2005
- „Züri brännt“, Thomas Krempke, Schweiz, 1981
- „Hinter den sieben Gleisen“, Kurt Früh, Schweiz, 1959
- „Bäckerei Zürrer“, Kurt Früh, Schweiz, 1957

ASSISTENZ GIGON GUYER
Oktober 2020

Reader
Stefan Jos, Linda Bühler, Luca Ugolini

Mit Mike Guyer